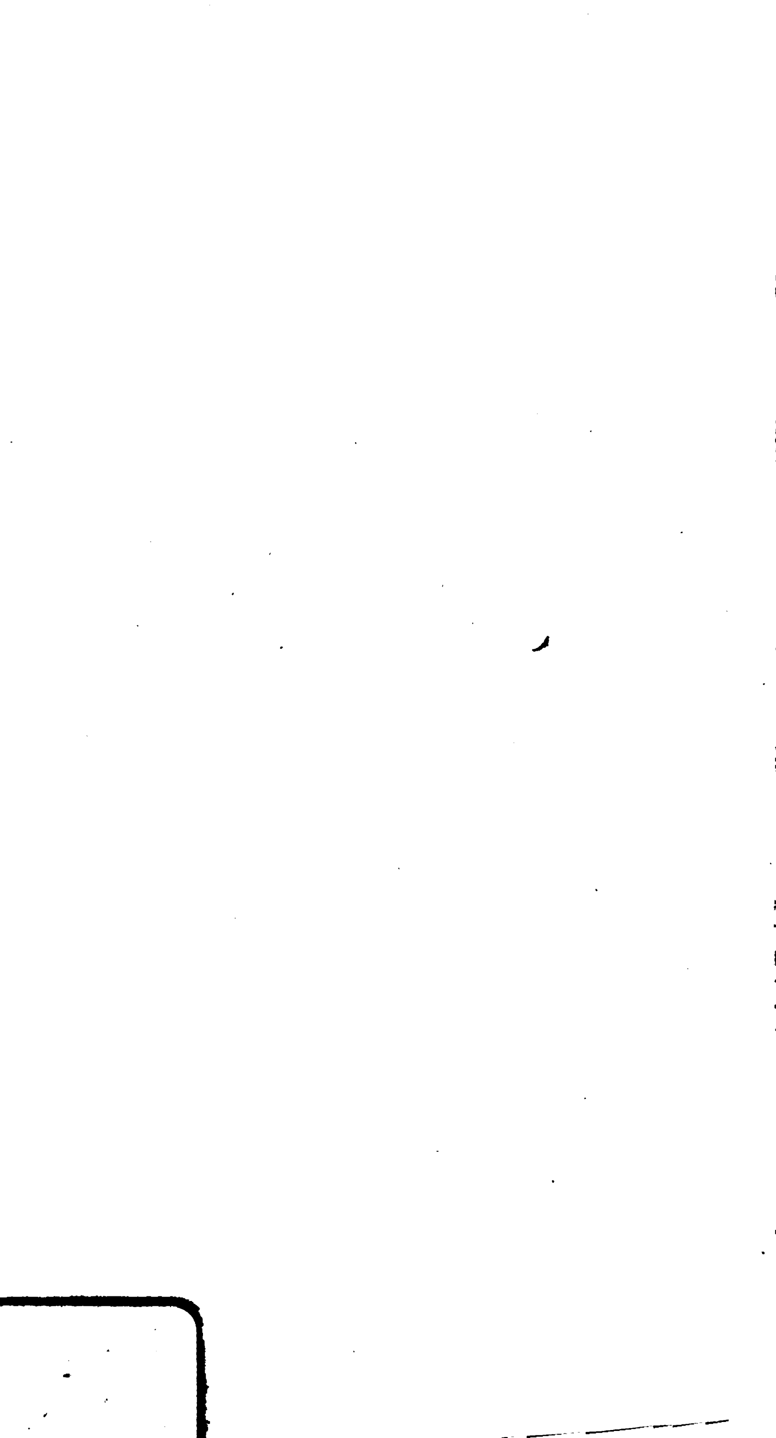
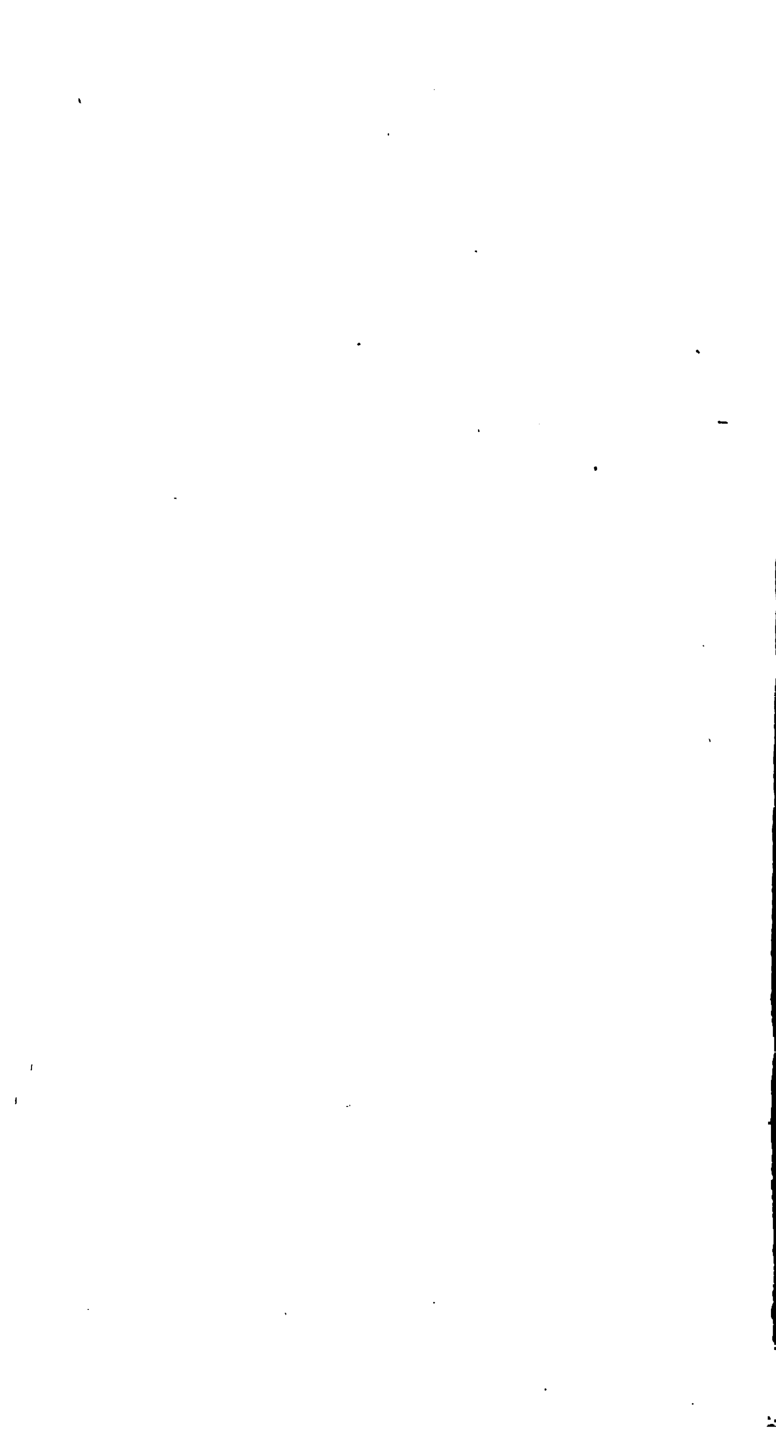






# Historische Nachrichten

und

politische Betrachtungen

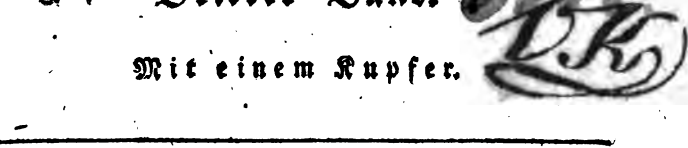
über die

# französische Revolution

von


## Christoph Girtanner

der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst Doktor; der Königl. medicinischen Societäten zu Edinburgh und London, so wie auch der litterar. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der Königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh Ordentlichem Mitgliede; u. s. w.

## Dritter Band.

Mit einem Kupfer.

Sententia Platonis semper in ore fuit: „Florere civitates, si Philosophi imperarent, aut Imperatores philosopharentur.

*IUL. CAPIT. in MARC. AUREL.*


Berlin 1791

bei Johann Friedrich Unger.

# Inhalt.

## IV. Abschnitt.



Frank-

Meri=

Mericourt. Danksagungen der Nonnen. Patriotische Armee im Burgund. Lächerliche Verordnung zu Duplines. Aufhebung der Verhaftbriefe. Ostindische Kompagnie. La Fayettes Rede. Gesandtschaft an den König, wegen des Todes des Kaisers. Das rothe Buch. Rückkunft des Prinzen von Conti. Berathschlagungen über die Errichtung eines Finanzrathes. Insolenz eines Offiziers zu Marseille. Patriotische Geschenke. Priester predigen Aufruhr. Brief einer Staatsbürgerinn. Berathschlagungen über das Privilegium der Ostindischen Kompagnie. Zuschrift der Schweizerrepublik Graubündten an die Nationalversammlung. Maillebois macht den Plan zu einer Kontrerevolution, und wird verrathen. Sonderbares Betragen des Hrn. Necker. Berathschlagungen über die Frage: ob die katholische Religion die herrschende seyn solle? General Paoli. Hundertjähriger Friede mit dem Dey von Algier. Nachrichten über das Seewesen. Königliche Proklamation wegen der Assignate. Gefecht zwischen den Schweizern und dem Jägerkorps. Anekdote von der Königinn. Aufruhr zu Marseille, zu Montpellier, zu Toulouse, zu Nismes, zu Alais, zu Vitteaux, zu Valence, in Korsika, zu Toulon, zu Montauban. Brief des Königs an die Kolonien. Zuschrift der Städte Mezieres und Charleville. Zuschrift der Damen in Poitou. La Tudes Rede. Verhaftnehmung des Chevalier Bonne Savardin. Anekdoten von der königlichen Familie. Unruhen zu Avignon. Berathschlagungen über den Aufruhr zu Marseille. Soll dem Könige das Recht zugestanden werden, Krieg und Frieden zu schließen? La Fayettes Heldenmuth. Vertheidigung des Chatelet. Briefwechsel zwischen Lameth und la Fayette. Heldenmuth des Herzogs de Duras. Geldmangel. Paoli.

Necker

Sie

# Sechste Abtheilung.

## Geschichte der Französischen Revolution, von der Gefangennehmung des Königs bis nach der Hinrichtung des Marquis von Favras.

La Fayettes Leben und Karakter. Unruhen zu Paris. Gerücht von einer Kontrerevolution. Demokratische Schriftsteller. Brissot de Warwille; Mercier; Carra; Mirabeau; Dumont; Mademoiselle de Keralio; Bonneville. Furcht und Schrecken zu Versailles. Schmeicheleien und schöne Reden. Wie ist es möglich, daß in Frankreich Hungersnoth entstehen kann? Geschichte des Kornwuchers in Frankreich, von seinem ersten Ursprunge an. Der Herzog von Orleans wird nach England verwiesen. Patrioten verlassen die Versammlung; Lally Tolendal, Mounier, Türkheim. König der Frankreicher. Proskriptionen. St. Priest wird angeklagt. Güter der Geistlichen sind Nationalgüter. Rom und Paris. Kolonien. Thätige Staatsbürger. Keine Minister in der Versammlung! Stellvertretung Frankreichs. Neue geographische Eintheilung. Besenvals Prozeß. Abreise des Orleans. Seine Audienz zu London. Maltheserorden. Unruhen zu Toulon; zu Marseille; zu Senlis; auf der Insel Korsika. Verbündungen im Dauphine, im Languedok. Favras wird gefangen genommen. Der Graf von Provence rechnet sichs zur Ehre ein Bürger von Paris zu seyn. Trudons Betrug. Pensionen. Sterbelisten von Paris. Aufruhr zu Versailles, zu Paris. Aufruhr der Miliz. Klub der Unpartheiischen. Millionen sollen vorgeblich nach Wien gesandt worden seyn. Antrag an den König wegen der Civilliste. Preßfrechheit. Marat. Abbe Sieyes Rede. Armuth. Besenval. Korsika. Finanzen. Hinrichtung der Brüder Agasse. Juden. Zerstörung der Schlösser. Lyon. Bordeaux. Kolonien. Der vierte Februar. Bürgereid. Abbe Fauchet. Te Deum. Kompagnie des Scioto. Auswärtiges Departement. Die Nationalversammlung an die Frankreicher. Abschaffung der Mönche. Unordnungen in den Provinzen. Brief des Herzogs von Orleans. Hinrichtung des Favras.

Je ne serois pas étonné, qu'au milieu de tous nos raisonnements, mon jeune homme, qui a du bon sens, me dit, en m'interrompant: on diroit, que nous bâtissons nôtre édifice avec du bois, et non pas avec des hommes, tant nous alignons exactement chaque pièce à la regle! — Il est vrai, mon ami, mais songez que le droit ne se plie point aux passions des hommes, et qu' il s'agissoit entre nous d'établir d'abord les vrais principes du droit politique. A présent, que nos fondemens sont posés, venez examiner ce que les hommes ont bâti dessus, et vous verrez de belles choses!

*ROUSSEAU Emile.*

---

Unter denjenigen Männern, welche bei der gegenwärtigen Revolution vorzüglich sich ausgezeichnet haben, verdient keiner mehr die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, als der Held la Fayette. Er ist es, der, wie Lally Tolendal sagt, durch seinen Heldenmuth und durch seine Tapferkeit, so viel Unglück verhütet hat a). Er ist es, der, zu einer Zeit, da die Gesetze schweigen, den Einwohnern von Paris die Ruhe sichert; er ist es, der, während den Zeiten der Anarchie, den Schatten einer regelmäßigen Regierungsform erhielt, und nunmehr, seitdem die Anarchie aufgehört hat und die neue Regierungsform eingeführt ist, derselben zur Stütze dient. Er ist es, der die Bösen auseinander treibt, und die Guten vereinigt. Er hat zuerst den Despotismus angegriffen, aber er hat auch nachher das rechtmäßige Ansehen des Königs vertheidigt. Er wendet alle seine Macht, alle seine Talente, und alle seine Popularität dazu an, das Volk zu unterwerfen, demselben Gehorsam gegen die Gesetze einzuflößen, und sich selbst überflüssig zu machen. Er trotzt dem

a) Mémoires de Lally Tolendal p. 171.

dem Verdachte und dem Argwohne; er verachtet das Zischen des Neides, und geht gerade fort zum Ziele. Die Nation wird ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die Zeit wird kommen, wo sogar seine Feinde sich werden genöthigt sehen ihn zu loben, oder stille zu schweigen. Er könnte ein zweiter Cromwell seyn, und er will es nicht. Die Mirabeaus, die Orleans, die Lameths und die Desmoulins schreien gegen ihn: aber er bekümmert sich nicht um ihr Geschrei, und rächt sich (wie er gegen Desmoulins gethan hat) dadurch, daß er, so oft sie es verdienen, Gutes von ihnen sagt, und sie vertheidigt. Auf ihn hat man folgende Verse der Henriade angewandt:

Vois ce jeune héros, en qui la majesté
Sur son visage aimable éclate sans fierté.
Dieux! comme il réunit, par un rare assemblage,
Les talens du guerrier, et les vertus du Sage!
Les arts sont éclairés par ses yeux vigilants.
Né pour tous les emplois, il a tous les talents,
D'un chef et d'un soldat, d'un citoyen, d'un maitre,
Ce héros n'est pas Roi, mais il enseigne à l'être!

Der Marquis de la Fayette wurde am ersten September 1757 geboren. Er ist ein Nachkömmling des berühmten Marschall de la Fayette. Eine ihm angeborne Thätigkeit, Durst nach Ehre und Liebe zur Freiheit, bewogen ihn, in einem Alter von neunzehn Jahren, den Amerikanern, bei dem damals eben angefangenen Kriege, zu Vertheidigung ihrer Freiheit sich anzubieten. Franklin nahm sein Anerbieten an: aber Schwierigkeiten von mancherlei Art setzten sich seiner Abreise entgegen. Der Amerikanische Krieg nahm damals eine Wendung, die nicht fähig war einen jungen

 Hel=

Helden, welcher sich hervorzuthun suchte, anzulocken. Die Miliz der Kolonien war zerstreut und floh vor dem General Howe. Die Amerikaner waren damals ohne Geld, ohne Kredit, ohne Alliirte. Die Amerikanischen Insurgenten, nicht mehr als zweitausend an der Zahl, hatten eine Armee von dreißigtausend Mann regulirter Truppen gegen sich. Dessen ohngeachtet gab la Fayette seinen Vorsatz den Amerikanern Beistand zu leisten nicht auf. Aber der Kredit der Amerikaner war in Europa so geringe, daß das Französische Ministerium sich weigerte den Amerikanischen Agenten zu Paris ein Schiff, um welches sie baten, zu überlassen. Franklin sah sich genöthigt dem jungen la Fayette dieses zu gestehen, und ihn zu bitten, seinen Vorsatz aufzugeben. La Fayette antwortete: „Bisher habe ich Vorliebe für die Parthei „gehabt, für welche Amerika streitet; nunmehr aber „will ich eilen dieselbe selbst zu vertheidigen. Je tiefer „diese Parthei in der Meinung des Publikums gesunken „ist, desto größeres Aufsehen wird meine Abreise ma„chen. Und da es ihnen unmöglich wird ein Schiff zu „erhalten, so will ich, auf eigene Kosten, eines kaufen „und ausrüsten. Ich mache mich anheischig, dem Kon„gresse Ihre Depeschen zu überbringen.“ La Fayette entgieng der Wachsamkeit des Französischen Ministeriums, welches seine Abreise zu verhindern suchte; er kaufte eine Fregatte, ließ dieselbe ausrüsten, nahm alle Kosten der Unternehmung auf sich, und reiste ab. Im April 1777 kam er zu Charles Town an, und von da ging er sogleich nach Philadelphia, um sich dem Kongresse vorzustellen. Er erschien vor diesem neuen Senate, und sagte: „Ich komme, um mir von Ihnen ei„ne zweifache Gnade auszubitten. Erstens, in Ihrer

„Armee

„Armee als simpler Volontair dienen zu dürf[en],
„zweitens, gar keine Besoldung anzunehmen." [Der er-]
kenntliche Kongreß ernannte ihn zum General Major,
und so gieng la Fayette zur Armee. Er kam zu Wa-
shington, welchem seine Gesichtsbildung und seine Be-
scheidenheit gefiel, und der ihm sein Haus zur Woh-
nung anbot.

Wenige Tage nachher wurde die Amerikanische Ar-
mee von dem General Howe angegriffen. Washington
hätte einer Schlacht auszuweichen gewünscht, deren
Ausgang er vorher sah: aber er hatte ausdrücklichen
Befehl vom Kongresse sich zu schlagen. Er folgte also
seiner Pflicht; er gehorchte. Die Brigade welche la Fa-
yette anführte wurde zurückgeschlagen, und vergeblich
wandte er alles an, um dieselbe zu bewegen, daß sie
dem Feinde noch einmal entgegen gehen möchte. Er
selbst wurde gefährlich am Beine verwundet. Man
trug ihn nach Philadelphia; aber die siegreiche feindli-
che Armee nöthigte ihn, aus dieser Stadt zu fliehen und
sich in die Gebirge tragen zu lassen. Ehe seine Wunde
noch ganz geheilt war, vereinigte er sich mit dem Gene-
ral Green zu Jersey. Er verlangte von diesem Gene-
ral das Kommando über ein Korps Miliz, um die La-
ge der Feinde zu rekognosciren. Auf seinem Marsche
stieß er auf ein Korps tapferer und der Kriegesgefah-
ren gewohnter Hessen. Die Truppen welche la Fayette
kommandirte waren zwar undisciplinirt; aber Vater-
landsliebe und die Liebe zur Freiheit gab ihnen Muth
und machte sie tapfer und unerschrocken. Hierauf ver-
ließ sich der Held; und obgleich der Feind an der An-
zahl weit stärker war, so griff er dennoch denselben mit
so vieler Ordnung und so vielem Feuer an, daß er die

Hes-

Hessen zerstreute, ohne eine Schlacht geliefert zu haben. Washington meldete selbst dem Kongresse die genaueren Umstände dieses Sieges, und schrieb zugleich, er würde nunmehr Hrn. la Fayette das Kommando über eine Division übergeben.

Als im folgenden Frühling die Kampagne wiederum eröfnet wurde, ging la Fayette nach Albani, wo man eine Armee versammelte, welche Kanada erobern sollte. Er selbst hatte den Plan zu diesem Feldzuge gemacht. Zufolge dieses Plans sollte die Armee über die zugefrornen Seen marschiren und sich der Städte Montreal und Saint Jean bemächtigen. La Fayette übernahm die Ausführung: aber er wurde von dem Kongresse nicht genugsam unterstützt. Die Seen thauten; und das Unternehmen war vereitelt. La Fayette gab den Plan auf, sobald er sahe, daß der Ausgang zweifelhaft schien, und mit einer Mäßigung und einer Klugheit welche dem grösten General Ehre gemacht haben würde, legte er, in seinem zwanzigsten Jahre, das ihm anvertrauete Kommando nieder, um wiederum unter Washington zu dienen.

Einige kleine Siege, welche die Engländer damals über die Amerikaner davon trugen, schienen für das Glück der Amerikanischen Waffen eine sehr ungünstige Aussicht zu versprechen. Zu gleicher Zeit fiengen auch einige übertriebene Demokraten an zu fürchten, Washington möchte, nachdem er der Befreier seines Vaterlandes gewesen seyn würde, nachher der Tyrann desselben werden. Man schränkte daher sein Ansehen ein, und legte seinem Genie Fesseln an. La Fayette, der Freund des Generals, suchte, soviel in seinem Vermögen stand, die Gemüther zu besänftigen. Vermöge seiner

ner Seelenruhe, seiner Uneigennützigkeit, und seines erprobten Muthes, herrschte er über Aller Herzen. Er trug viel dazu bei, die Ordnung bei der Armee und das Zutrauen in den General wiederum herzustellen, und begangene Fehler zu verbessern. Die Gränzen von Kanada, und die ungeheure nördliche Küste, hatten nicht mehr als tausend Menschen zu ihrer Vertheidigung; eine Zahl, welche lange nicht zureichend war, um den regelmäßigen Truppen und der Miliz der Feinde, und zugleich auch den Horden der streifenden Wilden Widerstand zu leisten. Washingtons Armee war auf viertausend Mann zusammengeschmolzen, von denen die meisten kränklich waren, und mit diesen muste er achtzehntausend Mann abgehärteter, und von einem tapfern und erfahrnen Generale angeführter Truppen widerstehen. Ungeachtet dieser Ungleichheit vertheidigte sich Washington so meisterhaft, und wählte eine so glückliche Stellung, daß ihn der Feind in seinem Lager nicht anzugreifen wagen durfte. La Fayette, welcher indessen aus Norden zurückgekommen war, erhielt das Kommando eines abgesonderten Korps. Er wurde von der Engländischen Armee umgeben, und ihre weit größere Anzahl würde ihn aufgerieben haben, wenn er nicht durch seine klugen Manövers Mittel gefunden hätte, ohne Verlust eine ehrenvolle Retraite zu machen.

Sobald er sich wiederum mit der Hauptarmee vereinigt hatte, wurde er ausgesandt, um die Arriere Garde des Feindes anzugreifen. Er that dieses mit eben so großer Klugheit als Tapferkeit. Er fieng die Attake an, und wurde dann von der Armee unterstützt. Der Angriff war feurig und fiel sehr blutig aus. Am 27 Julius gewann Washington die Schlacht bei Monmouth.

An

An diesem Tage kommandirte La Fayette anfänglich die Avantgarde, unter dem General Lee, und nachher die zweite Linie der Armee. Sobald der Sieg entschieden war, gab man ihm das Kommando über zweitausend Mann Miliz, um sich mit Sullivan zu vereinigen, welcher Rhode Island zu verlassen sich genöthigt sahe, aber dieses, ohne sich der Gefahr auszusetzen geschlagen zu werden, nicht thun konnte. La Fayette, welcher erfuhr in welcher kritischen Lage Sullivan sich befand, verließ Boston, und kam, nach einem forcirten Marsche, in Rhode Island an, wo seine Gegenwart den gesunkenen Muth Sullivans und seiner Soldaten wiederum aufweckte. La Fayette führte den Rückzug an, und dieser geschah glücklich, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Die Bewunderung über diese Heldenthat war so groß, daß der Amerikanische Kongreß, am neunten September 1778, folgenden Beschluß faßte:

„Beschlossen, daß dem Hrn. Presidenten aufgetragen werden soll, dem Hrn. Marquis de la Fayette „Nachricht zu geben, daß der Kongreß die That des „Hrn. Marquis gehörig zu schätzen weiß, und einsieht, „daß dieser, mit Aufopferung alles persönlichen Interesse, die Reise nach Boston, zum Besten dieses „Staates, zu einer Zeit unternommen habe, wo er „täglich die Gelegenheit erwarten konnte, auf „dem Schlachtfelde Ehre einzuerndten. Beschlossen, „daß die Tapferkeit, mit welcher der Hr. Marquis „nach Rhode Island marschirte, während der größte „Theil der Armee sich schon zurückgezogen hatte, eben „sowohl als das vortreffliche Manöver, durch welches „er die Pikete und die äußersten Posten rettete, den „Beifall dieser Versammlung verdiene.“

Der Kongreß beschloß ferner, daß die genaueren Umstände dieser Heldenthat in die öffentlichen Geschichtsbücher der Amerikanischen Staaten eingetragen werden sollten, um darin, zum ewigen Andenken für die Nachwelt, aufbehalten zu werden. Auch wurde ihm, von dem Kongresse, im Nahmen der Amerikanischen Kolonien, ein Degen geschenkt, welcher mit folgenden allegorischen Figuren geziert war. Die vier Seiten des Stichblattes stellten vor: den Rückzug von Barrenhill; den Rückzug von Rhode Island; die Schlacht bei Glocester, in Neu Jersey und die Schlacht bei Monmouth. Auf einer Seite des Griffes ist la Fayette vorgestellt, wie er den brittischen Löwen verwundet, und auf der andern, wie ihm Amerika (unter der Gestalt einer Sklavin, welche ihre Ketten zerrissen hat) einen Lorbeerzweig überreicht. Auf der Klinge steht, mit goldnen Buchstaben: Dem Herrn Marquis de la Fayette geschenkt von dem Kongresse.

La Fayette war damals zwei und zwanzig Jahre alt. Er hörte, daß sein Vaterland die Unabhängigkeit der Amerikanischen Staaten anerkannt hätte: und sogleich bat er sich von dem Kongresse die Erlaubniß aus, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, um von dort Hülfe für Amerika zu holen. Washington schrieb, am 6 Oktober 1778, an den Kongreß: „Ich vermag nicht „auszudrücken, wie schwer es mir wird, mich von einem Officier zu trennen, welcher mit dem Feuer der „Jugend eine seltne Reife des Verstandes verbindet. Ich „werde mich immer glücklich schätzen, seinen geleisteten „Diensten das Zeugniß zu geben, welches dieselben, wegen „seiner Tapferkeit, und wegen seiner auszeichnenden Aufführung in allen Gelegenheiten, mit so vielem Rechte „verdienen."

In

Er verließ, so schnell er konnte, den Ort wo sich das Volk um ihn drängte, und wo man ihm zu Ehren täglich neue Freudenfeste anstellte. Er gieng zu der Armee, und wurde dort mit einem nicht weniger großen Enthusiasmus empfangen. Er erhielt das Kommando über die leichte Infanterie und über die Dragoner.

Indessen hatten die Engländer die drei südlichen Staaten erobert, und sie wandten nunmehr alle ihre Kräfte gegen Virginien an, weil sie einsahen, daß die Einnahme dieser Provinz nothwendig die Eroberung der übrigen Kolonien nach sich ziehen müsse. Die Expedition gegen Virginien wurde dem General Cornwallis anvertraut, dessen ununterbrochenes Kriegesglück ihn zum Schrecken der Amerikaner gemacht hatte. Im März 1781, nach der unglücklichen Seeschlacht, in welcher der Engländische Admiral Arbuthnot über den Anführer des Französischen Geschwaders Destouches den Sieg davon trug, erhielt la Fayette Befehl von dem General Washington, nach Virginien zu marschiren, um sich dem General Philipps zu widersetzen, der mit dem General Arnold vereinigt sich daselbst befand. Die Truppen welche la Fayette anführte befanden sich gerade damals in der größten Noth. Sie litten Mangel an Allem. La Fayette erfuhr, daß Philipps Anstalten mache, sich, mit mehr als zweitausend Mann, zu Portsmouth einzuschiffen. Dieses wünschte er zu verhindern, aber es fehlte ihm an Mitteln dazu. In der Armee, welche er kommandirte, war auch nicht ein einziges Paar Schuhe vorhanden. Aber die Soldaten hatten Zutrauen auf ihren Anführer, welcher alles Ungemach mit ihnen theilte: und sie marschirten, in bloßen Füßen, freudig und getrost dem Feinde entgegen.

La

la Fayette vermuthete, Philipps habe seine Truppen eingeschifft um Richmond anzugreifen. Er marschirte daher nach Richmond, kam daselbst noch um einen ganzen Tag seinem Gegner zuvor, und rettete dadurch aus der dringendsten Gefahr die Hauptstadt von Virginien, in welcher alle Magazine und alle Kriegsprovisionen enthalten waren. Philipps wagte nicht, Hrn. la Fayette, der sich sehr gut postirt hatte, anzugreifen, sondern zog sich mit seinen Truppen zurück.

Die Armeen der Generale Arnold, Philipps und Cornwallis waren nunmehr vereinigt, und gegen sie stand la Fayette im Felde, mit einer kleinen Armee, welche aus tausend Mann regulirter Truppen, zweitausend Mann Miliz, und aus sechzig Dragonern bestand. Cornwallis, durch sein ununterbrochenes Kriegsglück übermüthig gemacht, spottete seines jungen Gegners und dessen kleiner Armee. In seinem Uebermuthe schrieb er nach London: das Kind könne ihm nicht entgehn! Er wandte alles an, um la Fayette zu bewegen, daß er sich mit ihm schlagen möchte. Aber la Fayette wich, mit großer Klugheit, einer Schlacht aus. Darauf suchte Cornwallis zu verhindern, daß der General Wayne und seine Armee mit la Fayette sich nicht vereinigen möchten. Aber auch hierin kam la Fayette ihm zuvor, und vereinigte sich mit Wayne, zu Rakonu, ohne den geringsten Verlust. Nun suchte Cornwallis die beiden Generale von ihren Magazinen abzuschneiden: aber durch einen forcirten Marsch kam la Fayette ihm abermals zuvor, und als am folgenden Tage die Sonne aufgieng, sah Cornwallis, zu seinem großen Erstaunen, Hrn. la Fayette mit seiner Armee zwischen den Magazinen und dem Engländischen Lager postirt. Cornwallis gieng

nun-

nunmehr nach Richmond zurück, und auch dahin folgte La Fayette ihm auf dem Fuße nach. Hier vereinigte sich ein Korps Volontairs mit der Amerikanischen Armee. Cornwallis gieng nach Williamsburgh. Wayne mit nicht mehr als achthundert Mann Miliz, griff ihn an, und zwang ihn, bis nach Portsmouth sich zurück zu ziehen.

La Fayette befand sich nunmehr an der Spitze von fünftausend Mann, und ihm war die Vertheidigung von Virginien aufgetragen. Diese Anzahl war nicht hinlänglich, um dem viel stärkeren Feinde zu widerstehen; aber Muth und Talente ersetzten, was ihm an Stärke fehlte. La Fayette folgte dem General Cornwallis auf dem Fuße nach, ohne sich in eine Schlacht mit ihm einzulassen. Er lieferte hin und wieder leichte Scharmützel; und da er die Kunst sich zu lagern vortrefflich verstand, so konnte sein Feind ihn nie zu einer Schlacht bringen. In diesem kritischen Zeitpunkte war seine Armee ohne Geld, ohne Kleider und ohne Schuhe, in einem Lande, wo die nöthigsten Lebensmittel beinahe ganz fehlten: aber das Beispiel ihres Anführers lehrte die Soldaten auch hier alles Ungemach geduldig und freudig zu ertragen. Beinahe fünf Monate lang hatte schon die ganze Last des Amerikanischen Krieges sie allein gedrückt: als endlich die Armeen, welche Washington und Rochambeau anführten, sich mit ihnen vereinigten. Nun blieb dem General Cornwallis, da er eine so grosse Macht gegen sich sahe, kein anderes Mittel mehr übrig, als sich, mit seiner ganzen Armee, dem Ueberwinder auf Diskretion zu übergeben. Voll Bewunderung über die großmüthige Tapferkeit des Generals la Fayette, hat Cornwallis, als um eine

Gunst,

kunft, daß ihm erlaubt werden möchte, mit Niemand anders als mit diesem Helden in Unterhandlung treten, und Niemand anders als ihm seinen Degen übergeben zu dürfen. La Fayette weigerte sich, aus Bescheidenheit, diese Ehre anzunehmen: aber ihm blieb der Ruhm, den andern beiden Generalen den Sieg vorbereitet zu haben.

La Fayette ging nunmehr nach Philadelphia zurück, wo sein Einzug ein wahrer Triumph war. Die Staaten von Virginien bewiesen ihm ihre Dankbarkeit, durch eine, mit der ehrenvollesten Aufschrift gezierte, und ihm zu Ehren errichtete Büste. Wo er sich zeigte, erhielt er Beweise von Liebe und Hochachtung des Volkes. Endlich gieng er nach Frankreich zurück, um neue Hülfstruppen abzuhohlen; und der Kongreß befahl seinen Abgesandten in Europa, ihm alle Geheimnisse des Staates anzuvertrauen. Nicht lange war la Fayette in Europa gewesen, als er sich auch schon entschloß nach Amerika wiederum zurückzukehren. Er wollte sich zu Cadix, auf der Flotte des Grafen Destaing einschiffen, der bereit war, mit achttausend Mann, welche er anführte, nach Amerika zu segeln. Aber an eben dem Tage, an welchem la Fayette zu Schiffe gehen wollte, erhielt er die Nachricht von dem geschlossenen Frieden.

Die Staaten von Virginien und Pensylvanien haben zweien neuen Provinzen den Nahmen La Fayette gegeben: und künftig wird dieser Nahme in den Annalen der Menschheit und in den Jahrbüchern der Ehre, sowohl in der alten als in der neuen Welt, gleich unsterblich bleiben.

Nach

Nach seiner Zurückkunft in Europa lebte la Fayette einige Jahre im Stillen mit seiner Familie, bis Calonne die Notabeln zusammen berief, unter denen auch er seine Stelle einnahm. Er schrieb verschiedene Aufsätze, und hielt mehrere Reden, in welchen er dem Könige und dessen Brüdern den traurigen Zustand des Volkes in Frankreich lebhaft und rührend vorstellte, und um Abschaffung der Mißbräuche dringend bat. La Fayette sprach mit so grosser Wärme und mit solcher Offenherzigkeit, daß, am 24 April 1787, der Graf von Artois, ihm, öffentlich und laut, Unzufriedenheit wegen seines standhaften und festen Betragens zeigte. La Fayette aber antwortete dem Grafen: „Monseigneur! ich bin ein „Edelmann, und habe folglich das Recht, meine Be„schwerden vor dem Throne niederzulegen.“ Hierauf stand einer von den Notabeln auf, und sagte zu Herrn La Fayette: „Durch Ihre Thaten in Amerika hatten „Sie sich schon eine Stelle unter den Helden erworben; „aber niemals mehr als jetzo haben Sie diesen ehren„vollen Titel verdient. O! warum ist nicht hier ein „Künstler, der Ihr Bildniß verfertige, in dem gegen„wärtigen Augenblicke, in welchem ihr patriotischer „Eifer Sie zu einem der allergetreuesten Unterthanen „des Königs macht.“ La Fayette endigte hierauf die Sitzung mit einer Rede, welche er durch folgende Worte beschloß: „Und da die Meinung, die ich vorgetragen „und unterzeichnet habe, Seiner Majestät übergeben „werden soll: so wiederhole ich mit doppeltem Zutrauen „die Bemerkung, welche ich dem Hrn. Grafen von Artois „schon mitgetheilt habe. Nehmlich: daß die Millionen, „welche man durchbringt, durch Auflagen erhalten wer„den; daß Auflagen sich nicht rechtfertigen lassen, wenn

sie

„sie nicht für die wirklichen Bedürfnisse des Staats be„stimmt sind; daß alle diese Millionen, welche man dem „Raube und der Geldgierde überläßt, die Frucht der „Thränen, des Schweißes, vielleicht sogar des Blu„tes des Volkes sind; und daß die Berechnung der Un„glücklichen, welche man gemacht hat, indem man „diese Geldsumme, die so leichtsinnig verschwendet wird, „zusammenbrachte, eine, für die bekannten, gütigen „und gerechten Gesinnungen Seiner Majestät, sehr trau„rige Berechnung seyn würde."

Einige Tage nachdem der König mit seiner Familie von Versailles nach Paris gekommen war, hielt la Fayette, an die Officiere der Pariser Bürgermiliz, welche bei ihm in seinem Hause versammelt waren, folgende Anrede:

„Wir sind verlohren meine Herren, wenn der Dienst, „in unsrer Armee, künftig nicht genauer als bisher ge„schieht. Wir sind die einzigen Soldaten der Revolu„tion; wir allein müssen die königliche Familie vor allen „Angriffen beschützen; wir allein müssen die Freiheit „der Stellvertreter der Nation beschützen; wir sind die „einzigen Wächter des königlichen Schatzes. Ganz „Frankreich, ganz Europa hat die Augen auf die Pari„ser gerichtet. Ein Auflauf zu Paris, ein Angriff auf „jene geheiligten Personen, welcher durch unsre Nach„lässigkeit geschehen könnte, würde uns auf immer ent„ehren, und uns den Haß der Provinzen zuziehen, wel„che alsdann ihre Waffen gegen uns kehren würden. „Ich verlange daher von Ihnen, meine Herren, im „Nahmen des Vaterlandes, daß Ihre Bürgersoldaten „sich mit mir aufs Neue, auf das Allerfeierlichste ver„binden, daß sie den Eid schwören sollen, ihr persönli-

„ches Interesse einem genauen und ununterbrochenen „Dienste aufzuopfern; einem Dienste, welcher, in dem „gegenwärtigen Zeitpunkte, so unumgänglich nothwen„dig ist.“

„Vier Monathe lang haben die Pariser gedient, und „schon sind sie des Dienstes müde! Es sei mir erlaubt, „Ihnen zu erzählen, was die Amerikaner auszustehen „hatten, um die Freiheit zu erwerben. Sieben Jahre „lang haben sie ihre Häuser, ihre Weiber, und ihre „Kinder verlassen. Sieben Jahre lang waren sie ohne „Obdach, ohne Kleider, ohne Brodt, der strengsten „Witterung ausgesetzt. Ich selbst, der ich die Ehre hat„te ihr General zu seyn, habe mehrere Monathe ohne „einen Heller in der Tasche gelebt. Mein Unterhalt „war nicht besser als der des gemeinsten Soldaten. Den„noch schwöre ich bei meiner Ehre, daß, während sie„ben im Elende zugebrachter Jahre, ich niemals einen „Amerikaner habe sich beklagen hören.“

„Und Sie, meine Herren, Sie, die Sie, sobald „Sie die Flinte niedergelegt haben, wiederum in ihre „Häuser zurückkehren; Sie, die Sie, mitten unter ihren „Freunden, und Ihren Bekannten, alle Annehmlich„keiten der Gesellschaft, alle Bequemlichkeiten des Le„bens genießen: Sie sollten sich darüber beklagen, daß „Sie einige Monathe aufopfern müssen, um nachher „auf immer frei zu werden!“

„Mein Kopf hat keinen Werth. Aber ich schwö„re, die Französische Konstitution, an welcher wir ar„beiten, zu beschützen: und eher werde ich mein Leben „verlieren, als meinen Eid nicht halten!“

Der König war nunmehr mit seiner Familie zu Paris: dennoch aber war die Hauptstadt nicht ruhig. Ru-

he gehörte nicht in den Plan der Verschwornen. Schon am siebenten Oktober, am Tage nach der Ankunft des Königs, entstand ein höchst gefährlicher Auflauf bei dem Kornhause, und ein paar Tage nachher versammelte sich der Pöbel in den Thuillerien und bei dem Leihhause, weil die Verschwornen das Gerücht hatten verbreiten lassen, es würden in dem Leihhause alle Effekten, deren Werth weniger als einen Louisd'or betrüge, umsonst zurückgegeben werden. Auch fieng man wiederum an sich bei den Beckern um Brodt zu drängen. Die ganze Stadt war in Unordnung und Unruhe, und die Bürgermiliz, statt den Unordnungen zu steuren und den Excessen Einhalt zu thun, wiegelte selbst den Pöbel noch mehr auf a).

Bald nachher verbreitete sich das Gerücht einer Verschwörung gegen den Staat, einer Kontrerevolution, einer neuen Bartholomäusnacht; und dieses Gerücht ward eben so schnell geglaubt, als es schnell verbreitet wurde. Die leichtgläubigen und unwissenden Pariser sind, unter allen Völkern des Erdbodens, gerade dasjenige, welches sich am leichtesten von Demagogen führen läßt. Es braucht nicht einmal Kunst dazu sie zu führen. Will man einen grossen Streich schlagen; so darf man ihnen nur etwas zum Spielen hinwerfen. Begierig fallen sie dann darüber her, denken nichts anders, sprechen von nichts anders, singen von nichts anders, und lassen indessen den ränkevollen Demagogen ruhig seinen ver-



a) Une sédition violente étoit excitée dans le fauxbourg St. Antoine par des boulangers. Quelques individus de la garde nationale, oubliant le patriotisme accoutumé de la milice Parisienne, fomentoient le tumulte, au lieu de l'appaiser. *Exposé des travaux de l'Assemblée des Communes*, p. 38.

verborgenen Plan ausführen. Es ist ein karakteristischer Zug der Pariser, daß sie an Nichts zweifeln. Als Friedrich der Große seine Kriegesanstalten den Berlinern verbergen wollte, so brauchte er dazu, wie Herr Nikolai sehr schön erzählt, die Geschichte eines außerordentlichen Hagelwetters. Für die Pariser wäre die Geschichte des kleinsten Regenschauers, in ähnlichem Falle hinreichend gewesen. Sie sind nicht Wallfische, denen man eine Tonne vorwerfen muß; sondern Kinder, für die ein bloßer Ball schon hinreichend ist. So gerne sie auch für Spartaner gehalten seyn möchten, sind sie doch nur die Athenienser von Europa. Wenn Alcibiades wiederkäme, so würde er seinen Hund unter sie schicken, so wie vormals unter die Athenienser, und mit noch größerem Glücke. Das zeigte sich auch bei diesem Vorfalle. Ein Schneider sagte aus, man habe bei ihm fünfhundert Uniformen bestellt — und nunmehro war die Gegenrevolution gewiß. Ein lustiger Kopf lief umher, und machte mit Kreide Striche an die Hausthüren — und nunmehr war nichts gewisser, als daß man Paris verbrennen wollte. Doppelte Patrouillen giengen herum; durch die ganze Nacht waren alle Häuser erleuchtet: man schlief nicht, aus Furcht. Aber es kam keine Gegenrevolution, die Stadt brannte nicht ab — und nun bewunderten die klugen Pariser die große Vorsicht, und die vortrefflichen Mittel, wodurch sie so wichtige Plane entdeckt; und die Ausführung derselben verhindert hatten. Das mögen sie immerhin thun! Sie mögen sich selbst bewundern! Uns aber, diesseits des Rheins, kommt es zu klüger zu seyn, nicht mit zu bewundern, und nicht das Echo der Pariser Schreier zu werden: sonst beweisen wir, daß wir

noch

noch weit unter ihnen stehen; denn Jenen bleibt wenigstens das Verdienst der Originalität, uns aber bloß allein das unbeträchtliche Verdienst einer schlechten Nachahmung!

Ein anderer Kunstgriff, dessen sich, zu dieser Zeit, die Demagogen bedienten, um das Volk in Freiheitsenthusiasmus zu erhalten, war, daß sie, in fliegenden Blättern, welche täglich in Paris zu Hunderten erscheinen, Nachrichten von Revolutionen, von Staatsumwerfungen, Verschwörungen, Zerstörungen berühmter Gefängnisse, Enthauptungen und Ermordungen erhabener und berühmter Personen bekannt machen ließen. Der leichtgläubige Pariser glaubte, die ganze Welt sey im Aufruhr: und er dünkte sich nicht wenig, wenn er bei sich selbst bedachte, daß Er es war, der zu dieser ungeheuern, sich fortwälzenden Bewegung, den ersten Stoß gegeben hatte; daß Er es war, der die Welt aus ihren Angeln gehoben hatte; daß er es war, der, als ein zweiter Herostrat, in den ehrwürdigen, gothischen Tempel der Europäischen Staatsverfassung zuerst die Fackel des Aufruhrs und der zügellosen Ungebundenheit getragen hatte.

Dreier demokratischer Schriftsteller, die sich vorzüglich auszeichneten, habe ich schon erwehnt, nehmlich des **Loustalot**, **Marat** und **Desmoulins**. Außer diesen gab es noch einige andere, welche ebenfalls genannt zu werden verdienen. Diese sind: **Brissot de Warville**, ein übertriebener Demokrate, welcher Frankreich in eine Republik zu verwandeln wünscht. Er giebt ein Journal heraus, das häufig gelesen, und noch beständig fortgesetzt wird. Ferner, **Mercier**, der schon lange, als ein äußerst seichter und fruchtbarer Schrift-

Schriftsteller, bekannte Mercier. Von seinem Journale erscheint, unter dem Nahmen: Annales patriotiques, täglich ein Blatt, in welchem die allerübertriebensten und abgeschmacktesten Raisonnements vorkommen. Mercier arbeitet selbst wenig daran; er leiht nur seinen Nahmen. Der eigentliche Verfasser ist Carra, ein Mann dem es nicht an Genie fehlt, der zuweilen vortrefflich schreibt, und der sich, schon vor der Revolution, als einen muthigen Feind des Despotismus, und vorzüglich als einen Gegner des Calonne, gezeigt hat. Seine Grundsätze sind übertrieben demokratisch. Mirabeau giebt, unter dem Nahmen: Courier de Provence, ein heftiges, demokratisches Journal heraus, dessen Verfasser eigentlich Dumont, ein Genfer ist, und wozu Mirabeau nur seinen Nahmen leiht. Auch eine Dame ist aufgetreten, welche in den Modeton mit einstimmt, die heftigsten demokratischen Grundsätze vertheidigt, und über Staatswissenschaft raisonnirt, ohne auch nur die ersten Anfangsgründe derselben studiert zu haben a). Das Journal welches sie schreibt erscheint wöchentlich, unter dem Titel: Journal d'Etat et du Citoyen. Sie heißt: Mademoiselle de Keraglio. Ausser den genannten Journalen giebt es noch ein anderes; das

Jour-

a) Nous avons eu occasion de connoître un vrai phénomène politique. C'est un journal sur les affaires publiques composé par une femme. On avoit dit jusqu' à présent, que les femmes n'entendoient d'autre métaphysique que celle de l'amour. Mais Mademoiselle de Kéraglio a prouvé, *par le titre seul de son Journal*, que les abstractions les plus hardies ne l'effrayent pas. Son titre est de cette métaphysique qui avoisine l'obscurité. C'est la Journal d'état et du Citoyen. *Revolutions de Paris*. N. 14. p. 33.

Journal der Propaganda. Es kommt ohne Nahmen des Verfassers heraus, und führt den Titel: La bouche de fer. Es ist in dem allerschwülstigsten, freimäurerisch-mystischen Tone geschrieben, und enthält den ungeheuersten Unsinn. Der Herausgeber dieses Journals, und zugleich einer der vorzüglichsten Mitarbeiter an demselben, ist Hr. Bonneville; eben derjenige, welcher vormals, gemeinschaftlich mit Hrn. Friedel, das deutsche Theater übersetzte; eben derjenige, welcher nachher die aus der Freimäurerei vertriebenen Jesuiten schrieb; und eben derjenige, dessen oben (Band 1. S. 248.) erwähnt worden ist. Der Zweck dieses Journals soll seyn: unter den über die ganze Erde zerstreuten Freunden der Freiheit eine mystische, ihnen nur allein verständliche Sprache einzuführen, und die Freimaurerlogen zu Seminarien der Anarchie und des Aufruhrs zu machen.

Unter die merkwürdigen, demokratischen Schriften gehört auch eine sogenannte: Histoire de la Constitution, wovon schon drei Bände herausgekommen sind. Alle Fakta werden in dieser Geschichte vorsetzlich verstellt und verunstaltet, und der ganze Zweck, welchen sich der Verfasser vorsetzte, als er sein Werk schrieb, scheint gewesen zu seyn, eine Lobrede auf Mirabeau, eine Mirabeauiade zu schreiben. Langgesponnene Deklamationen, und die übertriebenen Grundsätze der Demokraten findet man auf allen Seiten dieser unbedeutenden Partheischrift. Nur eine Stelle aus derselben zur Probe. „Es ist unrichtig, wenn man behauptet, der „König sey der beständige Stellvertreter der Nation. „Diese beiden Begriffe sind miteinander im Widerspruche: denn jeder Stellvertreter kann abgesetzt werden, „und

„und wenn er nicht abgesetzt werden kann, so ist er nicht
„Stellvertreter. Wie könnte demzufolge das Recht
„die Nation vorzustellen erblich seyn?" b).

Sobald der König Versailles verlassen hatte, und nach Paris gekommen war, erwachten die Einwohner von Versailles, gleichsam wie aus einem tiefen Schlafe. Versailles, diese belebte, bevölkerte Königsstadt, war jetzo in eine weitläuftige Einöde verwandelt. Vergebens bereuten nunmehr die Einwohner dieser Residenz daß sie nicht ihren König, gegen seine Mörder und gegen die Pariserarmee, geschützt hatten. Zu spät sahen sie ein was sie verlohren. Mittelbar oder unmittelbar war der Hof die Quelle aus welcher alle ihre Einkünfte flossen. Nunmehr war die Quelle versiegt, und Mangel, Elend und Jammer fiengen überall an sich zu zeigen. Dazu kam noch die traurige Aussicht, bald auch die Nationalversammlung zu verlieren, welche dem Könige nach Paris zu folgen schon beschlossen hatte.

Aus diesen traurigen Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand, wurden die Einwohner von Versailles durch einen Brief des Herrn la Fayette geweckt, der ihnen ankündigte, daß in der folgenden Nacht eine Räuberbande Versailles verwüsten, und den Versammlungssaal der Nationalversammlung verbrennen wolle; daher sie gebeten würden, die nöthigen Anstalten zu treffen, und auf ihrer Huth zu seyn. La Fayette war durch falsche Nachrichten hintergangen worden. Er zweifelte selbst an der Wahrheit dieses Gerüchts. Indessen hielt er dafür: es sey besser zu viel als zu wenig

a) Histoire de la révolution de 1789. T. 3. p. 68.

mit Vorsicht zu gebrauchen; und außerdem fand er für gut, den Einwohnern von Versailles Beschäftigung zu geben, damit sie darüber ihren Schmerz, wenigstens auf eine Zeitlang, vergessen möchten. Auch erreichte er seinen Zweck. Von einem panischen Schrecken ergriffen, zogen die Versailler auf die Wache. Sie umringten das Schloß, brachten die Nächte schlaflos zu, und erwarteten, mit Ober- und Untergewehr, die Räuber — welche nicht kamen, und welche auch niemals zu kommen die Absicht gehabt hatten.

Nachdem Schrecken und Furcht vorüber waren, fieng der Schmerz über den Verlust des Königs von Neuem an, und die Einwohner der Stadt Versailles überreichten der Nationalversammlung folgende Bittschrift:

„Die Vorsteher des Bürgerrathes, als Stellver„treter der Stadtbürger von Versailles, eilen, Ihnen „ihr Bedauern über den Verlust, welchen sie erlitten ha„ben, und über denjenigen welcher sie noch bedroht, „auszudrücken. Wir beschwören Sie, gnädige Her„ren, unsere Stadt nicht zu verlassen, und, gefälligst, „die Versicherung unserer Liebe Seiner Majestät zu „überbringen; so wie auch unserer tiefen Verehrung, „und unserer eifrigen Wünsche für Seine Zurückkunft „in eine Stadt, welche sich glücklich schätzt, schon seit „zwei Jahrhunderten, die Wiege ihrer Könige gewe„sen zu seyn.“

Ist nun dieß die Sprache eines freien, oder der Freiheit würdigen Volkes, an seine Stellvertreter? Sind es nicht vielmehr Verbeugungen feiler Höflinge, welche, der Vorzimmer von Jugend auf gewohnt, gar nicht mehr anders, als mit gebogenem Rücken und mit

wiegendem Gange, einhergehen können? Und welch eine Inkonsequenz in dem Betragen der Versailler! Erst jagen sie ihren König mit Gewalt weg, und nachher möchten sie ihn gerne wiederum zurück haben. So wie die Kinder, die ihr Spielzeug wegwerfen, aber dasselbe gleich wieder haben wollen, sobald sie sehen, daß Jemand dasselbe aufnimmt!

Der President der Nationalversammlung antwortete, in eben dem Tone: „Seiner Majestät müsten diese „Gesinnungen der Einwohner von Versailles sehr schmeichelhaft seyn; und die Versammlung würde ihr Verlangen in Berathschlagung nehmen." a) Und doch war der Beschluß der Nationalversammlung, nach Paris zu gehen, schon seit einigen Tagen öffentlich bekannt gemacht! Warum sagte dieß der President nicht gerade zu? Warum schlug er die Bitte, die er nicht gewähren konnte, nicht geradezu, mit der Aufrichtigkeit eines ehrlichen Mannes, ab: statt, im Hoftone, Versprechungen zu machen, die er zu halten nicht gesonnen war? „Stolze und heilige Freiheit! könnten diese armseligen „Leute dich kennen: wie würden ihre schwachen Skla„venseelen sich vor dir fürchten? Wie würden sie, mit „Schrecken, dich fliehen, als eine Last die bereit liegt „sie zu zermalmen!

Um diese Zeit waren die demokratischen Zeitungen und Journale voll von Lobeserhebungen der schrecklichen Auftritte des fünften und sechsten Oktobers. Der Graf Mirabeau schrieb: „Die Pariserarmee hat sich

„gro-

a) Le Président répondit: que sa Majesté ne pouvoit qu'être flattée des sentiments des habitans de la ville de Versailles, et que l'assemblée délibéreroit sur leurs demandes.

„grossen Ruhm erworben, durch die Schnelligkeit ih-
„rer Eroberung, durch die Weisheit in der Wahl ihres
„Lagers, und durch Milde und Mässigung nach er-
„haltenem Siege." Brissot de Warwille sagte: „Es
„ist ganz natürlich, daß die Pariser nach Versailles zie-
„hen musten, um die Gardes du Korps zu bestrafen,
„um den König nach Paris zu führen, und um ihn dem
„Einflusse der Aristokraten zu entziehen." a). Mer-
cier behauptete: „die Begebenheiten des 5 und 6 Okto-
„bers seyen durch die Vorsehung geleitet worden: und
„den Verbrechern den Proceß zu machen, sey eben so
„viel, als der Vorsehung selbst den Prozeß machen zu
„wollen!" b).

Bei einigem Nachdenken über die Begebenheiten des fünften und sechsten Oktobers drängt sich dem Geschichtforscher die Frage auf: Wie ist es möglich, daß in einem so fruchtbaren Lande als Frankreich, in einem Lande, welches weit mehr Getreide hervorbringt, als es zu seinem Unterhalte braucht, so oft Hungersnoth entstehen kann? Wie war es möglich, daß die Verschwornen, in so kurzer Zeit, und so oft sie wollten,

die

a) Les Journalistes du parti dominant parloient avec éloge des crimes commis à Versailles le 5 et 6 Octobre 1789. Le Comte de Mirabeau disoit, que l'armée Parisienne avoit eu la gloire de la rapidité dans la conquête, la sagesse de la conduite dans les campements, et la douceur de la modération après la victoire. *Mounier* Appel. p. 5.

b) M. Mercier prétendit, dans ses Annales patriotiques: que les événements du 5 et 6 Octobre avoient été conduits par la providence. „Le Châtelet, disoit-il, oseroit faire la guerre à la Providence. Il voudroit punir les trente-trois mille instruments, qu'elle a employée dans cette occasion, pour sauver la France entière." *Mounier* p. 18.

in Paris eine Hungersnoth verursachen konnten? Um einzusehen, auf welche Weise dieses geschehen konnte, muß man mit der Geschichte des Kornwuchers in Frankreich einigermaaßen bekannt seyn. Alles Getreide war, in Frankreich, in den Händen einer Gesellschaft von Kornjuden, welche von der Regierung den Kornhandel gepachtet hatten, unermeßliche Magazine mit Getreide anfüllten, und den Preis des Korns, nach Gefallen, erhöhten oder herabsetzten. Die Frankreicher wurden von dieser, durch die Regierung begünstigten Kompagnie gerade so behandelt, wie die Indianer in Bengalen von der Engländischen Ostindischen Kompagnie behandelt werden. Schlossen die Kornjuden ihre Vorrathshäuser und ihre Magazine zu, so war in Frankreich Hungersnoth: eröfneten sie dieselben, so war Ueberfluß. Die ganze Erndte war in den Händen dieser Wucherer. Schon unter Ludwig dem vierzehnten hatte Madame Maintenon, die Maitresse des Königs, eine ähnliche Spekulation gemacht, und das Korn des Königreiches wohlfeil eingekauft, um dasselbe theuer wiederum zu verkaufen. a) Aber im Jahre 1730, während Herr Orry Minister war, fieng man zuerst an, diese greuliche Spekulation ins Große zu treiben. Die Minister suchten, in der Folge, derselben einen Anstrich von Rechtmäßigkeit, ja sogar von Wohlwollen und Großmuth zu geben. Sie bedienten sich der, damals gangbaren und allgemein bewunderten Ideen des ökonomischen

a) Die Maintenon war Schuld an der Hungersnoth. Sie kaufte Korn wohlfeil ein, und verkaufte es theuer. Anekdoten vom Französischen Hofe, aus Briefen der Madame d'Orleans, Charlotte Elisabeth. S. 98.

schen Systems, und gaben das berühmte Edikt des Jahres 1764, vermöge welches die Ausfuhr des Korns in das Ausland erlaubt wurde, unter dem Vorwande dadurch den Ertrag der Güter zu erhöhen; in der That aber, um den Ertrag des zwanzigsten Pfennings (Vingtième) zu verdoppeln. a) Der Plan der Minister war, alles Korn im Königreiche aufzukaufen. Zu diesem Plane gehörte viel Geld; denn Korn kann man nicht auf Kredit kaufen. Aber die reichsten Landbesitzer, die Finanziers, die hohen Magistratspersonen, die Höflinge: alle nahmen an diesem schändlichen Handel Antheil. Einige, in der Hoffnung ihr Kapital zu vermehren und Geld zu gewinnen; Andere, in der Absicht den Werth ihrer Güter zu erhöhen. Ludwig der Funfzehnte spielte dieses scheusliche Spiel selbst mit. Er selbst gab zehen Millionen Livres aus seinem Privatschatze, um die Ausfuhr des Getreides aus dem Königreiche zu begünstigen, und seinen Privatschatz mit Geld anzufüllen, welches er gewann, indem er demjenigen Volke die Nahrung entzog, dessen Liebling er so lange gewesen war, und welches ihm den Nahmen des Vielgeliebten beigelegt hatte.

Damit das ungeheure Komplott dieser Kornjuden einen desto glücklichern Erfolg haben möchte: so wurde, durch ein Edikt des königlichen Staatsraths, verboten, irgend etwas über die Verwaltung der Finanzen zu schrei-

a) Die Minister bedienten sich mehr als einmal ähnlicher Mittel. Im Jahre 1787 hatten sie das Monopol des Fleisches an sich zu ziehen gewußt. Der Preis eines Pfundes Rindfleisch stieg von acht Sous bis auf zwölf, und Paris trug dadurch, in diesem Jahre, achtzehn Millionen mehr ein, als vorher.

schreiben oder drucken zu lassen: und die Polizei erhielt Befehl, ihre Spione sorgfältig wachen zu lassen, daß über den Kornhandel Nichts gesprochen werde. Und so war dann das schreckliche Geheimniß des Plans, welcher angelegt war um die Französische Nation auszuhungern, mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt. Endlich, am zwölften Julius 1767, verkaufte Hr. de Laverdy Frankreich, auf zwölf Jahre, an eine Kompagnie. Der Kontrakt enthielt zwanzig Artikel. In dem neunzehnten Artikel wurde festgesetzt, daß der Kassier der Kompagnie verbunden seyn solle alle Jahre, im November, der Gesellschaft Rechnung abzulegen, und den Gewinnst unter die Theilnehmer zu vertheilen. Im zwanzigsten Artikel machte der Minister sich anheischig, um den Seegen Gottes auf dieses Unternehmen zu lenken, jährlich sechshundert Livres unter die Armen auszutheilen. — unter eben die Armen, welche er auszuhungern sich vorgenommen hatte. Der vormalige Polizeilieutenant Sartine war einer der vorzüglichsten Theilhaber an dieser Unternehmung. Die Parlamenter begünstigten, in den Provinzen, diesen Plan des Ministers; ausgenommen die Parlamenter zu Grenoble und Rouen, welche sich widersetzten. Einige Patrioten wagten laut zu klagen: aber sie wurden in die Bastille gesetzt. Das Volk murrte über die Minister, und starb Hungers. Fünfmal verursachte diese Kompagnie von Kornjuden, in dem getreidereichen, fruchtbaren Frankreich, eine allgemeine, künstliche Theurung und Hungersnoth; nehmlich in den Jahren 1767, 1768, 1769, 1775, 1776. a) Die Menge von Getreide,

a) Schon vorher war, in Frankreich, durch den Kornwucher, Theurung und Hungersnoth entstanden. Einmahl zu den Zeiten

de, welche Frankreich hervorbrachte, war indessen so groß, daß es den Unternehmern beinahe unmöglich wurde, alles Korn aufzukaufen, und aus dem Königreiche auszuführen. Sie legten daher, auf den Inseln Jersey und Guernsey, im Kanale, ungeheure Magazine an, und in diesen wurde nunmehr das Korn des Königreichs aufgethürmt. Der Abbe Terray war ein grosser Beschützer dieser Kornwucherer. a) Er dehnte sogar den schändlichen Plan noch weiter aus, und kaufte, im Nahmen des Königs, auch noch alle in der Nähe der Hauptstadt liegenden Mühlen. Die Mittel, durch welche der Abbe Terray den königlichen Schatz zu bereichern, und zwischen Einnahme und Ausgabe das Gleichgewicht herzustellen suchte, waren: Kornwucher und Bankerott. Der vortreffliche Turgot suchte diese Räuberbande, welche mit dem Leben von fünf und zwanzig Millionen Menschen spielte, indem sie denselben die zum Unterhalte des Lebens nöthige Nahrung nur kärglich zufließen ließ, zu zerstören. Er fand aber unerwartete Schwierigkeiten, und es wurde ihm unmöglich dieses auf einmal zu thun: aber er rettete wenigstens die Ehre des Königs, indem er den Antheil, wel-

Zeiten der Maintenon, wie oben erzählt worden ist. Ferner im Jahre 1729, in welchem Jahre der Minister alles Korn des Königreiches in Pacht gegeben hatte. Auch Machault verkaufte, als er Minister war, einer Kompagnie das Vorrecht Frankreich aushungern zu dürfen. — Daher entstanden, in den Jahren 1740, 1741 und 1742, die schrecklichen Theurungen.

a) Der Abbe Terray war frech genug, im Jahre 1773, unter dem Nahmen eines Schatzmeisters des Korns des Königs (Tresorier des grains du Roi) eine neue Stelle zu schaffen.

welchen der Monarch an dem schändlichen Kontrakte hatte zurücknahm. Die Theilnehmer des Kornhandels, sobald sie einsahen, daß Turgot ein rechtschaffener Mann war, welcher eben so wenig durch Versprechungen gewonnen, als durch Drohungen furchtsam gemacht werden konnte, wurden gegen ihn auf den höchsten Grad aufgebracht, und wandten alles an, um ihn zu stürzen. Sie streuten heimliche Verleumdungen gegen ihn aus; sie erkauften Voltaires feile Feder, um ihn lächerlich zu machen, welches in dem bekannten Roman: l'homme à quarante écus geschahe; ja, sie klagten ihn sogar bei dem Könige der schwärzesten Laster an. Aber der König, welcher wußte, daß er sich auf den rechtschaffnen Karakter des Turgot verlassen konnte, wies alle diese Klagen von sich ab. Nun ahmten sie Turgots Handschrift nach, schrieben, in seinem Nahmen, die schändlichsten Briefe gegen den Monarchen, und legten diese Briefe, als wenn dieselben wären aufgefangen worden, dem Könige vor. Nachdem der König, sechs Monate lang, diese untergeschobene Korrespondenz seines Ministers gelesen, und sich, wie er glaubte, nunmehr hinlänglich überzeugt hatte, gab er dem vortrefflichen Minister endlich den Abschied.

Necker that alles, was in seinen Kräften stand, um dem Kornwucher ein Ende zu machen: aber er fand es unmöglich, die Kompagnie ganz zu zerstören. Er hielt indessen dieselbe, so viel er konnte, in Schranken, und erlaubte ihr nicht, so lange er Minister war, eine Hungersnoth zu veranstalten. Brienne hingegen gab dem Kornwucher einen neuen Schwung. Im Monat April 1788, erlaubte er aufs neue die Ausfuhr des Korns aus dem Königreiche. Umsonst widersetzte sich dieser

Erlaub-

Erlaubniß das Parlament zu Bordeaux: umsonst wurde dem Minister vorgestellt, daß der Hagel (im Monath Julius 1788) alle Hoffnung der Erndte für dieses Jahr zerstört hätte, und daß demzufolge in einem solchen Zeitpunkte Erlaubniß zu geben Korn auszuführen, eben so viel heiße, als Frankreich vorsätzlich aushungern wollen. Umsonst sagte man alles dieses; vergeblich waren alle Vorstellungen. Der Minister unterstützte die Kornjuden, und widerrief das Edikt nicht. Er wurde entlassen, und nun kam Necker an seine Stelle. Als Necker, am 26 August 1788, seine Stelle antrat, war Frankreich ohne Korn. Der größte Theil der Erndte des Jahrs 1787 war nach den Inseln Jersey und Guernsey, nach der Küste von Terreneuve, und nach andern Orten gegangen, und was noch in Frankreich zurückgeblieben war, das befand sich in den Händen der Kornjuden. Die diesjährige Erndte hatte der Hagel zerstört. Hunger, Mangel und Elend waren allgemein in Frankreich. Necker verbot sogleich die Ausfuhr des Korns, und setzte eine Prämie auf die Einfuhr desselben. Aber dieß that keine Würkung. Necker sah sich daher, so sehr er auch dieses verabscheuete, gezwungen, mit den Kornjuden in Unterhandlung zu treten, und denselben, zu ungeheuren Preisen, das in ihren Scheunen aufgehäufte Korn abzukaufen. Ludwig der Sechszehnte kaufte, um einen hohen Preis, von den Kornwucherern Getreide, und verkaufte dasselbe seinem Volke zu einem geringen Preise, mit Verlust. Der schon vorher so sehr bedrängte königliche Schatz verlohr, bei dieser menschenfreundlichen Weise zu handeln, vierzig Millionen Livres, und die Kompagnie der Kornwucherer gewann zwischen siebenzig und hundert pro Cent.

 Die

Die nähern Umstände der Greuelthaten des fünften und sechsten Oktobers, so wie der Antheil, welchen der Herzog von Orleans daran gehabt hatte, wurden indessen näher bekannt. La Fayette, der unermüdete la Fayette, entdeckte den Plan der Verschwornen, in welchem auch sein eigner Nahme mit auf der Proskriptionsliste gestanden hatte. Er gieng zum Könige, und theilte demselben seine Entdeckung mit. Ein außerordentlicher Staatsrath ward zusammenberufen und es wurde den Mitgliedern desselben die Frage vorgelegt: ob man den Herzog von Orleans in Verhaft nehmen lassen solle, oder nicht? La Fayette rieth, den Herzog nicht in Verhaft zu nehmen, sondern ihn nach England zu schicken. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und nach geendigtem Staatsrathe schrieb la Fayette einen Brief an den Herzog, in welchem er ihm befahl, innerhalb drei Tagen Paris zu verlassen. Orleans, über die Entdeckung seines Plans erschrocken, warf sich dem Könige zu Füßen, und bat um Verzeihung. Der König vergab ihm, unter der Bedingung, daß er Frankreich verlassen und nach England reisen solle. Nun rief Orleans seine vertrautesten Freunde, Mirabeau, Biron, Liancourt, Sillery, la Touche, Duport und la Clos zusammen, und berathschlagte sich mit ihnen, ob er dem Befehle des Königs gehorchen solle oder nicht? Alle waren einstimmig darin, daß er nicht gehorchen, sondern die Sachen aufs Aeusserste kommen lassen solle. Mirabeau nahm Alles auf sich, und bewies dem Herzoge, seine Macht und seine Popularität sei groß genug, um sich dem Könige sowohl als Hrn. la Fayette entgegensetzen zu können. Ferner sagte Mirabeau zu Orleans: „Wenn Sie verreisen, so sind Sie verlohren.

Bis

„Bis jetzt hat man zwar Verdacht auf Sie, aber keine „Beweise: Ihre Abreise würde die Vermuthung in Gewißheit verwandeln." Der Herzog versprach, diesem Rathe zu folgen und nicht wegzureisen. Darauf schlug Mirabeau vor, er wolle in der Nationalversammlung selbst den Herzog anklagen, um diesem Gelegenheit zu geben, sich zu rechtfertigen, und sich von allem Verdachte zu reinigen. Der Tag, an welchem diese Anklage geschehen sollte, wurde bestimmt; Mirabeau brachte eine ganze Nacht schlaflos zu, um die Rede zu schreiben, welche der Herzog, als eine Antwort auf Mirabeaus Anklage, der Versammlung vorlesen sollte. Der Tag erschien, und eine Viertelstunde vor der bestimmten Zeit, da Mirabeau, der Abrede gemäß, seine Klage vorbringen sollte, erhielt er, in der Versammlung, ein Billet von Orleans, welches folgende Worte enthielt: „Ich bin anderer Meinung geworden; thun sie „das Verabredete nicht; heute Abend wollen wir uns „sprechen. a). Mirabeau stand zornig auf, ging zum Herzoge von Biron, zeigte ihm das erhaltene Billet, und sagte überlaut: „Nehmen Sie, lesen Sie; er ist „feigherzig wie ein Lakai. Er ist ein H. . . . der nicht „verdient, daß man sich so viele Mühe um ihn gebe." b)

Nach den abscheulichen Auftritten des sechsten Oktobers (der, wie alle besonders merkwürdige Tage der Französischen Revolution, ein Montag gewesen war)



a) J'ai changé d'avis; ne faites rien; nous nous verrons ce soir.

b) Tenez, lisez. Il est lâche comme un laquais. C'est un Jean-foutre, qui ne mérite pas les peines qu'on s'est donné pour lui. *Témoin 53.*

verließen nun viele wahre Patrioten, und rechtschaffene Mitglieder, welche bisher zum Glücke Frankreichs eifrig mit gearbeitet hatten, die Nationalversammlung auf immer. Es waren ihrer mehr als drei hundert; mehr als der vierte Theil aller Mitglieder der Versammlung. Sie wollten nun nicht länger Mitglieder einer Versammlung bleiben, welche einen unter ihren Augen vorgehenden Königsmord nicht nur nicht zu verhindern gesucht, sondern denselben veranlaßt; ja, was noch unglaublicher ist, selbst daran Theil genommen hatte. Sie reisten weg, und brachten zwar ein beklemmtes Herz, aber ein ruhiges Gewissen in ihre Provinzen zurück. Einige von ihnen, Lally, Mounier und Türkheim, machten die Ursachen ihrer Entfernung öffentlich bekannt. Lally Tolendal war, mehr als irgend Jemand anders, Zeuge von allen Vorfällen gewesen; denn die Nationalversammlung hatte ihn gewählt, um den König nach Paris zu begleiten. Er sah daher nicht nur die Greuel welche in Versailles vorfielen, sondern auch, was während des Zuges geschah. Man höre ihn selbst, in einem Briefe an einen Freund:

„Weder die strafbare Stadt, noch die weit strafbarere Versammlung, verdienen, daß ich mich rechtfertige; „aber mir liegt daran, daß Sie, und die Personen welche denken wie Sie, mich nicht verdammen. Sie haben wohl schon meine Schrift gelesen, und aus dem „was ich gesagt habe, auf das schließen können, „was ich noch verschweige. Meine Gesundheit würde, ich schwöre es Ihnen, mir es unmöglich machen, „meinen Arbeiten bei der Nationalversammlung länger „vorzustehen. Aber gesetzt auch, dieß wäre nicht der Fall „gewesen: so würde es doch meine Kräfte überstiegen „haben, länger den Abscheu zu ertragen, welchen das „vergossene Blut; die auf Stangen getragenen Köpfe;

die,

„die, kaum ihren Mördern entgangene, Königin; der als
„Sklave geführte König, welcher mitten unter den Mör-
„dern in Paris ankam, und welchem die abgehauenen Köp-
„fe seiner unglücklichen Leibwache vorgetragen wurden,
„in mir erweckten. Die treulosen Truppen; die Mör-
„der; die, mit kannibalischer Wuth, tanzenden Wei-
„ber; das wiederholte Geschrei: alle Bischöfe an die
„Laterne! Zu der Zeit, da der König, zwischen zwei
„Bischöfen seines Staatsrathes, in die Stadt einfährt;
„ein Flintenschuß, den ich selbst, in den Wagen der
„Königin abfeuern sah; Hr. Bailly, der dieses einen
„schönen Tag nannte; die Versammlung, welche ganz
„kaltblütig beschlossen hatte, es sey unter ihrer Wür-
„de den König zu umgeben; Mirabeau, der unge-
„straft die Frechheit hatte in der Nationalversammlung
„zu sagen: das Staatsschiff, weit entfernt in seinem
„Laufe aufgehalten zu seyn, segele, jetzt mehr als je-
„mals, glücklich fort; Barnave, welcher mit ihm lachte,
„während Ströme von Blut um uns her flossen; der
„tugendhafte Mounier, der nur durch ein Wunder
„zwanzig Mördern entgieng, die aus seinem Kopfe eine
„Trophäe mehr hatten machen wollen. Dieß sind die
„Ursachen, die mich bewogen zu schwören, keinen Fuß
„mehr in diese Höhle von Kannibalen zu setzen, wo ich
„nicht mehr Kraft genug hatte, meine Stimme zu erhe-
„ben; wo ich, seit sechs Wochen, vergeblich dieselbe
„erhoben hatte; ich, Mounier, und alle Rechtschaffe-
„nen; wo die letzte Bemühung Gutes zu thun darin be-
„stand sie zu verlassen. Furcht habe ich nie, auch nicht
„entfernt, gefühlt. Ich würde erröthen, wenn ich mich
„gegen einen solchen Vorwurf zu vertheidigen hätte.
„Noch auf meiner Wegreise, habe ich von diesem Volke,

„das

„das weniger strafbar ist als die welche es aufwiegeln, „Zurufungen und Beifallklatschen erhalten, welches für „Andere sehr schmeichelhaft gewesen wäre, mich aber „schaudern machte." a).

Der vortreffliche Mounier sagt: „Wäre ich in der „Versammlung geblieben, und hätte ich stille geschwiegen; „was für eine schreckliche Marter würde es dann nicht „für mich gewesen seyn, dem Verbrechen die Belohnung „der Tugend zuzusprechen; alle Greuel des fünften und „sechsten Oktobers, als Heldenthaten loben; feige Er„mordung Muth, und den unerträglichsten Despotis„mus Freiheit nennen hören zu müssen: und, auf diese „Weise, indem man den unerhörtesten Schandthaten „einen Anstrich von Tugend giebt, ihre Urheber aufmun„tern zu sehen, dieselben zu wiederhohlen, und das „Volk, sich von neuem verleiten zu lassen, sobald Jene „sich desselben wiederum zum Werkzeuge ihrer traurigen „Plane zu bedienen für gut finden möchten." b)

Hr. von Türkheim sagt: „Ich sah ihn, den schre„ckenvollen Tag des fünften Oktobers, und die, ihm „folgende, noch grausamere Nacht, in der nichts mehr „heilig war, wo mitten unter den Stürmen der Ele„mente, man nur immer das dumpfe Getöse der Trom„meln, und je zuweilen Flintenschüsse hörte, die nur „Bürgerblut vergießen konnten. Ich sahe die Bänke, „wo die Deputirten des Reiches sitzen sollten, mit un„flätigen und trunknen Weibern, die Gallerien mit be„wafneten Leuten besetzt, unsere Ehrenwache zerstreut, „und eine unberufene, kriegerische Menge an dem Ein-

„gan-

a) Actes des Apôtres N. 2.

b) *Mounier* exposé de sa conduite p. 37.

„gänge des Staats; und so, sollten wir, nach Mitter-
„nacht, von dem Könige berufen worden seyn, um frei
„über die gegenwärtige, kitzliche Lage zu berathschla-
„gen. Ich sahe das Haus des Präsidenten der Ver-
„sammlung, welches für die Nation ein Heiligthum
„seyn sollte, bestürmt, und ihn, den edeln Mann, be-
„droht aber unerschüttert, an der Spitze der Proskrip-
„tionslisten. Ich sahe das getäuschte Volk zu Versailles
„die treue Wache des Königs, seine letzten Beschützer,
„angreifen. Ich sah, um Mitternacht, 20,000 unbe-
„rufene Menschen, mit vierzig Kanonen, mit angezün-
„deten Lunten, in Versailles einbrechen, und das kö-
„nigliche Schloß berennen. Ich sahe, den andern Tag,
„die blutigen Köpfe einiger Edelleute der Leibwache, die
„in dem Vorzimmer der Königin und ihrer Schwester
„(weil sie ihrem Eide treu waren) den grausamsten Tod
„fanden, auf Piken, im Triumph, umhertragen. Ich
„sah in unserer Versammlung den Schreck auf allen Ge-
„sichtern, nur auf wenigen teuflische Freude und Hohn-
„gelächter; und hörte endlich, daß der beste König, nach
„und nach, von jedermann verlassen, nur seinem edeln
„Muthe allein überlassen, nebst seiner Familie, unter
„Bedeckung einer bewafneten Menge, nach seiner Haupt-
„stadt, in ein glänzendes Gefängniß geführt worden." a)

So sprechen, von diesen Auftritten Augenzeugen,
Mitglieder der Nationalversammlung; unbescholtene
rechtschaffne Männer; wahre Patrioten.

Am achten Oktober schlug Mirabeau vor: den
König künftig nicht mehr König von Frankreich, son-
dern

a) Von Türkheim Bericht an die Gemeine von Strasburg.

dern König der Frankreicher zu nennen, und die Nationalversammlung nahm den Vorschlag an. Philosophisch betrachtet war doch diese Veränderung des königlichen Titels weiter nichts als ein Wortstreit. Was liegt daran, ob der König so oder anders heiße? Die unsterbliche Katharina nennt sich nicht Kaiserin von Rußland, sondern Selbstbeherrscherin aller Reussen. Der Polnische König, der doch gewiß nicht glaubt, daß ihm Polen eigenthümlich zugehöre, nennt sich hingegen König von Polen. Die Schwedischen Könige, welche vormals von den Reichsständen tyrannisirt wurden, nannten sich nichts desto weniger Könige von Schweden. Der Prinz von Oranien nennt sich nicht Statthalter der Holländer, sondern von Holland. Uebrigens erfordert es die Etikette des Londner Hofes schon lange, den Französischen König nicht König von Frankreich, sondern König der Frankreicher zu nennen.

Am neunten Oktober sah sich der König genöthigt eine Proklamation an die Provinzen ergehen zu lassen, worin er erklärte, er sey freiwillig nach Paris gekommen, und er würde auch künftig freiwillig daselbst bleiben.

Am zehnten October erzählte der Chevalier de Cocherel der Nationalversammlung einen Vorfall, der deutlich genug beweist, in welcher Lebensgefahr die Mitglieder der Nationalversammlung, welche nicht von der herrschenden Parthei waren, sich befanden. „Als ich, sagte er, am vorigen Dienstag, mit dem Marquis de Gouy d'Arcy, nach Paris reiste, hielt mein Wagen einige Minuten zu Seve an, und wurde in demselbigen Augenblicke von dem Pöbel umringt. Einer

frag-

fragte mich, ob ich nicht Hr. de Virieux a) sey? Ich antwortete nein, und erkundigte mich bei diesem Manne, was er mit Hrn. de Virieux vorhabe? Ermorden wollen wir ihn und noch viele andere Mitglieder der Versammlung, welche schlechte Staatsbürger sind, schrie dieser Kerl. Hr. Cocherel verlangte, die Versammlung solle sogleich Maaßregeln ergreifen, um so gefährlichen Unordnungen Einhalt zu thun. Sehr viele Mitglieder riefen: „Ordnung! Ordnung des Tages! Solche Privatsachen gehören nicht vor die Versammlung!" Dann trat Hr. Malouet auf den Rednerstuhl. Mit Geduld wartete er bis der Lärm, wodurch man ihn zu sprechen verhindern wollte, aufgehört hatte, und sprach dann mit dem Muthe eines Kato und mit der Beredsamkeit eines Cicero: „Ist es möglich, meine Herren, „sollte die Versammlung, bei der Anzeige, welche derselben so eben gemacht worden ist, bei einem Plane, der „darin besteht, mehrere Ihrer Mitglieder zu ermorden, ruhig bleiben können? Sie arbeiten an der Staats„verfassung, Sie kündigen dem Volke Freiheit an; und „die Erstlinge dieser Freiheit sollten in der Proskription „derjenigen Stellvertreter bestehen, deren Meinung „mit der herrschenden Meinung nicht übereinstimmt? „— Ich bin auch einer von diesen Proskribirten; giebt „es aber eine gültige Anklage gegen mich, so stehe „der

a) Der Graf von Virieux, der sich, durch richtigen Verstand, Muth und reine Grundsätze, vorzüglich auszeichnet, ist einer von denen Edelleuten, welche im Dauphiné den Eingriffen des Despotismus sich zuerst muthvoll entgegen gestellt haben. Wie drückend muß demnach nicht die Ungerechtigkeit seyn, welche einen solchen Mann auf das Verzeichniß der Feinde des Vaterlandes zu setzen wagt?

„der Ankläger auf: ich bin bereit ihm zu antworten, „nicht nur in so fern ich ein Mitglied dieser Versamm- „lung zu seyn die Ehre habe; sondern ich will mich über „alles, was ich als Staatsbürger und in öffentlichen Aem- „tern, seit dreissig Jahren gethan habe, verantworten. „— Sollte es dann möglich seyn, meine Herren, dass „Sie erfahren könnten, dass Sie ohne Abscheu sehen „könnten, wie man dem Leben Ihrer Kollegen droht? „Dies ist die Greuelthat, die man Ihnen jetzt anzeigt. „Wenn ich nicht schon früher, nicht vor Hrn. Cocherel, „gesprochen habe: so geschah es nur deswegen nicht, „weil mich diese Angelegenheit persönlich angeht. „Aber ich selbst habe zwanzig Meuchelmörder vor der „Thüre eines ehrwürdigen Mitgliedes dieser Versamm- „lung a) gesehen; ich habe gesehen, wie sie die Thüre „aufzubrechen versuchten, um ihn zu ermorden; und „ich, meine Herren, ich, der ich schon lange in infamen „Pasquillen beleidigt und verläumdet worden bin, ich „werde jetzo mit bewaffneter Hand verfolgt. Was wird „dann am Ende aus allen diesen Greuelthaten entste- „hen? Glauben Sie etwa Freiheit? Nein, meine Herren, „dahin gelangt man nicht durch Ausgelassenheit, durch „Bubenstücke. Ihre Wohlthaten gehören nur den gu- „ten Sitten, der Tugend, dem Patriotismus, der muth- [illegible] „vollen [illegible]

a) Hr. Mounier. Seinen Charakter, seine Schriften, sein muthvolles Betragen, wird noch die späteste Nachwelt bewundern. Er zeichnete sich vorzüglich in der jetzigen Revolution aus. Im Dauphiné wagte er sein Leben für die Vertheidigung des Volkes und der Freiheit; und von Versailles muste er fliehen, um sich vor den gezückten Dolchen der ihn umringenden Meuchelmörder zu retten!

„vollen Mäßigung. — Und das betrogene Volk; das
„durch sträfliche Pasquillanten, deren Zahl täglich zu-
„nimmt, berauschte Volk; das irre geleitete Volk; die-
„se Zuschauer sogar, welche Sie an die Frechheit gewöhnt
„haben, unsere Meinungen mit lauter Stimme zu miß-
„billigen; diese werden zuletzt für die Stellvertreter der
„Nation alle Achtung verlieren. — Und wie sollen sie
„dann Achtung für die von diesen Stellvertretern gege-
„benen Gesetze behalten? — Glauben Sie, daß eine
„Staatsverfassung bestehen werde, welche die gegen-
„wärtige Generation, sowohl als die Nachwelt, für ei-
„ne Wirkung der Furcht halten wird? Und was soll aus
„uns werden; was werden wir seyn, wir, die Mitglie-
„der des gesetzgebenden Korps, wenn uns nicht einmal
„auf diesem Rednerstuhle unserm Gewissen zu folgen er-
„laubt ist; wenn wir dem Ersten, der uns zur Rede
„stellen will, von unsern Meinungen Rechenschaft ge-
„ben sollen? Ach! meine Herren! Sie haben die Rechte
„des Menschen und des Bürgers bekannt gemacht; aber
„diese Rechte sind jetzo für Niemand vorhanden! — —
„Ich verlange daher, ich fordere, daß man sich über
„die Anzeige des Herrn Cocherel berathschlage, oder
„daß man deutlich erkläre, man wolle sich darüber gar
„nicht berathschlagen, damit wir alle endlich wissen,
„was wir zu erwarten haben."

Mirabeau suchte, durch einen demagogischen Kunst-
griff, die Augen der Versammlung und der ganzen Na-
tion, von sich selbst, und von Untersuchung der Mord-
thaten die er veranlaßt hatte abzuwenden, und auf Je-
mand anders zu lenken. Er stand auf, und sagte:
„Weil man jetzo ohnehin Anzeigen macht, so will auch
„ich eine machen. Jedermann weiß, daß der Mini-

„ster,

„ster, welchen man den Grafen St. Priest nennt, der „Schaar von Weibern, die nach Versailles kamen um „Brodt zu holen, folgende eigentliche Worte a) zur „Antwort gegeben hat: „Als ihr Einen König hattet, „fehlte es euch nicht an Brodt, jetzt habt ihr zwölfhun„dert Könige; geht und verlangt nun Brodt von ihnen."

Mirabeau klagte wegen dieser Rede den Grafen von St. Priest des Verbrechens der beleidigten Nation an, weil er habe Aufruhr unter dem Volke stiften wollen.

Quis tulerit Gracchos, de seditione quaerentes?

*JUVENAL.*

Der Minister vertheidigte sich bald nachher, und verlangte, daß die Anklage bewiesen werden sollte. Mirabeau konnte dieselbe nicht beweisen; er hatte keine Zeugen, und sah sich daher gezwungen sie zurückzunehmen. Er sagte, ein Anderer habe, in Gegenwart des Ministers, diese oder eine ähnliche Rede gehalten, und der Minister habe dazu stille geschwiegen. Auch dieß war eine Unwahrheit. Indessen erreichte Mirabeau seinen Zweck. Die Pariser beschäftigten sich mit der Anklage des Ministers, und vergaßen darüber die weit wichtigere Anklage, welche gegen Mirabeau selbst vorhanden war b). Mirabeau hatte bei seiner Anklage noch die Nebenabsicht den Minister zu stürzen, ihn von dem Pöbel aufhängen zu lassen, und dadurch seine Rachsucht zu befriedigen; denn Mirabeau war gegen den Grafen von St. Priest aufgebracht, weil dieser vorzüglich

a) Ces propres paroles.

b) Observations du Comte de Lally - Tolendal sur la lettre de M. Mirabeau.

lich Ursache war, daß Mirabeau die Gesandtschaft nach Konstantinopel, welche zu erhalten er sich sehr viele Mühe gegeben hatte, dennoch nicht erhielt.

Hrn. Malouets Vorschlag war, ohne Berathschlagung, verworfen worden!

Als am 12ten Oktober die Nationalversammlung sich berathschlagte, ob man dem Könige noch künftig den Titel: König von Navarra lassen solle oder nicht, verlangte Mirabeau, man möchte hinzusetzen: König von Marseille. Es entstand ein lautes Gelächter, aber Mirabeau rief aus: „Ja, meine Herrn, das Kö„nigreich von Marseille ist um 1500 Jahre älter, als „einige andere Königreiche, die es jetzt giebt!“

Von dem zwölften Oktober an beschäftigte sich die Nationalversammlung mit der wichtigen Frage: ob die Güter und Besitzungen der Geistlichen der Nation gehörten oder nicht? Am zweiten November wurde endlich beschlossen und entschieden: „daß alle Besitzungen „der Geistlichen, nicht ihnen eigenthümlich zugehörten, „sondern der Nation.“ An diesem Tage wurden die Mitglieder der Versammlung gezählt, und es fanden sich 914. Unter diesen waren 568 für den Beschluß, welchen die Nationalversammlung abfaßte, und 346 dagegen.

Gegen den 20 Oktober hatte die Theurung in Paris aufs Neue angefangen sich zu zeigen, obgleich vierzehn Tage lang Brodt im Ueberflusse vorhanden gewesen war. Drei Tage vorher, ehe der Beschluß über die Güter der Geistlichen gefaßt wurde, fand man in Paris beinahe gar kein Brodt, und dem Volke sagte man, die Geistlichen seyen an der Theurung Schuld. Man behauptete, sie bezahlten die Becker, damit sie

nicht

nicht backen möchten. Der Pöbel ward dadurch wü-
thend, und drohte allen Geistlichen mit dem Laternen-
pfahle. „An die Laterne mit den Tonsuren! Weg mit
„den Tonsuren!“ so rief das Volk in allen Straßen.
Am 21 Oktober fiengen in Paris die Unruhen von Neuem
an. Der Pöbel drang in das Haus eines unschuldigen
Beckers, riß denselben von der Seite seiner schwangern
Frau, und führte ihn nach dem Grebeplatze. Dort
nahm ihn die Miliz unter ihren Schutz, aber der wü-
thende Pöbel drängte sich durch die Bajonette, warf
die Miliz über den Haufen, ergriff den Becker, hieng
ihn an den Laternenpfahl, schlug ihm den Kopf ab, trug
denselben auf einer Stange im Triumphe in der Stadt
herum, und brachte denselben endlich zu der Frau des
Ermordeten, die vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Dann
wog der Pöbel den Kopf auf der Waage des Beckers,
und setzte nachher seinen Zug durch die Straßen fort.
Im Palais Royal hielt der Zug, vor den Fenstern des
Herzogs von Orleans, und der Mann, welcher den
Kopf des unglücklichen Beckers auf der Stange trug,
neigte denselben dreimal gegen die Fenster des Herzogs.
Alles dieses geschah vor den Augen der Nationalver-
sammlung und des Königs. Der König und die Köni-
gin nahmen sich der Wittwe des ermordeten Beckers
an, und schickten ihr beträchtliche Summen zu.

Am 19 Oktober hielt die Nationalversammlung
ihre erste Sitzung in Paris, und wurde von Herrn
Bailly in einer langen Rede bewillkommt, worinn er
unter andern schönen Dingen sagte: „Jeder Einwoh-
„ner der Hauptstadt sey bereit den letzten Tropfen seines
„Bluts für die Sicherheit der Mitglieder der Versamm-
„lung zu vergießen.“ Dem Könige hatte er dieß nicht
ge-

gesagt! Der Präsident antwortete, in einer eben so schönen Rede, in welcher er Paris mit Rom verglich, und sagte: „Das tugendhafte und freie Rom war der Abgott Italiens, und das Schrecken der Welt!“ a) Das tugendhafte Rom! Wie unbekannt muß man mit der Geschichte seyn, um so zu sprechen! Rom der Abgott Italiens! Wann? In welchem Zeitalter? War nicht Rom beständig, und blieb es nicht jederzeit die Geißel Italiens? die immerfortdauernden Kriege dieser ehrgeizigen Stadt mit den Sabinern, den Equensern, den Samniten, den Vejensern, den Volsken, den Tarentinern, machten ihren Nahmen über ganz Italien verhaßt. Und mit welchem unerträglichen Stolze, mit welcher Härte behandelten die Römer die überwundenen Völker, welche sie zu Verbündeten aufnahmen! Wenn die Stadt Paris den Französischen Provinzen eine solche Regierung bestimmt: so ist die Aussicht für dieselben wahrlich traurig!

Am 20 Oktober machte die Nationalversammlung einen Zeremonienbesuch bei dem Könige und der Königin. An demselben Tage ließ der Bürgerrath zu Paris, mit Gewalt, in ein dem Grafen von Artois gehöriges Haus einbrechen, das dem Bruder des Königs zugehörige Silbergeschirr mit Gewalt wegnehmen, und dasselbe nach der Münze schicken.

Am 27 Oktober übergaben die königlichen Minister der Nationalversammlung einen Aufsatz über die Kolonien, welcher die allergrößte Aufmerksamkeit verdient. Sie stellen der Versammlung vor, daß die Kolonien durch

a) Rome vertueuse et libre fut l'idole de l'Italie, et la terreur du monde.

durch Klima, Produkte, Civiletat, und sogar durch die physische Existenz des größten Theils ihrer Einwohner, dem Mutterlande sehr unähnlich seyn; daß sie durch ihre innere Einrichtung, durch die Gesetze denen sie folgen, durch ihre Bedürfnisse, ihr Kommerzverhältniß gegen das Mutterland und gegen Fremde, durch die Verwaltung ihrer Polizei und ihrer Finanzen, und durch Art und Natur der Abgaben, welche sie bezahlen müssen, von den Europäischen Provinzen des Reichs auffallend verschieden seyn. Sie stellen vor, daß diese Verschiedenheiten in der Natur der Sache selbst liegen, und unmöglich aufgehoben werden können. Sie fragen endlich bei der Nationalversammlung an, ob ihre neuen Gesetze auch in den Kolonien gelten sollen oder nicht? Ob in einem Lande wo zehen Eilftheile des Menschengeschlechtes Sklaven sind, auch alle an Rechten gleich und frei seyn sollen, wie in Europa? und wenn die Sklaven frei seyn sollen, so fragen sie, wovon nun diese ungeheure Menge Menschen, ohne Eigenthum, und von allen Mitteln, sich die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, entblößt, künftig leben sollen? Sie fragen ferner, wie man in einem Lande, wo es keine Dörfer giebt, und wo Jeder für sich und von andern entfernt lebt, einen Bürgerrath einrichten könne?

Von dem 20 Oktober an beschäftigte sich die Versammlung mit Bestimmung der Eigenschaften, welche ein Staatsbürger nothwendig haben müsse, um zu dem Bürgerrathe, zu der Provinzialversammlung und zu der Nationalversammlung wahlfähig zu seyn. Zufolge ihrer Beschlüsse muß er: 1) ein gebohrner oder naturalisirter Frankreicher seyn. 2) Er muß fünf und zwanzig Jahr alt seyn. 3) Er muß in dem Bezirke, für welchen

chen er gewählt werden soll, wenigstens seit einem Jahre ansäßig seyn. 4) Er muß den Bürgereid geschworen haben. 5) Er darf nicht in einem Zustande der Knechtschaft seyn; das heißt, nicht Jemand gedungen um den Lohn dienen. 6) Er darf nicht ein bankerotter, insolventer Schuldner, oder Sohn, oder Erbe eines solchen seyn. 7) Um in den Bürgerrath zu kommen, muß er eine jährliche Kontribution bezahlen, die soviel beträgt als der Werth des Arbeitslohnes dreier Tage. 8) Um in die Provinzialversammlung zu kommen, muß seine jährliche Kontribution wenigstens den Werth des Arbeitslohns von zehen Tagen ausmachen. 9) Um für die Nationalversammlung wahlfähig zu seyn, muß er eine jährliche Kontribution bezahlen, die wenigstens den Werth einer Mark Silber beträgt, und noch überdieß ein Gutseigenthum (propriété foncière) besitzen. Diejenigen, welche diese Eigenschaften in sich vereinigen sind allein wahlfähig, und heißen thätige Staatsbürger (citoyen actifs). Die Nationalversammlung gleich der Penelope, die des Nachts das Gewebe wiederum auflößte, welches sie den Tag über gewürkt hatte, zerstörte durch diesen Beschluß ihr eigenes Werk: sie hob die goldne Gleichheit wieder auf, welche sie allen Frankreichern, vermöge des ersten Artikels der Rechte des Menschen und des Bürgers, so großmüthig geschenkt hatte. Das Wesen eines freien Staates besteht darin, daß jeder Staatsbürger (der sich nicht durch Verbrechen dessen unwürdig gemacht hat) gleiches Recht zu wählen, und gleiche Wahlfähigkeit besitze; sonst entstehen bald Patricier, Aristokraten, und endlich Oligarchen, welche sich die Wahlfähigkeit allein anmaßen. Der demokratische Theil der Schweiz ist vielleicht

das Einzige Land in Europa, wo dieser vortreffliche Grundsatz die Grundlage der Staatsverfassung ausmacht, und als das Palladium der Freiheit angesehen wird. Dort giebt der Bediente seine Stimme zur Wahl, so gut wie sein Herr; der Pächter so gut wie der Grundbesitzer: denn, als Staatsbürger betrachtet, und vor dem Gesetze, sind sie alle gleich. Durch bürgerliche Konvention entstandene Unterordnung der Stände erkennt das Gesetz eines republikanischen Staates nicht für gültig. In Frankreich hingegen wird nun, statt der Aristokratie des Adels, die man ausrotten wollte, die weit gefährlichere Aristokratie des Reichthums eingeführt. Zufolge dieses Beschlusses würde Rousseau, der unsterbliche Rousseau, der größte Mann unsers Zeitalters, nicht wahlfähig gewesen seyn. Obgleich er zwanzig Jahre in Frankreich gelebt hatte, würde er dennoch nicht unter die thätigen Staatsbürger haben gezählt werden können, weil er dürftig war, und keine Mark Silber jährlicher Kontribution bezahlte. Die gegenwärtige Nationalversammlung müste, wenn sie ihren eignen Beschluß jetzt in Ausübung bringen wollte, einen großen Theil ihrer Mitglieder nach den Provinzen zurücksenden. Künftig wird die Nationalversammlung bloß allein aus Reichen bestehen, und dieses Gesetz wird nie widerrufen werden; denn die künftigen Nationalversammlungen werden aus Personen bestehen, die eine Mark Silber Kontribution bezahlen, und folglich kein Gesetz machen werden, das ihnen keinen Nutzen bringen, und ihren Aristokratismus einschränken könnte, oder wohl gar aufheben würde. Wie inkonsequent sind nicht hier die unfehlbaren Gesetzgeber Frankreichs! Erst setzen sie den Grundsatz fest: „alle Menschen seyn gleich und

„frei,“

„frei," alle haben gleiche Rechte, gleichen Antheil an der Souverainetät, und dann schließen sie doch von den Vorrechten der Souverainetät den größten Theil der Nation aus. Oder sind etwa in ihrem politischen Wörterbuche Weiber, Bediente, Bettler, ja selbst Landstreicher, Juden, und Kinder bankerotter Väter, keine Menschen? Muß man, um in Frankreich ein Mensch zu heißen, eine Kontribution von einer Mark Silber bezahlen? Sie sprechen von Gleichheit, von Tugend, und brandmarken doch die Armuth! Sie schränken den Titel thätiger Staatsbürger, auf die Individua des Einen Geschlechtes, auf diejenigen ein, welche der Zufall in Wohlhabenheit gesetzt hat! Sind dann so viele Arbeiter in den Manufakturen Frankreichs nicht mit mehrerem Rechte thätige Staatsbürger zu nennen, als die Advokaten ohne Prozesse, als die unwissenden Aerzte, deren schädlicher Thätigkeit Einhalt gethan werden sollte? Gehört eine Hausmutter, welche mitten unter ihren Kindern lebt, und dieselben für den Staat erzieht, nicht unter die thätigen Bürger? Zufolge des Beschlusses der Französischen Nationalversammlung würde die unsterbliche **Catharina** sogar nicht einmal unter die thätigen Staatsbürger ihres mächtigen Reiches gerechnet werden können a). Und sind denn die Kinder bankerotter Väter keine Menschen, da sie nicht frei, und nicht den übrigen an Rechten gleich geboren werden? Und die Neger, und die Mulatten in den Inseln? Und die Juden im Elsaß? Dieses sind die Folgen, wenn man, wie die National-

D 2 ver-

a) Jugement de l'Europe impartiale. p. [illegible]

versammlung gethan hat, spekulirt wo man handeln sollte, und wenn man den Versuch macht, abstrakte Grundsätze in Gesetze umzuschaffen!" a)

Am sechsten November schlug Mirabeau vor, daß die königlichen Minister zugleich Mitglieder der Nationalversammlung sollten seyn können. Mirabeau hatte dabei die Absicht eine Ministerstelle zu erhalten, und in das Kabinett eben die Unordnung zu bringen, welche er schon in die Nationalversammlung gebracht hatte. Seine Absicht mag gewesen seyn, welche sie wollte, sein Vorschlag war dennoch gut. Aus vielen Gründen hätte die Nationalversammlung denselben annehmen sollen. Aber die Nationalversammlung verwarf, aus demokratischen Grundsätzen, den Vorschlag, den Ministern des Königs Sitz und Stimme in der Versammlung zu geben.

„Die Minister des Königs, sagte Mirabeau, beklagen sich, daß sie in keiner unmittelbaren und täglichen Verbindung mit uns stehen. England hat ihnen „den Zutritt in das Unterhaus erlaubt, und niemals „ist vorgeschlagen worden, sie aus demselben auszuschließen. England sieht ihre Zulassung als eines seiner „großen Vorrechte, als eine Kaution ihrer täglichen „Verantwortlichkeit, als eine immer fortdauernde Con„trole auf die ausübende Gewalt an. Jedes Parla„mentsglied kann ihnen Fragen vorlegen; jede Frage „ist officiell. Ausflüchte, Zweideutigkeiten, können nichts „helfen, bei solchen Männern, die gerade und zur Sa-

„che

a) *Desmoulins* révolutions de France, No. 4. p. 57. sagt: Das Dekret wegen der Mark Silber habe einen dritten Theil der Französischen Nation moralisch todtgeschlagen.

„che gehörige Antworten zu fordern berechtigt sind. Ueber-
„dieß, wenn wir die Minister zulassen, so weichen wir allen
„Widersprüchen, aller Unzufriedenheit aus. Oder fürch-
„tet man etwa den Einfluß der Minister? Beruht die-
„ser Einfluß nicht auf Talenten oder Tugenden: so kann
„die Nationalversammlung allemal seine Wirkungen
„verhindern. Die Zulassung der Minister wird das wah-
„re Mittel seyn, den vielfältigen Aufschub und die Mis-
„verständnisse in Ausübung unserer Beschlüsse aufhören
„zu machen. Man wird die Minister weit leichter fra-
„gen können, wenn sie gegenwärtig sind; weit leichter
„wird man von ihnen erfahren können, was man täg-
„lich, stündlich wissen muß; weit leichter als durch die-
„se ewigen Ausschüsse; diese Ausschüsse, die schon da-
„durch, daß ihre Gewalt so lange dauert, vielleicht,
„zu einer andern Zeit, und unter andern Ministern,
„nicht unbestechbar seyn würden, und die Versammlung
„durch wohlberechnete Kunstgriffe irre führen könnten!“

Hr. Blin wandte dagegen ein, daß man in Eng-
land deutlich sehe, wie die Minister, im Parlamente,
den Stellvertretern der Nation, dadurch daß sie Staats-
gründe vorschützen, Stillschweigen gebieten. Er
könnte dieses, sagte er, durch eine Menge von Bei-
spielen, beweisen.

Vicomte von Noailles. Die Freiheit tritt er-
schrocken zurück vor dem Gedanken den Ministern den
Zutritt in unsre Versammlung zu gestatten. Sehen
Sie auf England; hören Sie seine Klagen, über den
Einfluß der Minister, und die Bestechung der Parla-
mentsglieder. Umgeben mit Männern die sich zum
Kaufe anbieten, theilt der Minister im Unterhause die
Rollen aus, und bezahlt jeden nach Verdienst.

Hr.

Hr. von Clermont-Tonnerre sprach für die Zulassung der Minister, aber die Nationalversammlung beschloß, daß kein Mitglied der gegenwärtigen Versammlung eine Stelle im Ministerium annehmen könne.

Von dem vierten November an beschäftigte sich die Versammlung vorzüglich mit dem großen und wichtigen Werke einer neuen geographischen Eintheilung Frankreichs, und mit Einrichtung der Gemeinden und der Bürgergerichte (municipalités).

Soll die neue Eintheilung des Königreiches nach Quadratruthen und Schuhen, das heißt, nach der Größe; oder nach dem Betrage der Abgaben; oder soll sie nach der Bevölkerung geschehen? Dieses war die Frage, worüber man sich lange und heftig stritt. Geschieht die Eintheilung nach der Größe, so ist sie ungerecht: denn ein Kanton wird aus unfruchtbaren, unbewohnten Bergen und Morästen bestehen, der andere aus einer Stadt von einer Million Einwohner, wie Paris. Geschieht sie nach dem Betrage der Abgaben, so ist sie ungerecht: denn auf diese Weise begünstigt man die reichen Kantone auf Kosten der armen. Geschieht sie nach der Bevölkerung, so ist sie ungerecht: denn so wird ein Kanton fünf, sechs, acht mal so groß seyn als ein anderer.

In Rücksicht auf die Wahl der Stellvertreter der Nation finden ebenfalls alle diese Schwierigkeiten statt. Soll die Anzahl der Stellvertreter, welche jeder Kanton wählt, im Verhältniß mit seiner Größe seyn: so wird die Stellvertretung verschiedener Theile des Reiches sehr ungleich, und folglich ungerecht ausfallen; denn eine Stadt wie Paris, die eine Million Menschen enthält, hätte dann eine geringere Anzahl von Stell-

vertretern zu wählen, als die unfruchtbaren und unbewohnten Gebirge des Languedocs, oder als der Wald zu Orleans, in welchem höchstens zehn bis zwölf Kohlenbrenner wohnen. Solche unbewohnte Kantone würden demzufolge Stellvertreter erhalten, ohne daß Jemand vorhanden wäre, dessen Stelle zu vertreten seyn könnte. Soll die Anzahl der Stellvertreter eines jeden Kantons im Verhältniß mit seiner Bevölkerung seyn: so findet sich die große Schwierigkeit, daß diese Methode entweder sehr bald ungleich, folglich ungerecht wird; oder daß man beinahe bei jeder Wahl, im Verhältnisse der zunehmenden oder abnehmenden Bevölkerung, in jedem Kanton Veränderungen treffen muß, wodurch die Wahl der Stellvertreter der Nation, das Palladium der Freiheit, immerfort unbestimmt und willkürlich bleibt. Die Nationalversammlung beschloß daher, daß die Anzahl der Mitglieder welche jeder Kanton zu der Versammlung zu senden habe, im zusammengesetzten Verhältnisse der Größe, der Bevölkerung, und der Kontribution, welche er bezahlt, seyn solle.

Die Eintheilung des Königreiches in **Abtheilungen** (Départements), **Unterabtheilungen** (Districts), **Kantone** (Cantons) und **Bürgergerichte** (Municipalités) nahm sehr viele Sitzungen und eine lange Zeit weg. Dieses vortreffliche Werk macht der Nationalversammlung große Ehre.

Im vormaligen Zustande von Frankreich war der Abtheilungen und Unterabtheilungen kein Ende. Minister, Officiere, Herzoge, Grafen, Intendanten, Bischöffe, theilten dieses schöne Reich auf hundertfach verschiedene Weise. Die Geistlichkeit theilte es in Kirchspiele; das Militair in Gouvernementer; die Minister

in

in Intendanzen, Generalitäten, Departementer; der Geograph in Provinzen; der Statistiker in Pays de Gabelle, d'Aides, de Domaines, u. s. w. Eintheilen und Abtheilen war, in Frankreich, schon so sehr Mode geworden, daß es gar nichts seltenes war, einen Benediktinergeneral, einen Kapuziner, einen Franciskaner, einen Karmeliter, jeden schmutzigen Bettelmönch, mit einer Kaltblütigkeit, bei der man sich des Lachens nicht enthalten konnte, sagen zu hören: meine Provinz Lyon, meine Provinz Marseille, meine Provinz St. Francois, meine Provinz Sankt Bonaventura. Gegenwärtig ist Frankreich in neun Regionen und in 83 Abtheilungen getheilt. Ferner ist das Reich in 249 gleiche Theile, oder Kantone abgetheilt. Jeder dieser Kantons hat das Recht, Einen Abgesandten für die Nationalversammlung zu wählen. Diese 249 Abgesandte stellen das Erdreich, den Grund und Boden vor. Nach der Bevölkerung ist Frankreich ebenfalls in 249 gleiche Theile getheilt, von denen jeder das Recht hat einen Abgesandten zu der Nationalversammlung zu senden; diese stellen die Bevölkerung, die Nation selbst vor. Endlich ist auch in Rücksicht der Kontributionen und Abgaben Frankreich in 249 gleiche Theile getheilt, von denen jeder einen Abgesandten wählt; diese stellen den Reichthum, vorzüglich den Geldreichthum, im Gegensatze gegen den Landreichthum, vor. Demzufolge besteht also künftig die Nationalversammlung aus dreimal 249, oder aus 747 Mitgliedern, folglich schickt, im Durchschnitte gerechnet, jede Abtheilung Frankreichs neun Stellvertreter an die Nationalversammlung. Diese Abgesandten oder Stellvertreter, werden aber nicht unmittelbar vom Volke gewählt. Um Kabalen zu vermei-

meiden, wählt das Volk nur die Wahlherren, und diese wählen dann erst die Stellvertreter der Nation. Eine vortreffliche Idee, welche Hume, in seinen Gedanken über eine vollkommene Republik, angegeben hat, und deren auch schon Harrington in seiner Oceana erwähnt.

Am 20 November beschlossen alle Mitglieder der Nationalversammlung einstimmig, zum Besten des Staates, ihre silbernen Schuhschnallen herzugeben. Warum nicht lieber ihre Besoldung, die so drückend für den Staat ist, und täglich über 20,000 Livres beträgt! Das Beispiel der Versammlung wurde im ganzen Königreiche nachgeahmt. Jedermann gab seine silbernen Schnallen, einen Theil seines Silbergeschirres; Einige auch Juweelen und baares Geld. Wer nicht freiwillig gab, dem nahmen die Patrioten sein Silber mit Gewalt weg. Eine Menge Räuber liefen in den Straßen von Paris herum, und verlangten, von Allen welche sie antrafen, ihre silbernen Schnallen, ihre goldenen Hemdnadeln, und von den Damen die goldenen Ohr- und Halsgehänge, zum Besten des Staats. Wer nicht gutwillig gab, der wurde beraubt; den Frauenzimmern wurden die Ohrgehänge mit Gewalt aus dem Ohre gerissen, und das Ohr, ohne Mitleiden, durchgeschlitzt. Auch aus den Provinzen kamen silberne Schnallen in Menge an. In der kleinen Stadt B . . . in Burgund, konnte man nicht mehr als zwölf Paar silberne Schnallen zusammenbringen, weil die Einwohner größtentheils nur metallene Schnallen trugen. Der Bürgerrath der Stadt fand die Anzahl zu geringe, und beschloß daher, für zwei bis drei tausend Livres, Schnallen, bei den Silberschmieden der Stadt, verfertigen zu lassen, um

diese

diese Schnallen der Nationalversammlung zu übersenden. Ein Reisender kam eben an, da die Schnallen fertig waren, und erkundigte sich, was der Magistrat mit einer so großen Menge von silbernen Schnallen anfangen wolle? „Dieselben nach Paris an die Nationalversammlung senden“ war die Antwort. Aber, fuhr der Reisende fort, wäre es denn nicht leichter gewesen das Geld hinzusenden? — „Sie haben Recht, erwiderten „Jene; daran hatten wir aber wahrhaftig nicht gedacht!“

Unterdessen wurde der Proceß des Barons von Besenval, des Generals eines Schweizerregiments, noch immer fortgesetzt, und das Volk verlangte, mit Ungestüm, seinen Kopf. Auf Befehl des Königs kam er mit seinem Regimente nach Paris; und darin bestand sein ganzes Verbrechen. In der Voraussetzung, daß sein Regiment gegen die aufrührischen Einwohner von Paris beordert gewesen sey, wurde er des Verbrechens der beleidigten Nation angeklagt, und den neuen Gesetzen gab man, durch eine beispiellose Ungerechtigkeit, eine rückwürkende Kraft. Bei einem solchen Verfahren ist es unmöglich der Strafe zu entgehen. Was noch vor wenigen Monathen ein des Todes würdiges Verbrechen gewesen wäre, das war jetzt eine lobenswerthe That, die Dank und Belohnung verdiente: und was damals eine edle, tapfere Handlung gewesen wäre, das war jetzt ein Kapitalverbrechen. Handlungen welche unter der vorigen Regierung geschehen waren, nach dem neuen System und nach den neuen Gesetzen zu beurtheilen, war demzufolge die größte Ungerechtigkeit. Wäre Besenval, vor der Revolution, den Befehlen des Königs ungehorsam gewesen, hätte er sich denselben wider-

verseßt; so würde er seine Stelle und sein Leben verlohren haben: nun aber sollte er sein Leben verlieren, weil er diesen Befehlen gehorsam gewesen war, und sich denselben nicht widersetzt hatte. Besenval, ein Ausländer, von seiner Nation zu verschiedenenmalen zurückgefordert, wurde dessen ungeachtet, gegen alles Völkerrecht, mehrere Monaths lang seiner Freiheit beraubt, weil er seine Pflicht erfüllt hatte; diese Pflicht, die, durch eine neue Verbindung von Umständen, welche man damals unmöglich voraussehen konnte, nunmehr zum Verbrechen geworden war. Die Schweizerischen Staaten sind, durch die allerfeierlichsten Bündnisse, mit Frankreich verbunden, sie sind aber niemals mit Jemand anders als mit dem Könige in Unterhandlung getreten, und haben auch ihren Truppen gegen niemand anders als gegen den König Gehorsam empfohlen. Besenval that seine Pflicht, und war nur allein dem Könige, und seinem Vaterlande Verantwortung schuldig.

Am 21 November, als er zum erstenmal vor dem Kriminalgerichte des Chatelet verhört wurde, sagte Besenval: „Ich protestire gegen alles, was das Tribunal vor welchem ich mich jetzo befinde mit mir vornehmen möchte. Die Traktaten, die Bündnisse, und „die militairischen Kapitulationen, durch welche die „Schweiz mit Frankreich verbunden ist, erlauben mir „nicht, ein anderes Tribunal als das Tribunal meiner „Nation anzuerkennen. Dessen ungeachtet werde ich „doch auf alle Fragen antworten, welche die Richter „des Chatelet an mich thun möchten. Die Rechtschaffenheit dieser Richter ist mir bekannt genug, und ich „würde mir selbst kein anderes Gericht wählen, wenn „nicht die Rechte des Schweizerischen Staats mir es

zur

„zur Pflicht machten, zu protestiren. Ich bin zu Solo-„thurn in der Schweiz geboren, 68 Jahre alt, habe „60 Jahre in französischen Diensten, unter den Schwei-„zertruppen zugebracht. Als ich in den Dienst trat, „schwor ich dem Könige den Eid der Treue, welchen „alle Officiere schwören müssen, nach der Formel die „den Schweizern durch ihre Kapitulation vorgeschrieben „ist. Während ich General en Chef der Provinz Isle „de France war, unterhielt ich beständige Verbindun-„gen mit den Ministern des Königs, vorzüglich aber „mit Hrn. Necker, wegen der, zu Unterhaltung der „Stadt und der Truppen in ihrer Nachbarschaft, nöthi-„gen Lebensmittel. Niemals ist mir von einer Ver-„schwörung gegen die Nationalversammlung oder gegen „die Stadt Paris Etwas bekannt geworden. Die Ur-„sache der Zusammenziehung der Truppen in der Nach-„barschaft von Paris war bloß allein dem Herrn von „Broglio bekannt, welcher das Hauptkommando führ-„te. Es ist grundfalsch, daß ich befohlen hätte das un-„reife Korn abzuschneiden, oder daß ich gesucht hätte „die Hauptstadt auszuhungern. Am 14 Julius erhielt „ich einen Brief von Hrn. Pujet, dem Major der Ba-„stille, welcher einen Befehl von mir zu Vertheidigung „dieser Vestung verlangte. Ich sandte ihm den Befehl, „sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Diesen „Befehl konnte ich aber nicht aus mir selbst geben, weil „mir die Lage der Vestung unbekannt war. Ich gab „den Befehl nur weil man denselben von mir ausdrück-„lich verlangte. Schon am eilften Julius hatte ich ei-„nen Brief von dem Hrn. Marschall von Broglio er-„halten, welcher mir Nachricht gab, daß er am zwölf-„ten einen Aufstand befürchte, und mir daher befahl,

„vor Tagesanbruch, unter dem Vorwande Revue zu
„halten, ein Bataillon der Schweizergarde zu postiren.
„Am zwölften entstand wirklich ein grosser Tumult in
„Paris. Da ich nun um die Posten der Kavallerie be-
„sorgt war, welche ich ausgestellt hatte, und welche
„viel zu schwach waren: so gab ich ihnen Befehl sich alle
„auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten zu vereini-
„gen. Gegen vier Uhr des Nachmittags begab ich mich
„auch dahin, sah mich aber genöthigt, um durch das
„Gedränge zu kommen, mich von einer Kompagnie
„Schweizer-Grenadier begleiten zu lassen. Als ich an-
„kam erfuhr ich, daß einige Dragoner, durch Stein-
„würfe und Flintenschüsse, von dem Volke verwundet
„worden wären. Uebrigens war die Ruhe wiederum
„hergestellt und die Truppen ziemlich gut postirt. Nur
„beunruhigte mich der unzählige Haufe, welcher in den
„Thuillerien und auf den Steinen der Brücke Ludwigs
„des Sechszehnten versammelt war. Ich wollte das
„Volk nach den Thuillerien zurück treiben, um von die-
„ser Unruhe befreit zu werden, als ich den Prinzen
„Lambesk an der Spitze seines Regiments ankommen
„sah. Ich befahl ihm, langsam in den Thuillerien vor-
„zurücken, ohne Gewalt zu gebrauchen und ohne irgend
„Jemand zu verletzen. Er befolgte meinen Befehl pünkt-
„lich, und trieb den Haufen zurück, wie ich, von der
„Statue Ludwigs des Funfzehnten, an deren Fuß ich
„mich gestellt hatte, deutlich sehen konnte. Aber wie
„erstaunte ich nicht, als ich zehen bis funfzehn Pistolen-
„schüsse in die Luft abschiessen hörte, und bemerkte, daß
„sich der Prinz schnell zurückzog, und auf den ihm an-
„gewiesenen Posten, auf den Platz Ludwigs des Funf-
„zehnten, zurückkam. Ich fragte ihn, warum er die-

„ses

„ses gethan habe? Er antwortete, das Volk habe auf
„ihn und seine Truppen von den Terrassen Steine und
„Stühle geworfen, und ein anderer Haufe habe zu glei-
„cher Zeit versucht ihm den Rückweg abzuschneiden, und
„dadurch hätte er sich genöthigt gesehen, sich zurück zu
„ziehen. Ich habe niemals Befehl gegeben auf das
„Volk zu schießen, oder dasselbe zu mißhandeln, und alles
„was ich gethan habe, habe ich auf Befehl des Marschalls
„von Broglio gethan, dessen Briefe ich noch in Händen
„habe, und dieselben auf Verlangen vorzeigen werde."

An diesem und an den folgenden Tagen wurden sehr viele Zeugen verhört, deren Zeugniß die Unschuld des Generals Besenval hinlänglich bewies. Auch die Briefe welche man unter seinen Papieren gefunden hatte, waren Beweise, daß die Minister niemals die Absicht gehabt hatten Paris zu belagern oder zu bombardieren. Da es noch jetzo Schriftsteller giebt, welche, auf einen bloßen Argwohn, die Minister eines so verabscheuungswürdigen Plans beschuldigen: so mag folgender Brief des Marschalls von Broglio dazu dienen diese Beschuldigungen auf immer zu widerlegen. Der Brief ist an Herrn von Besenval geschrieben.

Versailles den 5 Julius 1789.

„Herr von Crosne verlangt von mir, mein Herr,
„Hülfe, um in Paris die Ruhe zu erhalten, im Falle die-
„selbe morgen von dem Volke, welches am Vormittage
„nicht Brodt genug würde erhalten können, gestört werden
„sollte. Er bittet mich zugleich, Ihnen zu erlauben,
„daß Sie Sich der Schweizer Regimenter, welche auf
„dem Märzfelde angekommen sind, zu Erhaltung der
„Ruhe bedienen dürften, wenn es nöthig seyn sollte,
„und wenn die Gardisten und die Schweizer welche in

„Pa-

„Paris liegen, zu Erreichung dieses Endzweckes nicht
„hinreichend seyn sollten. Da dieses Verlangen bloß
„allein zum Zwecke hat, die Bürger zu beschützen und
„die Unordnung zu verhindern: so gebe ich Ihnen Voll-
„macht demselben, mit Ihrer gewöhnlichen Klugheit,
„welche Sie seit drei Monathen bewiesen haben, zu
„entsprechen. Durch diese Klugheit geleitet, wer-
„den Sie die allerbestimmtesten und gemäßigtsten
„Befehle an diejenigen Officiere ertheilen, denen
„Sie das Kommando der Truppen übertragen wer-
„den, damit sie nur Beschützer seyn, mit der größten
„Sorgfalt allen Streit vermeiden, und sich ja hüten
„in kein Gefecht mit dem Volke zu gerathen; ausge-
„nommen, wenn sich dieses so weit vergessen sollte Feuer
„anzulegen, oder zu plündern, oder andere, der öffent-
„lichen Sicherheit schädliche Excesse zu begehen. Ich
„hoffe, daß Sie sich nicht in dem Falle befinden wer-
„den sich dieser Mittel bedienen zu müssen, und ich
„wünsche dieses mehr als ich Ihnen sagen kann: auch
„weiß ich daß Sie es nicht weniger wünschen. Ich ha-
„be die Ehre u. s. w.

Der Marschall Herzog von Broglio.

Aller Vorstellungen Mirabeaus und der übrigen Verschwornen ungeachtet, war der Herzog von Orleans dem wiederhohlten Befehle des Königs und des Herrn la Fayette gefolgt, und, am vierzehnten Oktober, in Begleitung seines vertrauten Freundes, des Hrn. Chandernos de la Clos, nach England abgereist. Mirabeau wurde über die Nachricht dieser Abreise auf den höchsten Grad aufgebracht. Er sandte einen Kourier nach Boulogne, wo der Herzog sich einschiffen sollte, ließ daselbst den Pöbel aufwiegeln, und den Herzog

drei

drei Tage lang aufhalten. Während dieser Zeit versuchte er es durch schnell auf einander folgende Kouriere mit Bitten und Vorstellungen, den Herzog zu der Rückreise nach Paris zu bewegen. Aber alles war vergeblich. Gefoltert durch Gewissensbisse, und aus Furcht vor la Fayette, reißte der feigherzige Orleans nach England ab. Nachdem er in London angekommen war, konnte er, bis im November, keine Audienz vom Könige erhalten. Endlich erhielt er eine Audienz. Der König ließ ihn beinahe drei Viertelstunden auf sich warten; dann hörte er den Herzog einige Minuten über den vorgeblichen Gegenstand seiner Reise an. Aber, ohne hierauf zu antworten, erkundigte sich der Monarch nach dem Befinden des Königs und der Königin von Frankreich. Er bewundere, sagte er, den Muth, welchen der König bewiesen habe, als Er, um Blutvergießen zu verhüten, sich, durch seine erste Reise nach Paris, selbst der Gefahr habe aussetzen wollen. Er bewundere ferner, fuhr der Engländische Monarch fort, und ganz Europa bewundere mit Ihm, den Heldenmuth der Königin. Alle Europäischen Fürsten, sagte Er, nähmen Antheil an dem Schicksale des Königs von Frankreich, und verabscheuten die unerhörte Frevelthat derjenigen, welche es gewagt hätten, den König gefangen von Versailles nach Paris zu führen. Der Monarch endigte seine Rede mit folgenden Worten: „Ich theile Ihnen meine Gesinnungen über diese Vorfälle desto zuversichtlicher mit, da Sie, als Erster „Prinz vom Geblüte des unglücklichen Monarchen, un„streitig eben den Schmerz fühlen müssen, den ich hiebei „empfinde; auch bitte ich Sie, den König meiner leb„haftesten Theilnahme an seinen Schicksalen, zu versi„chern."

„chen." Während der ganzen Rede sah der Monarch dem Herzoge starr ins Gesicht; und dieß war die einzige Audienz, die er erhalten konnte.

Die Nationalversammlung beschäftigte sich mit der innern Einrichtung des Königreichs und mit den Finanzen. Am siebzehnten November wurde ein Brief vorgelesen, in welchem der Großmeister des Maltheserordens, wegen der aufgehobenen Zehenten seiner in Frankreich liegenden Güter, Vorstellungen that, und seine Rechte vertheidigte.

Der Maltheserorden hat seine Entstehung einem Jahrhunderte zu danken, in welchem der Rittergeist, verbunden mit religiösem Aberglauben, über ganz Europa herrschte. Ein kleines dem heiligen Johannes gewidmetes Hospital, welches zu Jerusalem errichtet wurde, war die Wiege dieses Ordens. Eine päpstliche Bulle im Jahre 1113, und eine zweite vom Papst Honorius dem Zweiten, im Jahre 1124, gaben diesem Ritterorden seine Existenz. Der Johanniterorden bestand damals, wie alle übrigen geistlichen Orden, aus Mönchen und Nonnen; und es giebt sogar noch heutzutage in Frankreich, in der Provinz Quercy, und nahe bei Toulouse, Klöster von Maltheserinnen a). Der Orden machte in kurzer Zeit große Fortschritte. Im Jahre 1310 eroberte derselbe, durch einen Kreuzzug die Insel Rhodus. Im Jahre 1312 erhielt er die Güter der Tempelherren, und im Jahre 1308 schenkte der Papst Klemens der Fünfte den Maltheserndie Güter des Samsoniterordens. Im Jahre 1522 verlohren die Johanniter

a) L'art de vérifier les dates T. 1. p. 513. P. *Hélyot* histoire des ordres religieux T. 3. p. 121.

ter die Insel Rhodus, und waren acht Jahre lang oh- ne festen Fuß irgendwo zu fassen. Auf Zureden des Papstes schenkte ihnen Kaiser Karl der Fünfte, im Jahre 1530 die Insel Maltha. Seit jener Zeit ist diese Insel der Hauptsitz des Maltheserordens gewesen. Dieser Orden hat auf immer sich verbindlich gemacht, seine Einkünfte dazu anzuwenden die Türken zu bekriegen. Aber schon seit langer Zeit sind diese Einkünfte auf eine andere Weise angewandt worden. Denn, wie Brydone erzählt, besteht die ganze Seemacht, welche das Ottomannische Reich zerstören soll, aus vier Galeeren, drei Galiotten, vier Linienschiffen von sechzig, und einer Fregatte von sechs und dreißig Kanonen. Ein Maltheserritter, welcher sich die Tonsur geben läßt, kann, zu gleicher Zeit, geistliche und weltliche Pfründen und Stellen besitzen, und Beispiele giebt es viele, daß ein Maltheserritter zugleich Abt, Prior und Dragoner-Hauptmann ist.

In den Provinzen war die Gährung sehr groß, und an einigen Orten brach dieselbe in offenbare Thätigkeiten aus. Zu Toulon empörten sich die Seesoldaten und die Matrosen gegen ihre Officiere, und versagten denselben allen Gehorsam. Am dreißigsten November sah der Kommendant des Arsenals zu Toulon, der wegen seiner Tapferkeit berühmte Graf Albert de Rioms, sich genöthigt, zwei Arbeitern im Arsenale den Abschied zu geben. Diese beklagten sich bei dem neuerrichteten Bürgerrathe. Daraus entstand in der ganzen Stadt Lärm, Tumult und Aufruhr. Der Pöbel versammelte sich am ersten December, gegen neun Uhr des Morgens, vor der Thüre des Arsenals. Man verlangte Hrn. Rioms zu sprechen. Er erschien. Ei-

nige Abgesandte des Bürgerrathes verlangten, daß er die verabschiedeten Arbeiter wiederum aufnehmen, und dieselben wegen ihres Ungehorsams nicht bestrafen, sondern ihnen verzeihen solle. Hr. Rioms antwortete: er könne dieses nicht thun; seine Ehre würde darunter leiden und sein Ansehen würde vernichtet, wenn er die Schuldigen nicht bestrafte. Außerdem könnte der versammelte Pöbel glauben, daß er nur aus Furcht nachgäbe, und dadurch würde die Insolenz desselben nur noch zunehmen. Endlich aber gab er den wiederholten Bitten der Rathsherren nach, und befahl die Schuldigen loszulassen.

Indessen hatten sich, auf seinen Befehl, hundert Mann Seesoldaten auf dem Platze versammelt und in Ordnung gestellt. Der Pöbel, hiedurch aufgebracht, wurde lärmend, und warf mit Steinen die Fenster des Zimmers ein, in welchem Hr. Rioms sich, mit dem Maire und den Rathsherren befand. Hr. Rioms verlangte, daß das Kriegsgesetz in der Stadt ausgerufen werden sollte, und daß die Bürgermiliz ihm zu Hülfe kommen möchte, um das zusammengelaufene Gesindel zu zerstreuen, da ihm nicht erlaubt wäre, sich seiner eignen Truppen zu bedienen. Die Bürgermiliz erschien; aber, statt dem Tumulte zu wehren, verletzte ein Volontair dieser Miliz selbst einen Officier der neben Herrn Rioms stand, und bald nachher wurde Hr. Rioms mit den übrigen Staabsofficieren aus seinem Hause gerissen, mitten durch den wüthenden Pöbel, der sie alle zu ermorden drohte, nach dem Rathhause, und daselbst in einen unterirrdischen Kerker gebracht, in welchem sie einige Tage zubringen mußten, ehe sie ihre Freiheit wieder erhielten.

Zu Marseille war, am achten December, eine heftige Gährung. Die Bürgermiliz war im Streite mit dem Schweizerregimente Ernst, und die Ruhe wurde nicht eher hergestellt, als bis, nach Ausrufung des Kriegsgesetzes, Einige getödtet und andere verwundet worden wären.

Zu Senlis begab sich, am dreizehnten December, die Bürgermiliz, in feierlicher Prozession, nach der Hauptkirche, um daselbst ihre neuen Fahnen einsegnen zu lassen. Kaum war der Zug einige hundert Schritte fortgerückt, als aus einem Hause ein Schuss geschah, welcher einen Trommelschläger verwundete. Die Prozession hielt stille, und sogleich folgten noch einige Schüsse, durch welche verschiedene Personen getödtet wurden. Wüthend sprengte nunmehr der Pöbel die Thüre des Hauses auf und drängte sich mit Gewalt in dasselbe. Sie fanden das Haus in Feuer, und bald nachher flog es in die Luft, wobei sechzig Personen das Leben verlohren.

Auf der Insel Korsika, brachen um eben diese Zeit, gefährliche Unruhen aus. Die Einwohner waren mit der Garnison im Streite, und schlugen die Truppen zurück, welche ausgeschickt worden waren, um den Pöbel zu zerstreuen.

In einigen Provinzen von Frankreich verbanden sich die Einwohner, durch einen feierlichen Eid, die neue Konstitution und die erworbene Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das erste Beispiel dieser Art gab die Provinz Dauphine. Am 29 November versammelten sich, am Ufer der Rhone, 12,650 Bürgersoldaten, welche folgenden Eid schworen: „Wir, „die Bürgersoldaten beider Ufer der Rhone, die wir

„uns

„und hier brüderlich; zu dem allgemeinen Besten, ver„sammelt haben, schwören, im Angesichte des Him„mels, auf unsere Herzen und auf unsere Waffen, wel„che zu Vertheidigung des Staates bestimmt sind, daß „wir jederzeit einig bleiben wollen. Wir schwören al„len Unterschied der Provinzen ab; wir bieten dem Va„terlande unsere Arme und unser Vermögen zu Unter„stützung der von der Nationalversammlung gegebenen „Gesetze an. Wir schwören, uns gegenseitig, zu Aus„übung so heiliger Pflichten, beizustehen, und unsern „Brüdern zu Paris zu Hülfe zu eilen, so wie auch jeder „andern Stadt in Frankreich, welche um der Freiheit „willen in Gefahr seyn sollte. Wir erklären, durch den„selben Eid, daß, von dem jetzigen Augenblicke an, die „Aufsicht über das Getreide uns zugehören soll, und „daß wir nicht nur die freie Durchfahrt desselben, auf „der Rhone und auf dem Lande beschützen, sondern „uns auch gegenseitig das nothwendige Korn wollen „verabfolgen lassen. Wir schwören ferner, alle diejeni„nigen den Gerichten anzuzeigen, welche es wagen „dürften, durch Worte oder durch Schriften, die den „Beschlüssen der Nationalversammlung gebührende „Ehrfurcht zu verletzen."

Zu Anfang des Decembers, versammelten sich 20,000 bewafnete Bürgersoldaten aus dem Vivarais, dem Languedok, der Provenze und dem Dauphine. Auf einer großen Ebene schworen sie, unter freiem Himmel, folgenden Eid: „Wir, Frankreicher, schwören, bei „Gott und bei unserem Vaterlande, über die Aus„übung der Beschlüsse der Nationalversammlung bis „an unsern Tod zu wachen, und uns gegenseitig, zu die„sem Zwecke, den nöthigen Beistand zu leisten."

Am

Am Abende des vier und zwanzigsten Decembers ward Thomas de Mouchy, sogenannter Marquis von Favras, mit seiner Gemahlin Victoria Hedwigia Karolina Prinzessinn von Anhalt - Schaumburg in seinem Hause in Verhaft genommen. Beide wurden nach dem Gefängnisse des Chatelet gebracht. Er hatte einen Plan gemacht den König und die königliche Familie von Paris wegzuführen, und Leute gedungen, welche die Herren la Fayette, Bailly, und Necker in der Nacht ermorden sollten. Favras war in Diensten des Bruders des Königs, des Grafen von Provence, und es schien daher höchst wahrscheinlich, daß dieser Prinz um die Verschwörung wissen müste; um soviel mehr, da Favras, im Nahmen des Prinzen, seit Kurzem ein Anlehen von einigen Millionen Livres gemacht hatte.

Sobald die Gefangennehmung des Favras und die Entdeckung seines Plans in Paris bekannt wurde, stiegen Unordnung, Furcht und Schrecken, abermals auf den höchsten Grad, und der Pöbel stieß die schrecklichsten Verwünschungen und Drohungen gegen die königliche Familie, vorzüglich aber gegen den Grafen von Provence aus. Der Graf fürchtete, daß diese Stimmung der Gemüther seiner Ruhe, und vielleicht seinem Leben gefährlich werden möchte. Er begab sich daher, am sechs und zwanzigsten December, nach dem Rathhause der Hauptstadt, und hielt daselbst an den versammelten Bürgerrath folgende Anrede:

„Meine Herren!

„Das Verlangen, eine freche Verläumdung zu „widerlegen, bringt mich zu Ihnen. Vorgestern ist „Hr. von Favras, auf Befehl Ihres Untersuchungs-

„Aus-

„Ausschusses, gefänglich eingezogen worden, und heu„te stellt man sich, als glaubte man, daß ich in ge„nauerer Verbindung mit ihm stehe. Als erster Bür„ger der Stadt Paris habe ich es für nöthig gehalten „hieher zu kommen, und Sie von den Verhältnissen, „unter welchen ich Hrn. von Favras kenne, selbst zu „unterrichten. Im Jahre 1772 ist er in meine Leibwa„che getreten. Im Jahre 1775 hat er dieselbe wiederum „verlassen, und seit dieser Zeit habe ich ihn nicht ge„sprochen. Da ich jetzo, seit mehreren Monathen, mei„ner Einkünfte beraubt war, und, wegen der großen „Zahlungen, die ich im Januar zu machen habe, unru„hig wurde: so wünschte ich ein Mittel auszufinden, „um meine Versprechungen erfüllen zu können, ohne „dem königlichen Schatze zur Last fallen zu dürfen. An„fänglich wollte ich, bis zu dem Betrag der nöthigen „Summe, Obligationen verpfänden, aber man stellte „mir vor, es sey für meine Finanzen vortheilhafter, „wenn ich ein Anlehen mache. Ohngefähr vor vierzehn „Tagen sagte mir Hr. de la Chatre, daß Hr. von Fa„vras dieses Anlehen, durch zwei Banquiers, die Herren „Chomel und Sartorius, ausfüllen lassen könne. Dem„zufolge habe ich einen Schein von zwei Millionen un„terschrieben, welche Summe nothwendig erfordert wird, „um meine, auf den Anfang des künftigen Jahres ge„gebenen Versprechungen zu erfüllen, und um meinen „Hofstaat zu bezahlen. Da dieses eine bloße Finanzsa„che ist, so habe ich dieselbe meinem Schatzmeister über„lassen. Den Hrn. von Favras habe ich gar nicht gese„hen, ihn nicht gesprochen, und keine Gemeinschaft „von irgend einer Art mit ihm gehabt: daher ist mir alles „was er gethan haben mag durchaus unbekannt. Des-

sen

„sen ungeachtet, meine Herren, erfuhr ich gestern, daß
„man häufig in der Hauptstadt ein gedrucktes Blatt aus-
„theile, auf welchem folgende Worte stehen:

„Der Marquis von Favras ist, mit seiner Frau,
„in der Nacht des vier und zwanzigsten, gefänglich
„eingezogen worden, wegen eines Projekts, das
„er hatte, dreißig tausend Mann anzuwerben,
„Hrn. de la Fayette und den Hrn. Maire ermor-
„den zu lassen, und uns nachher die Zufuhr der Le-
„bensmittel abzuschneiden. Monsieur, der Bru-
„der des Königs, war an der Spitze der Ver-
„schwörung."

„Paris, am 25. December 1789.

„Barauz."

„Ohne Zweifel erwarten Sie nicht von mir, daß
„ich mich so weit herablasse, mich über eine so niedrige
„Beschuldigung zu rechtfertigen. Aber, zu einer Zeit,
„wo, auch durch die allerunsinnigsten Verläumdungen,
„die rechtschaffensten Bürger des Staats Gefahr laufen
„für Feinde der Revolution gehalten zu werden, habe
„ich geglaubt, meine Herren, es dem Könige, Ihnen,
„und mir selbst schuldig zu seyn, die genauern Umstände
„dieser Sache, welche Sie so eben von mir gehört ha-
„ben, bekannt zu machen, damit das Publikum über
„den wahren Hergang derselben nicht einen Augenblick
„länger in Ungewißheit bleibe. Meine Denkungsart
„theile ich meinen Mitbürgern offenherzig mit. Seit
„dem Tage, an welchem ich mich, in der zweiten Ver-
„sammlung der Notablen, über die Hauptfrage erklär-
„te, welche damals die Gemüther theilte, habe ich
„keinen Augenblick daran gezweifelt, daß eine große
„Revolution bereit sey auszubrechen, und daß der Kö-

„nig,

„nig, vermöge seiner Gesinnungen, seiner Tugenden,
„und seines höchsten Ranges, an der Spitze der Revo-
„lution stehen müsse, weil keine Revolution für die Na-
„tion vortheilhaft seyn konnte, die nicht zugleich auch
„für den Monarchen vortheilhaft war; daß endlich die
„königliche Gewalt die Schutzwehr der nationalen Frei-
„heit, und diese, gegenseitig, die Stütze der königli-
„chen Gewalt seyn müsse. a) So lange man nicht eine
„einzige meiner Handlungen, nicht Eine Rede anführen
„kann, die diesen Grundsätzen entgegen wäre, die be-
„weisen könnte, daß, in welchen Lagen ich mich auch
„befunden habe, das Wohl des Königs, und das Wohl
„des Volkes, nicht der Einzige Gegenstand meiner Ge-
„danken und meiner Wünsche gewesen seyen: so lange
„man dieses nicht kann, so lange darf ich auch verlan-
„gen, daß man mir auf mein Wort glaube. Niemals
„habe ich weder meine Gesinnungen noch meine Grund-
„sätze verändert, und werde dieselben auch in der Folge
„niemals verändern."

Auf diese Rede antwortete Hr. Bailly, im Nahmen des Bürgerraths:

„Monsieur."

„Es macht den Stellvertretern der Stadt Paris
„außerordentlich große Freude, den Bruder ihres ge-
„liebten Königs, des Wiederherstellers der Französi-
„schen Freiheit, unter sich zu sehen: Erhabene Brüder,
„belebt von denselben Gesinnungen. Monsieur hat
„sich als den ersten Staatsbürger des Reiches gezeigt,
„als

a) Enfin, que l'autorité Royale devoit être le rempart de la liberté nationale, et la liberté nationale la base de l'autorité Royale.

„als er, in der zweiten Versammlung der Notabeln,
„für den Bürgerstand stimmte. Er hatte beinahe allein
„diese Gesinnungen: wenigstens waren nur eine kleine
„Anzahl wahrer Freunde des Volks auf seiner Seite.
„Und jetzt vermehrt er noch alle seine Ansprüche auf
„die Hochachtung der Nation, durch die Würde der
„Vernunft. a) Monsieur ist, demzufolge, der erste
„Urheber der bürgerlichen Gleichheit, und heute giebt
„er einen neuen Beweis davon, indem er kommt, und
„sich unter die Stellvertreter der Hauptstadt mischt, wo
„er keinen andern Rang verlangt, als den ihm seine
„Gesinnungen geben. Diese Gesinnungen sind in den
„Erläuterungen enthalten, welche Monsieur dieser
„Versammlung gefälligst hat geben wollen. Der Prinz
„geht der Meinung des Publikums entgegen. b) Der
„Staatsbürger beweißt, wieviel ihm an der guten Mei-
„nung seiner Mitbürger gelegen seye; c) und ich biete
„Monsieur, im Nahmen der Versammlung, den Tri-
„but der Hochachtung und der Dankbarkeit an, welche
„sie seinen Gesinnungen, der Ehre seiner Gegenwart, d)

„und

a) Et il a ajouté la dignité de la raison à tous ses autres titres au respect de la nation. Wer kann wohl diesen Bombast verstehn?

b) Le Prince va au devant de l'opinion publique. Man mag diese Phrase übersetzen wie man will: sie bleibt dennoch immer Unsinn!

c) An der guten Meinung seiner Mitbürger war dem Prinzen wenig gelegen: aber er fürchtete, daß man die Königsmörder gegen ihn aufwiegeln möchte; ihm war bange sein Leben zu verlieren.

d) Hier ist ein offenbarer Widerspruch! Wie kann die Gegenwart eines Bürgers für seine Mitbürger eine Ehre seyn? Oder, wenn sie es ist, was wird dann aus der so gerühmten Gleichheit?

„und vorzüglich dem hohen Werthe, den er auf das „Achtung freier Menschen setzt, schuldig ist."

Auf diese äußerst elende Rede antwortete Monsieur:

„Die Pflicht, welche ich so eben erfüllt habe, war „einem tugendhaften Herzen sehr unangenehm. Aber „ich bin, durch die Gesinnungen welche die Versamm„lung mir bezeugt, vollkommen entschädigt, und mein „Mund öffnet sich nunmehr bloß allein, um noch die „Vergebung derjenigen Personen zu verlangen, welche „mich beleidigt haben."

Monsieur schrieb auch an die Nationalversammlung, um sich von dem Verdachte, daß er ein Mitschuldiger des Favras sey, zu reinigen. Aber alle diese so auffallenden Schritte bestärkten selbst die Unpartheiischen nur noch mehr in der Vermuthung, daß dieser Verdacht nicht ungegründet sey.

Das Gerücht der Gefangennehmung des Favras, und der Entdeckung einer Verschwörung, an deren Spitze er stehe, hatte indessen zu Paris alle Köpfe erhitzt, und Unruhe, Furcht und Leichtgläubigkeit, waren abermals groß und allgemein. Ein besonderer Vorfall vermehrte noch die Besorgniß der Patrioten. In der Nacht des acht und zwanzigsten Decembers stand ein Bürgersoldat, Nahmens Trudon, am Thore der Kaserne Schildwache. Er sagte dem Sergeanten, welcher kam um ihn abzulösen; eben jetzt habe man ihn, auf seinem Posten, ermorden wollen, und der Mörder habe ihm einen Schusterpfriemen in den Hals gestoßen. Er wies die Wunde, welche noch blutete, und zeigte den Pfriemen, an welchem ein Zettel bevestigt war, auf dem die Worte standen: „Gehe hin und erwarte

la Fayette.* Als am folgenden Tage diese Geschichte bekannt wurde, war ganz Paris darüber im Aufruhr, und auch der Nationalversammlung wurde das Protokoll der Aussagen des Verwundeten zugesandt. Bei genauerer Untersuchung fand man aber, daß der Bürgersoldat Trudon sich selbst diese leichte Wunde am Halse gestochen hatte, um von sich reden zu machen und Aufsehen zu erregen.

Zufolge eines Befehls der Nationalversammlung wurde, im Monath December, das Verzeichniß aller Personen, welche Pensionen und Gnadengehalte von dem königlichen Schatze zogen, bekannt gemacht. Dieses Verzeichniß bewies, auf die allerunwidersprechlichste Weise, wie unverantwortlich bisher das Geld der gedrückten Nation an unnütze Mitglieder des Staates verschwendet worden war. So hatte z. B. die Prinzessinn d'Henin 18,000 Livres als Wittwengehalt. Sie ist aber keine Wittwe, sondern an den Prinzen d'Henin verheirathet; und dieser hatte 10,000 Livres Pension, wegen seiner Heirath. Die Choiseuls zusammengenommen hatten 88,300 Livres Pension; die Noailles 1,800,000 Livres; Hr. Hennequin 10,000 Livres, als vormaliger Aufseher der Wildschweins-Jagd; Jeltoite, abgedankter Musikant des Königs, 8,516 Livres; Hr. Joly de Fleury, General-Advokat, 17,000 Livres, weil er seine Stelle an seinen Sohn abgetreten hatte; Papillon de la Ferte, Direktor der Opera, 18,000 Livres. Diese Beispiele beweisen hinlänglich, was für Leute es waren, die das Geld verzehrten, welches, mit dem Schweiße und den Thränen des Volkes benetzt, in den Königlichen Schatz gelangte.

Im Jahre 1789 wurden in Paris getauft 19,383 Kinder. Es starben 20,319 Personen. Die Zahl der Heirathen war 4,781; die der Findelkinder, 5,719. Mönche und Nonnen wurden aufgenommen 61. Im Jahre 1788 waren getauft worden, 20,708; gestorben 19,959; Heirathen 5,375; Findelkinder, 5,822; Mönche und Nonnen, 122. Dem zufolge wurden im Jahre 1789 weniger gebohren 1,325; es waren weniger Heirathen 594; weniger Findelkinder 103; weniger Mönche und Nonnen die Hälfte; mehr Todte 432, als im Jahre 1788. Ein ungeheurer Unterschied, wenn man bedenkt, daß die Revolution erst im Julius ausbrach, und daß der Unterschied nur in die letzten sechs Monathe des Jahres fällt.

Zu Versailles entstand ein gefährlicher Aufruhr wegen des Preises des Brodtes. Mehr als zweitausend Handwerksgesellen, von denen die meisten nicht in Versailles wohnten, sondern von den benachbarten Orten dahin gekommen waren, versammelten sich, und verlangten mit Ungestüm von dem Bürgerrathe, daß der Preis des Brodtes und des Fleisches herabgesetzt werden sollte. Der Bürgerrath, durch ihre Drohungen erschreckt, gab nach und that was sie verlangten. Sobald der König die Nachricht von diesem Aufruhr erhielt, gab er Befehl, daß das Brodt zu Versailles wiederum bis zu dem vorigen Preise erhöht werden solle. Einige Kompagnien der Pariser Bürgermiliz zogen nach Versailles, um sich allen denen zu widersetzen, welche die Ausübung dieses Befehls zu verhindern suchen möchten; und auf diese Weise wurde zu Versailles die Ruhe wiederum hergestellt.

Im

Indessen entstand ein weit gefährlicherer Aufruhr in Paris selbst. Die Demagogen hatten das Gerücht ausgesprengt, der Gerichtshof des Chatelet habe, aus seinen Gefängnissen die beiden Staatsverbrecher Favras und Besenval entwischen lassen. Auf diese Nachricht war ganz Paris in Gährung. Montags, am 11. Januar 1790, versammelte sich ein unermeßlicher Haufe vor den Gefängnissen des Chatelet. Dieser rasende Haufe verlangte, mit wüthendem Geschrei, die Köpfe der beiden Gefangenen, und drohte den Kriminalrichtern mit der Laterne. Die versammelten Richter sahen sich genöthigt ihre Sitzung aufzuheben und sich nach Hause zu begeben, während la Fayette, an der Spitze der Bürgermiliz, den zusammengelaufenen Pöbel auseinander gehen machte, und alle Posten doppelt besetzte. Am folgenden Tage aber war die Gährung noch heftiger. Dreihundert Soldaten der besoldeten Bürgermiliz, des Ungehorsams gegen die Befehle ihrer Officiere schon seit langer Zeit gewohnt, wurden aufrührisch, verließen die Stadt und versammelten sich in den Elisäischen Feldern. Sie stellen sich auf einen Haufen, berathschlagen sich untereinander, und entfernen, durch ausgestellte Schildwachen, den neugierigen Pöbel, welcher haufenweise herbei läuft, um an dem Aufruhre Theil zu nehmen. Die Sturmglocken werden geläutet, und Schrecken und Furcht bemächtigen sich aller Gemüther. Zu gleicher Zeit versammelt sich ein anderer Haufe des Pöbels vor den Gefängnissen des Chatelet. Sie drohen, die Thüren einzusprengen, und sich der Gefangenen zu bemächtigen. Wüthend verlangen sie die Köpfe des Favras und Besenval. La Fayette sendet ein Detaschement der Bürgermiliz nach dem Chatelet, um

den

den Pöbel zu zerstreuen. Er läßt in allen Straßen Lärm schlagen, und befiehlt der Miliz, sich bei ihm, auf dem Vendome Platze, zu versammeln. Sie kommen an; Infanterie und Cavallerie. La Fayette stellt sie in Ordnung; er mustert seine Armee, geht durch die Reihen, hält eine Anrede an seine Brüder und Soldaten, und sucht in ihnen Liebe zur Ordnung und zum Vaterlande aufs Neue anzufachen. Den kommandirenden Officieren übergiebt er versiegelte Verhaltungsbefehle, welche sie nicht eher als bis es ihnen befohlen würde, eröfnen sollen. Gegen halb zwölf Uhr Vormittags stellt er sich an die Spitze seiner Armee, um dieselbe gegen die Aufrührer anzuführen. Am Ende der Straße St. Honore theilt sich diese Armee in zwei Divisionen. Auf den Elisäischen Feldern erscheinen beide Divisionen zu gleicher Zeit. Sie vereinigen sich, formiren einen Halbzirkel, dessen Sehne der Fluß ist, und schließen auf diese Weise die Aufrührer ein. Diese bemerken nun erst, daß sie gefangen sind. Sie erschrecken; sie suchen zu entfliehen: aber auf allen Seiten werden sie angehalten. Die Truppen rücken allmählig näher und näher zusammen, und formiren endlich einen Kreis um die Aufrührer, von denen sich einige in den Fluß stürzen, um sich durch Schwimmen zu retten, aber ertrinken, ehe sie noch das gegenüberstehende Ufer haben erreichen können. Nun giebt la Fayette Befehl zum Angriffe. Die Miliz fällt über die Ausreißer her, entwaffnet sie, nimmt ihnen die Nationalkokarde ab, bemächtigt sich ihrer Waffen, befiehlt ihnen, die Nationaluniform auszuziehen, bindet sie mit Stricken, zwei und zwei zusammen, und führt sie, in dieem Aufzuge, durch die Straßen der Stadt Paris, nach den

Ka-

Kasernen zu St. Denis. Schnell verbreitet die frohe Nachricht des so leicht erhaltenen Sieges sich in der Hauptstadt. Furcht und Schrecken weichen der Freude, und der Haufe des Pöbels, welcher sich vor den Gefängnissen des Chatelet versammelt hatte, zerstreut sich sogleich, und begiebt sich ruhig und stille nach Hause. Die Bürgermiliz wachte, mit verdoppelter Aufmerksamkeit, den übrigen Theil des Tages und während der ganzen Nacht. Am dreizehnten Januar war in Paris die Ruhe wieder vollkommen hergestellt, und dem Kommendanten la Fayette blieb der Ruhm, abermals, ohne Blutvergießen und ohne einen einzigen Flintenschuß, einen Haufen feigherziger Aufrührer auseinander getrieben zu haben.

Favras wurde indessen von den Richtern des Chatelet verhört. Seine Ankläger und die Zeugen welche gegen ihn aufstanden, waren seine eigenen Mitverschwornen, denen er seine geheimen Plane ganz entdeckt hatte. Er wurde angeklagt, daß er die besoldete Bürgermiliz durch Geld zu gewinnen versucht hätte; daß er aufrührische Schriften unter die Miliz habe austheilen lassen; daß er den Plan gehabt habe, aus Officieren und Edelleuten ein Korps zu errichten, und den König zu entführen; daß er sich, am sechsten Oktober, dem Minister Hrn. von St. Priest, zu Ausführung einer Kontrerevolution angeboten habe; daß er sich gerühmt habe 1,500 Mann stellen zu können; daß er den Hrn. la Fayette habe ermorden lassen wollen. Favras verantwortete sich mit großer Gegenwart des Geistes. Anfänglich leugnete er Alles. Nachdem er aber überwiesen war, gestand er: es sey wahr daß er Truppen angeworben habe; diese Truppen wären aber nicht zu

Un-

Unterstützung einer Gegenrevolution in Frankreich, sondern zu Vermehrung der Brabantischen Armee in den Niederlanden, bestimmt gewesen.

Einige patriotische Mitglieder der Nationalversammlung, rechtschaffene Männer, welche über den Despotismus, den die Demagogen und die wüthenden Demokraten in der Versammlung ausübten, erbittert waren, faßten den Entschluß, sich untereinander zu vereinigen, und, unter dem Nahmen der Unpartheiischen, einen Klub zu errichten, welcher dem berüchtigten demokratischen Jakobinerklub das Gleichgewicht halten sollte. Die Herren Malouet, la Fayette, der Herzog de la Rochefoucault, der Herzog von Liancourt, Hr. de la Tour Meaubourg, Hr. de la Cote, de Virieu, Redon, la Cheze, der Chevalier Boufflers, und einige andere, waren die Stifter dieses patriotischen Klubs. Die Grundsätze, zu deren Festgründung und Aufrechthaltung sich die Mitglieder dieses Klubs vereinigten, waren folgende:

„Wir, Mitglieder der Nationalversammlung, „Feinde aller heftigen und überspannten Maaßregeln, „entfernt von allem persönlichen Interesse, vereinigt „durch den Patriotismus, und bereit uns für die Freiheit und das öffentliche Wohl aufzuopfern, machen „hiedurch bekannt, daß folgende Grundsätze diejenigen „Grundsätze sind, nach denen wir denken und handeln."

I. „Wir wollen bis an das Ende unseren Pflichten „und dem wahren Vortheile des Volkes unabänderlich „ergeben bleiben. Wir wollen niemals aufhören uns „jedem Plane zu widersetzen, der dahin abzwecken „möchte, dasselbe irre zu führen, oder seine Rechte in „Gefahr zu setzen: dieses geschehe nun, entweder indem

„man ihm auf eine hinterlistige Weise Mißtrauen bei„bringt, oder indem man es zur Unordnung und zu „Verachtung der Konstitution und der rechtmäßigen „Gewalt aufwiegelt."

II. „Die Mittel, durch welche wir wirken wollen, „sind: Gerechtigkeit, Wahrheit, Standhaftigkeit."

III. „Die Konstitution muß erhalten werden. Was „an derselben noch mangelhaft seyn könnte, wird die „Nation, durch Zeit und Erfahrung kennen lernen, und „dann nach Gefallen verändern und einschränken."

IV. „Die Aufrechthaltung der Konstitution und „der Freiheit beruhen wesentlich auf der Beobachtung „der Gesetze. Aber die Beobachtung der Gesetze kann „Niemand versichern als die ausübende Gewalt. Man „muß daher, so schnell als möglich, dem Könige die „Ausübung dieser nothwendigen Gewalt wiederum über„geben, gemäß dem feierlichen Wunsche der Nation, „und den monarchischen Grundsätzen, welche durch die „Konstitution anerkannt und geheiligt sind."

V. „Da durch die Konstitution der politische Un„terschied der Stände aufgehoben worden ist, so giebt „es künftig in Frankreich nur Einen Titel, nehmlich den „Nahmen Staatsbürgers."

VI. „Die Rechte des Menschen und des Bürgers, „heilige und zu lange verkannte, aber auch gegenwärtig „zu oft verletzte Rechte, wollen wir, soviel in unsern „Kräften steht, ohne Ansehen des Rangs und der Per„son, vertheidigen."

VII. „Eine kluge Politik sucht allen Staatsbürgern „die Konstitution schätzenswerth zu machen. Wären „demzufolge, zu ihrer Vollendung, noch mehr Neue„rungen nöthig, so muß wenigstens, in Ausübung der„selben,

„selben, alles Gewaltsame vermieden werden. Ge-
„waltsame Mittel erschrecken die Staatsbürger, erbit-
„tern die Gemüther, bedrohen das Eigenthum, ver-
„mehren die Zahl der Unglücklichen, und müssen noth-
„wendig das Volk noch elender machen, als dasselbe
„jetzt schon ist.“

VIII. „Es ist die höchste Zeit, Ordnung, Ruhe
„und Sicherheit, wiederum herzustellen. Dieses ist
„das Einzige Mittel das Reich zu retten, und das Zu-
„trauen, den öffentlichen Kredit und die Einsammlung
„der Auflagen wieder fest zu gründen. Ohne diese
„müßten in kurzer Zeit die Konstitution und die Freiheit
„selbst untergehen.“

IX. „Es darf unstreitig Niemand wegen seiner
„Meinungen in Religionssachen beunruhigt werden,
„und eben so wenig wegen des Dienstes, welchen er der
„Gottheit öffentlich leistet, aber, zufolge einer Erfah-
„rung, die durch mehrere Jahrhunderte bestätigt ist,
„erfordert die Ruhe und das Beste des Staates, daß
„die Katholische Religion fortfahre in dem Königreiche
„allein die Rechte einer National-Religion und die Feier-
„lichkeit des öffentlichen Gottesdienstes zu geniessen.“

X. „Die Preßfreiheit muß sorgfältig geschützt wer-
„den, aber die öffentliche Ruhe, die Ehre und die Si-
„cherheit eines jeden Bürgers des Staates fordern,
„daß der Ausgelassenheit der Presse Einhalt geschehe;
„daher ist nichts so nothwendig, als über diesen Gegen-
„stand ein weises und sorgfältig bestimmtes Gesetz zu er-
„halten zu suchen.“

XI. „Jede bewaffnete Gewalt wäre der öffentlichen
„Freiheit gefährlich. Sie würde eine Geißel der Staats-
„bürger seyn, wenn nicht strenge Verordnungen die-

„selbe einschränkten, und wenn sie nicht der obersten „ausübenden Gewalt, welche die Rechte eines jeden „Bürgers schützen muß, untergeordnet wäre. Daher „muß sowohl die Armee als die Bürgermiliz dem Monarchen unterworfen seyn, so wie der Monarch selbst „den Gesetzen unterworfen seyn muß."

XII. „Wir wollen alle unsere Kräfte vereinigen, „damit die Geschäfte schnell fortgehen, damit wir bald „das so erwünschte Ende unserer Arbeiten sehen, und „vorzüglich, damit Einigkeit zwischen allen Theilen dieses großen Reiches beständig erhalten werde: denn das „Interesse des Reiches besteht darin, daß es, unter „Beschützung der Gesetze, und in Abhängigkeit von dem „Könige, nur einen und denselben Staatskörper ausmache."

Solche vernünftige und gemäßigte Grundsätze waren der herrschenden, ausgelassenen und demokratischen Denkungsart, so sehr entgegen, daß diese unpartheiischen Patrioten von den Verfolgungen der Demagogen und der Demokraten soviel auszustehen hatten, daß sie endlich sich genöthigt sahen, sich der Wuth des Pöbels zu entziehen und ihren Versammlungssaal zuzuschließen.

Um das Volk gegen die Königinn und gegen das Haus Oesterreich überhaupt aufzubringen, verbreiteten die Demagogen, unter andern frechen Verläumdungen, auch das Gerücht, die Königinn habe ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, viele Millionen aus dem königlichen Schatze nach Wien gesandt. Dieses Gerücht erhitzte die Gemüther so sehr, daß sich der Kaiserliche Gesandte in Paris, der Graf Mercy Argenteau genöthigt sah, an den Minister der auswärtigen Geschäfte

hätte, den Grafen Montmorin, folgenden Brief zu
schreiben:

„Paris, am 12. Okt. 1789.“

„Die vorgeblichen Millionen, welche der Französi-
„sche Hof dem Kaiser zugesandt haben soll, haben lange
„Zeit eine zu abgeschmackte Fabel geschienen, um Auf-
„merksamkeit zu verdienen. Indessen hat sich dieses
„Gerücht verbreitet; es wird geglaubt, und es hat
„dasselbe, gegen Seine Kaiserliche Majestät und gegen
„Dero Gesandten eine Art von Widerwillen erregt.“

„Im verflossenen Monat Junius hatte ich die
„Ehre, Herr Graf, auf ausdrücklichen Befehl des Kai-
„sers, Ihnen vorzustellen, wie nothwendig es sey, der
„Verbreitung einer so ungegründeten Sage Einhalt zu
„thun. Ew. Excellenz haben mir hierauf, nach erhal-
„tenem Befehle des Königs, am dritten Julius geant-
„wortet, und diese Sage förmlich für ungegründet er-
„klärt. Aus Delikatesse theilte ich damals nur wenige
„Abschriften Ihres Briefes aus, ohne denselben drucken
„zu lassen. Dadurch ist derselbe wahrscheinlich nicht
„allgemein bekannt geworden, und hat die Wirkung
„nicht hervorgebracht, welche er hervorbringen sollte.
„Die Behauptung, daß Millionen weggesandt worden
„seyen, erneuert sich, und macht mir es zur Pflicht
„Ew. Excellenz meine Bitte zu wiederholen, daß Sie
„alle nothwendigen Mittel anwenden mögen, welche
„dazu dienen können dem Publikum einen Irrthum zu
„benehmen, welcher für die aufrichtigen und festen Ge-
„sinnungen des Kaisers gegen den König seinen Ver-
„bündeten, und für die Französische Monarchie selbst
„so beleidigend ist.“

„Diese

„Diese Mittel scheinen um soviel leichter, da es
„nicht wohl möglich ist, daß, durch heimliche Wege,
„an den Kaiserlichen Hof Subsidien bezahlt worden seyn
„sollten, die durch keinen Traktat stipulirt sind. Weder
„hundert, noch funfzig, noch zwanzig Millionen, ha-
„ben aus dem Königlichen Schatze genommen werden
„können, ohne daß man, in der Einnahme, oder in
„den Ausgaben, eine Spur davon finden sollte. Die
„Durchsuchung der Rechnungen, die Untersuchung der
„Unterschriften der Vorgesetzten, welche nothwendig
„wissen müssen was in den Königlichen Schatz gelangt,
„und was aus demselben genommen wird, werden be-
„weisen, wie unmöglich es ist, daß ein Geheimniß, eine
„Verabredung und eine Untreue hier Statt finden kann:
„drei Dinge, die nothwendig vorausgesetzt werden,
„wenn beträchtliche Summen heimlich aus dem Schatze
„genommen worden seyn sollten."

„Dieß, mein Herr Graf, scheint mir ein sicheres
„Mittel, um öffentlich die Thatsache auszumachen,
„von welcher hier die Rede ist, und um die Gemüther
„über eine Verläumdung zu beruhigen, deren Gegen-
„stand desto mehr wichtig wird, je erhabener die Per-
„sonen sind, welche man darein hat verwickeln wollen."

## Brief des Grafen von Montmorin:

„Versailles am 3. Julius 1789."

„Unter der Menge von Broschüren, welche der
„gegenwärtige Zeitpunkt hervorbringt, giebt es eine,
„von welcher ich es für Pflicht gehalten habe Seiner
„Majestät Nachricht zu geben, weil der Verfasser von
„politischen Gegenständen handelt, und ausdrücklich
„unserer Verbindungen mit dem Wienerhofe erwähnt.

Ew.

„Ew. Excellenz werden leicht voraussetzen, daß ich von „dem Redner an die Reichsstände spreche."

„Es steht darin, Frankreich habe seit dem Teschner „Frieden dem Wienerhofe Subsidien geliefert; es habe „welche geliefert, um den Streit wegen der Schelde zu „endigen, um Zubereitungen zu dem Kriege gegen die „Türken zu machen, und es bezahle sogar noch jetzt „Subsidien. Nun ist es aber gewiß, daß seit dem Frie- „den im Jahre 1763, zwischen dem Könige und dem „Wienerhofe von Bezahlung der Subsidien niemals die „Rede seyn konnte, weil seither Nichts vorgefallen ist, „was zu Verlangung derselben auch nur die entfernteste „Veranlassung hätte geben können. Bei dem Teschner- „frieden war der König Vermittler, in Verbindung der „Kaiserinn von Rußland, und der Krieg, welcher durch „diese Vermittlung geendigt wurde, konnte um desto „weniger dem Kaiser zur Forderung irgend einiger Sub- „sidien Veranlassung geben, weil der König damals „selbst in einen Krieg verflochten war, den er schon ein „ganzes Jahr geführt hatte."

„Zur Zeit des Scheldegeschäftes, wollte der Kö- „nig, welcher damals eine Allianz mit Holland suchte, „und welcher schon, durch seine Vermittlung, den Krieg „abgewandt hatte, der Holland zu drohen schien, seine „Gewogenheit so weit ausdehnen, daß er sogar durch „ein Geschenk an Gelde die Mittel erleichterte diesem „Streite ein Ende zu machen. Aber er that seine Er- „klärung an die Republik unmittelbar, und es ist sogar „dem Kaiser unbekannt geblieben, was in Rücksicht „auf diesen Gegenstand vorgefallen ist."

„Der

„Der jetzige Krieg ist uns ganz fremd, und auch „der Kaiser ist nur vermöge seiner Verbindung und Trak„taten mit dem Petersburger Hofe in denselben verwi„ckelt."

„Mit einem Worte, mein Herr, es ist eine gewisse „und leicht einzusehende Wahrheit, daß, seit dem Frie„den im Jahre 1763, nicht der kleinste Vorwand vor„handen seyn konnte, um daß die Höfe zu Versailles „und zu Wien sich einander Subsidien hätten bezahlen „sollen, und in der That hat auch der Wiener Hof nie„mals so etwas von uns verlangt."

„Ich habe, mein Herr, dem Könige den Brief ge„zeigt, welchen ich die Ehre habe an Ew. Excellenz zu „schreiben. Seine Majestät hat die Wahrheit und die „Genauigkeit dessen was er enthält anerkannt, gebil„ligt daß ich die Ehre haben soll Ihnen denselben zu „übersenden, und mich zu gleicher Zeit berechtigt Ih„nen zu sagen, daß es nur bei Ihnen stehe, von dem„selben denjenigen Gebrauch zu machen, den Sie für „gut halten möchten. Ich habe die Ehre u. s. w."

Die Nationalversammlung beschäftigte sich mit der Bestimmung der öffentlichen Ausgaben und der Pensionen. Um das jährliche Gehalt des Königs zu bestimmen, beschloß sie, eine Gesandtschaft an den Monarchen zu senden, und von ihm selbst zu hören, wieviel er jährlich verlange? Die Gesandtschaft erschien bei dem Könige am vierten Januar, und der President sagte:

„Sire!"

„Die Nationalversammlung hat uns zu Ew. Ma„jestät gesandt, damit Sie selbst den Theil der öffentli„chen Einkünfte bestimmen mögen, den die Nation, zu „Unterhaltung ihres Hauses, Ihrer erhabenen Fami„lie

„lie, und Ihrer Vergnügungen zu bestimmen wünscht.
„Aber, indem von Ew. Majestät die Nationalversamm-
„lung diesen Beweis Ihrer Güte verlangt, hat sie sich
„einer Empfindung von Unruhe nicht enthalten können,
„die Ihre Tugenden veranlaßt haben. Wir kennen,
„Sire, jene strenge Sparsamkeit, welche in der Liebe
„zu Ihrem Volke, und in der Furcht dasselbe zu drücken
„ihren Grund hat. Aber, wie traurig würden Ihre
„Unterthanen werden, wenn diese Gesinnung Sie ver-
„hindern sollte diesen Beweis der Liebe anzunehmen!
„Sie haben in dem Glücke Ihres Volkes Ihr eigenes
„Glück gesucht. Erlauben Sie nunmehr demselben
„auch gegenseitig seinen ersten Genuß in dem Genusse
„zu suchen, den es Ihnen anbietet. Aber, sollten wir
„durch unsere Wünsche die rührende Strenge Ihrer Sit-
„ten nicht zu überwinden vermögen, so geruhen Sie
„wenigstens, der Würde Ihrer Krone den Glanz und
„die Pracht zu gewähren, welche, indem Sie die Ma-
„jestät der Gesetze erhöhen, zu dem Glücke Ihrer Un-
„terthanen beitragen. Sie wissen es, Sire, Ihre Un-
„terthanen können nur durch Achtung der Gesetze glück-
„lich seyn, und die Majestät des Throns ist von dersel-
„ben unzertrennlich. Die unglücklichste Volksklas-
„se genießt vorzüglich der Majestät des Throns;
„denn die Klasse welche der Unterdrückung am meisten aus-
„gesetzt ist, muß auch die Aufrechthaltung der Gesetze am
„meisten wünschen. Folglich geschieht es um das Glück ih-
„res Volks willen, daß wir Ihrem einfachen Geschmacke
„und Ihren patriarchalischen Sitten entgegen zu han-
„deln wünschen, diesen Sitten, welchen Sie unsere
„Liebe verdanken, und welche den übrigen Nationen

„d:n

„den tugendhaftesten Menschen, in dem Besten der Köni-
„ge darstellen."

Der Mann, der dem Könige so niedrige Schmei-
cheleien sagte, war der Abbe Montesquiou.

Der König antwortete:

„Ich bin über die Berathschlagung der National-
„versammlung, und über die Gesinnungen, welche
„Sie mir in ihrem Nahmen bezeugen, sehr gerührt. Ich
„werde Ihr Zutrauen nicht mißbrauchen, und ich wer-
„de, ehe ich mich über diesen Gegenstand erkläre, so lan-
„ge warten, bis durch das Resultat der Arbeiten der
„Versammlung zu Bezahlung der den Gläubigern
„des Staats schuldigen Zinsen, und zu den, für die
„öffentliche Sicherheit und für die Vertheidigung des
„Königreiches nothwendigen Ausgaben, sichere Fonds
„angewiesen seyn werden. Was meine eigene Person
„angeht, das ist, in dem gegenwärtigen Zeitpunkte,
„meine geringste Besorgniß."

Diese Antwort des Königs wurde von der Natio-
nalversammlung mit einem dreimal wiederholten Bei-
fallklatschen und mit lautem Freudengeschrei aufge-
nommen.

Die Preßfreiheit artete indessen zu Paris in die
allergrößte Ausgelassenheit aus. Nichts war den
Schriftstellern mehr heilig; Niemand blieb von ihren
giftigen Federn verschont. Unter allen Broschürenschrei-
bern war aber keiner dreister, frecher und unverschäm-
ter als Marat. Das Zeitungsblatt, welches er unter
dem Titel: der Volksfreund, täglich schrieb, war
voll von den gröbsten Verläumdungen. In jedem Blatte
entdeckte er heimliche Komplotte gegen die Freiheit, und
klagte Staatsverbrecher an. Er rühmte sich, daß er

bei

bei den, zu Versailles am fünften und sechsten Oktober begangenen Greuelthaten, selbst thätig gewesen sey. Aristokraten, Minister, Officiere, Mitglieder der Nationalversammlung, der Adel, die Geistlichen, die Nationalversammlung, der Bürgerrath, das Gericht des Chatelet: alle wurden von ihm angeklagt, proskribirt, und der Wuth des Pöbels Preis gegeben. Im Monath Oktober gaben die Richter des Chatelet einen Befehl, ihn in Verhaft zu nehmen, aber ein Pariser Distrikt nahm ihn unter seinen Schutz, und er fuhr seine Pasquille zu schreiben fort. Im Januar 1791 befahl der Bürgerrath abermals ihn in Verhaft zu nehmen; aber der Pöbel beschützte ihn aufs Neue. Zwei Tage nachher schrieb er ein Blatt, in welchem er das Volk aufforderte Hrn. Necker aufzuhängen. Nun wurden sechshundert Mann Bürgersoldaten zu seinem Hause gesandt, um ihn nach dem Gefängnisse zu bringen. Man fand ihn nicht. Bald nachher zeigte er sich wieder, und fuhr fort zu schreiben.

Um diesen Unordnungen der ungezähmten Preßfreiheit einigermaßen Einhalt zu thun, schlug der Abbe Sieyes, in einer vortrefflichen Rede, der Nationalversammlung vor, ein Gesetz zu geben, wodurch die Presse eingeschränkt würde. Er sagte:

„Das Publikum drückt sich unrichtig aus, wenn es ein Gesetz verlangt, welches die Freiheit der Presse bewilligen oder anerkennen solle. Die Bürger des Staates denken, sprechen und schreiben, nicht kraft eines Gesetzes, sondern kraft ihrer natürlichen Rechte. Rechte, welche die Menschen mit in die Gesellschaft gebracht haben, und zu deren Aufrechthaltung sie selbst das Gesetz bestimmt haben. Es ist wahr, die Buchdruckerei konn-

konnte nur im gesellschaftlichen Zustande entstehen. Aber, wenn der gesellschaftliche Zustand, indem er dem Menschen die Erfindung nützlicher Instrumente erleichtert, dadurch den Gebrauch seiner Freiheit ausdehnt: so kann doch deswegen nicht dieser oder jener Gebrauch jemals als ein Geschenk des Gesetzes angesehen werden. Das Gesetz ist nicht ein Herr, welcher unentgeltlich seine Wohlthaten austheilt. Die Freiheit begreift, schon ihrer Natur nach, alles in sich, was Andern nicht zugehört. Das Gesetz dient nur, um sie zu verhindern daß sie nicht ausschweife. Das Gesetz beschützt die Freiheit des Staatsbürgers, und muß daher allem Einhalt thun, was dieser Freiheit schaden könnte. Es muß demzufolge, in den freien Handlungen eines jeden Individuums, den Punkt bestimmen, wo diese Handlungen den Rechten der übrigen schädlich werden könnten. Dort muß es Merkzeichen hinsetzen, Gränzen aufrichten, verbieten dieselben zu übertreten, und den Vermessenen bestrafen, der es wagen dürfte ungehorsam zu seyn. Dieses sind die beschützenden Pflichten des Gesetzes. Die Preßfreiheit muß, wie jede andere Freiheit, ihre gesetzmäßigen Gränzen haben. Viele Leute glauben, daß man die Vortheile und die Nachtheile der Preßfreiheit gegeneinander abwiegen, und darnach die Gränzlinie, zwischen demjenigen was verboten werden kann, und demjenigen was nicht verboten werden darf, ziehen soll. Diese Leute irren sich. Ein Gesetzgeber darf nicht negociiren, wie ein geschickter Vermittler. Der Gesetzgeber darf niemals die Grundsätze aus den Augen verlieren: daher muß er, statt einer listigen Politik Gehör zu geben, vielmehr strenge und unerbittlich wie die Gerechtigkeit seyn. Darum wird er nicht Gutes und Böses miteinander vergleichen, um das Eine durch

das Ansehen aufzuheben. Unstreitig, meine Herren, betrachten Sie die Preßfreiheit nicht als eine gleichgültige Sache. Wer wäre wohl im Stande alles das Gute zu berechnen, was wir derselben zu verdanken haben? und wo ist ein Gesetzgeber, was für ein Geist ihn auch leiten mag, der es wagen dürfte, die Wirkung einer so außerordentlich nützlichen Ursache aufzuheben oder einzuschränken, ohne daß ihn die allergrößte Nothwendigkeit, die Nothwendigkeit, Jedermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dazu antreibe. Betrachten Sie den Nutzen der Buchdruckerei in ihren Verhältnissen gegen den bloßen Bürger des Staates. Sie hat seine Arbeit und seine Betriebsamkeit fruchtbarer gemacht, seinen Reichthum vermehrt, seine gesellschaftlichen Verbindungen erleichtert und verschönert, seine physischen und geistigen Kräfte mehr und mehr verbessert, ihm in Ausführung seiner Plane geholfen, sich mit allen seinen Handlungen, mit allen seinen Gedanken verbunden. Endlich dient sie auch dem allereinsamsten Menschen, indem sie ihm in der Einsamkeit tausend und abermal tausend Mittel zu genießen und glücklich zu seyn offenbart und entdeckt. In ihrem politischen Verhältnisse verändert sich dieselbe Ursache in eine fruchtbare Quelle des nationellen Wohlstandes: sie wird die Wache und die eigentliche Schutzwehr der öffentlichen Freiheit. Es ist die Schuld der Regierungen selbst, wenn sie die Buchdruckerei nicht recht gekannt, wenn sie den Nutzen, der aus ihr hätte gezogen werden können, aus ihr zu ziehen nicht verstanden haben. Wollen Sie Mißbräuche abschaffen? O! da ist es die Preßfreiheit die den Weg bereitet, die, so zu reden, vor Ihnen her die Menge der Schwierigkeiten, welche Unwissenheit,

heit, Eigennutz und Betrug sich bemühen auf Ihrem Wege vor Ihnen aufzuthürmen, wegfeget. Sobald die Fackel der öffentlichen Meinung erscheint, ziehen sich alle Feinde der Nation und der Gleichheit, die zugleich auch Feinde des Lichts sind, mit ihren schändlichen Planen erschrocken zurück. Wollen Sie nun Verbesserungen einführen? O! da lassen Sie die Presse Ihnen zur Vorläuferin dienen: lassen Sie die Schriften der erleuchteten Bürger die Gemüther vorbereiten, damit dieselben das Gute erkennen, was Sie ihnen thun wollen. Auf diese Weise muß man gute Gesetze vorbereiten; auf diese Weise thun dieselben ihre ganze Wirkung: auf diese Weise erspart man den Menschen die Erfahrung vieler Jahrhunderte. Die Buchdruckerei hat das Schicksal Europas verändert; sie wird die Oberfläche der ganzen Erde umschaffen. Ich betrachte sie wie eine neue Fähigkeit, mit welcher die schönsten Fähigkeiten des Menschen vermehrt worden sind. Durch sie ist die Freiheit nicht mehr in kleine republikanische Staaten verbannt, sondern verbreitet sich über Reiche und Länder. Die Buchdruckerkunst ist für die Unermeßlichkeit des Raums dasjenige, was die Stimme des Redners für den Marktplatz zu Athen oder zu Rom war. Durch sie wird der Gedanke des talentvollen Mannes zu gleicher Zeit an alle Orte hingetragen; er ertönt, so zu reden, in den Ohren des ganzen Menschengeschlechts. Ueberall wird, von der verborgenen Liebe zur Freiheit, welche in dem Herzen des Menschen niemals erlöscht, dieser Gedanke liebevoll aufgenommen, und zuweilen wüthend ergriffen; er mischt sich, er verschmilzt mit allen Empfindungen. Und was kann ein solcher Stoß, der auf Millionen Gemüther zu gleicher Zeit wirkt, nicht aus-

richten? Philosophen und Publicisten haben uns zu schnell muthlos machen wollen, indem sie uns predigten: Freiheit sey nur für kleine Völker. Sie haben in der Vergangenheit die Zukunft lesen wollen: und auch damals, als eine neue Ursache der Perfektibilität auf der Erde sich zeigte, und unter den Menschen ungeheure Umänderungen im Voraus schon berechnen ließ; auch damals haben sie nur aus Demjenigen, das da gewesen war, auf dasjenige schließen wollen, das da seyn würde; das da seyn könnte. Erheben wir uns zu höhern Hoffnungen. Seyn wir überzeugt, daß das größte Reich, daß die zahlreichste Bevölkerung, daß Alles empfänglich für die Freiheit ist. Und, in der That, warum sollte ein Werkzeug, welches Gemeinschaft der Meinungen über das ganze Menschengeschlecht verbreitet, welches dasselbe mit gleichen Gesinnungen belebt und durchdringt, die Bande der gesellschaftlichen Verbindung auf das festeste knüpft; warum sollte ein solches Werkzeug nicht dazu berufen seyn, das Reich der Freiheit unbegränzt zu erweitern, und dereinst selbst der Natur sicherere Mittel zu leihen, um ihren Plan auszuführen: denn unstreitig verlangt die Natur, daß alle Menschen gleich frei, und gleich glücklich seyn sollen. Sie werden daher, meine Herren, den Mitteln der Gemeinschaft unter den Menschen keine Gränzen setzen. Wissenschaft und neue Wahrheiten sind, wie alle andre Produkte, eine Frucht der Arbeit. Nun ist aber bekannt, daß, bei jeder Arbeit, Freiheit zu verfertigen, und Leichtigkeit des Debits, die Hervorbringung unterhält, aufmuntert und vermehrt. Wollte man daher, zur Unzeit, die Freiheit der Presse einschränken: so würde die Frucht des Genies in ihrem Keime erstickt, und ein Theil derjenigen Erleuchtung

würde

würde, vernichtet, welche den Ruhm und den Reichthum der Nachwelt auszumachen bestimmt ist. Wie viel natürlicher ist es hingegen, besonders zu einer Zeit wo man sich so sehr bemüht die Handlung in Aufnahme zu bringen, durch alle möglichen Mittel, den wichtigsten Handlungszweig unter allen, den Tausch der Gedanken, zu begünstigen! Doch, jetzt ist nicht die Rede von einem Gesetze welches den nützlichen Gebrauch der Presse aufmuntern, sondern von einem Gesetze, welches den Mißbräuchen derselben Einhalt thun soll."

Nun legte der Abbe Sieyes der Versammlung einen vortrefflichen Plan zu einem solchen Gesetze vor; aber die Nationalversammlung verschob die Berathschlagung darüber bis auf eine andere Zeit.

Armuth und Elend waren jetzt unter dem Volke zu Paris, so groß, daß Hr. Bailly sich genöthigt sahe, am 20 Januar 1790, die Mitglieder der Versammlung um Beisteuer zu bitten. Hr. Bailly sagte in diesem Briefe: „Das Elend ist zu Paris auf den äußersten „Grad gestiegen; die Arbeit fehlt, und eine Menge „rechtschaffner Arbeiter sind der Verzweiflung nahe. „Die Versammlung kennt diese Uebel. Der König hat „Arbeitshäuser eröffnen lassen, und seine Güte opfert „täglich eine beträchtliche Summe dabei auf. Aber dessen „ungeachtet ist den unglücklichen Armen noch nicht „geholfen." a)

Der

a) La misère est extrême à Paris. Le travail manque, et une infinité d'honnêtes ouvriers sont réduits au désespoir. Ces maux sont connus de l'assemblée. Le Roi a fait ouvrir des atteliers de charité, et sa bonté y consacre chaque jour une somme considérable, et cependant les malheureux ne sont pas encore soulagés.

Die Untersuchung der gegen den Baron Besenval vorgebrachten Klagen wurde indessen, von dem Kriminalgerichte des Chatelet, noch immer fortgesetzt. In der Mitte des Januars waren schon hundert und acht und siebenzig Zeugen gegen ihn verhört worden, ohne daß auch nur ein Einziger eine bewiesene Beschuldigung gegen ihn vorgebracht hätte. Dennoch wurde er noch nicht frei gesprochen; denn das Volk wollte ihn schuldig finden, und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Besenval, als ein der Rache schon bestimmtes Schlachtopfer, seiner Wuth entgehen sollte. Bei andern Kriminalgerichten sind zwei, in allen Umständen übereinstimmende Zeugen hinreichend um einen Verbrecher zu verdammen: aber hier waren hundert und acht und siebenzig übereinstimmende Zeugen nicht hinreichend um die Unschuld des Angeklagten zu beweisen. Der Pöbel verlangte, laut und mit wüthendem Geschrei, den grauen Kopf des unschuldigen Greises, und mit der Verhörung neuer Zeugen mußte noch ferner fortgefahren werden.

Auch mit Untersuchung der, gegen den Marquis von Favras vorgebrachten Anklage wurde täglich fortgefahren.

Am 21 Januar wurde in der Nationalversammlung eine Schrift vorgelesen, welche der Genuesische Gesandte, Marquis von Spinola an den Hrn. von Montmorin gesandt hatte. In dieser Schrift giebt die Republik Genua ihrem Gesandten den Auftrag, die Ansprüche der Republik auf die Insel Korsika zu vertheidigen, und sich über den Beschluß der Nationalversammlung zu beklagen, durch welchen diese Insel für einen Bestandtheil der Französischen Monarchie erklärt wird. In dem Trak-

tate vom Jahre 1768 hatte die Republik Genua dem Könige von Frankreich die Oberherrschaft über die Insel Korsika übertragen, unter der Bedingung, daß diese Insel nicht unabhängig werden solle. Der Beschluß der Nationalversammlung, welcher Korsika der Französischen Monarchie einverleibt, war offenbar dem Traktate des Jahres 1768 entgegen, denn, vermöge dieses Traktates, ist der König bloßer Administrator der Oberherrschaft dieser Insel. Die Republik Genua erklärte, das Schicksal der Korsen sey ihr ganz gleichgültig, aber dennoch könne sie nicht ohne Verwunderung erfahren, daß ein Beschluß gefaßt worden sey, welcher die Rechte verletze, die sie sich in dem Königreiche Korsika vorbehalten habe; Rechte welche durch einen Traktat geheiligt seyn, dessen Bedingungen nicht anders als mit der Einstimmung beider Partheien aufgehoben werden könnten.

Kaum war diese Schrift verlesen, als der Vicomte von Mirabeau aufstand, und vorschlug, den Doge von Genua vor die Schranken der Versammlung zu zitiren. Ludwig der Vierzehnte, sagte er, hat vormals den Doge an seinen Hof zitirt; und was der Despotismus gethan hat, das darf doch wohl auch die Freiheit thun.

Dessen Bruder, der Graf Mirabeau, stand auf und sagte: „Wollen wir über diese Frage uns berathschlagen, in demjenigen Sinne, welchen die Republik Genua derselben giebt, so gehört viel Spitzfindigkeit dazu, zu bestimmen, wie es möglich sey, daß eine „Macht, welche sich für Oberherrin eines Landes ausgiebt, zu gleicher Zeit sagen könne, daß ihr das Schicksal der Unterthanen, die sie zurückfordert, gleichgültig „sey. Oder sieht die Republik Genua etwa die Französische

„zösische Nation und den König für ihre Vasallen an?
„Wir wollen die Berathschlagung über eine so unanstän-
„dige und so ungerechte Forderung bis auf eine unbe-
„stimmte Zeit hinaus verschieben."

Hr. Salicetti (Abgesandter von Korsika bei der Versammlung) verlangte im Nahmen der Korsen, daß die Frage sogleich entschieden, und die Republik Genua mit ihrer Forderung abgewiesen werden möchte.

„Nein, rief Hr. Barnave, meine Vorgänger ha-
„ben den Punkt nicht getroffen! Hier ist keine Rede von
„Traktaten und Eroberungen. Korsika gehört unser,
„weil die Einwohner der Insel uns anzugehören verlan-
„gen. Es ist der Wunsch der Einwohner mit Frankreich
„verbunden zu seyn: wozu dann alle fernere Berath-
„schlagung?"

Hr. Despresmenil. Man muß doch wenigstens den Traktat von 1768 vorher erst durchlesen und untersuchen.

Hr. Pethion de Villeneuve. Was liegt an den Traktaten, wenn Korsika sich an uns übergiebt?

Hr. Robespierre. Die Forderung der Republik Genua muß behandelt werden wie man abgeschmackte Ansprüche allemal behandelt: man muß dieselbe gar keiner Berathschlagung würdigen.

Hr. Buttafoco (ein Korsikaner). Eilen Sie, meine Herren, entscheiden Sie schnell. Denn die Russen, welche jetzt in dem Mittelländischen Meere einen Standpunkt suchen, könnten sich sonst die gegenwärtigen Unruhen zu Nutze machen. Und wenn die Korsikaner nicht Hoffnung haben mit Frankreich vereinigt zu bleiben, so werden sie sich eher dem Teufel ergeben als der Republik Genua.

Herzog von Chatelet. Völker müssen den Traktaten und dem Europäischen Staatsrechte folgen, oder sie verletzen Treu und Glauben. Die Stellvertreter Frankreichs dürfen Nichts thun, als was gerecht und sorgfältig überlegt ist. Ich war Gesandter zu London, als dieser Traktat unterzeichnet wurde, und mir ist er dennoch ganz unbekannt. Ist es aber wahr, daß sich Genua einige Rechte vorbehalten hat, so müssen Sie den König bitten sich mit der Republik abzufinden. Dieß erfordert die Klugheit.

Graf Mirabeau. Ich kenne die Thatsache, deren sich Hr. von Chatelet nicht erinnert, ob er gleich dieselbe selbst dem Londner Hofe notificirt hat. Es ist möglich, daß, nach dem diplomatischen System, die Republik Genua einige Rechte auf Korsika habe; aber dann müßte Genua uns alles zurückbezahlen was Korsika uns gekostet hat. Ich glaube nicht, daß man lange erlauben wird, daß die diplomatische Sprache in dieser Versammlung gesprochen werde. Mit Recht hat man Ihnen gesagt, der heilige Grundsatz, nach welchem diese Sache entschieden werden müsse, sey der Wunsch des Volkes. Ich glaube nicht, wie mein Vorgänger, daß der Ragusische Bund, die Republik San Marino, oder ein anderer gefährlicher Staat, uns unruhig machen darf. Ich sehe sogar die Republik Genua nicht für einen gefährlichen Feind an; denn zwölf Männer und zwölf Weiber haben, auf der Küste von Korsika ihre Armeen in die Flucht geschlagen. Also lassen Sie uns schnell diese Frage entscheiden, welche auf so verächtliche Grundsätze sich stützt, und entscheiden wir, daß dieselbe gar keine Berathschlagung verdiene.

Und

Und so entschied auch würklich die Versammlung diese wichtige Frage des Europäischen Staatsrechts. Einige Tage vorher war die Republik Genf auf eine ähnliche verächtliche Weise behandelt worden. Also fielen die ersten Beleidigungen der Stellvertreter eines freien Volkes auf zwei freie und unabhängige Republiken; zwei Republiken, zu denen Frankreich bisher, so oft es ihm an Gelde fehlte, jederzeit, und niemals vergeblich, seine Zuflucht genommen hatte.

Die Sitzungen der Versammlung waren zwar alle, so wie dieselben auch jetzo noch sind, sehr tobend und lärmend. Die Stimmen der sich untereinander schimpfenden Mitglieder waren lauter als die Glocke des Presidenten, welcher sich mit Klingeln den Arm lähmte, indem er das Geschrei der tobenden Stellvertreter der geschwätzigen französischen Nation, durch den Lärm den seine Glocke machte zu übertäuben suchte. Die Versammlung glich einem Fischmarkte, wo Bootsknechte und Fischweiber ihre Lungen anstrengen, und sich in die Wette schimpfen; sie glich nicht einem erlauchten Haufen von Gesetzgebern. Seit langer Zeit war aber keine Sitzung so lärmend gewesen, als die Sitzung des zwei und zwanzigsten Januars des Jahres 1790.

Es wurde ein Plan vorgelesen, nach welchem die dringendsten Schulden des Staates bezahlt werden sollten. Nach Endigung dieser Vorlesung stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl und sagte: „Unmöglich kann ich „meine Meinung über einen Vorschlag geben, den man „so schnell hergelesen hat, und den der größte Theil der „Versammlung nicht einmal versteht. Eins verstehe ich „nur, nehmlich, daß dieser Plan voll unnützer Dinge,

„und voll der sonderbarsten Untereinanderwerfung der „verschiedensten Gegenstände ist. Ungeachtet aller schö„nen Plane, aller ehrfurchterregenden Zauberformeln, „aller ehrwürdigen Zahlen, glaube ich dennoch nicht, „daß es einen einzigen Mann gebe (ich nehme sogar den „Finanzminister selbst nicht aus) welcher genau weiß, „wie groß die Staatsschuld ist, und wer die Gläubiger „sind. Wie soll man sich nun in dieser unbekannten „Sache verhalten?"

Abbe Maury. Um Ordnung in die Finanzen zu bringen, muß man einen Weg einschlagen, welcher demjenigen den die Minister genommen haben gerade entgegengesetzt ist. Ihre einzige Sorge bestand darin, Einnahme und Ausgabe gleich zu machen; Sie hingegen müssen immer die Ausgabe der Einnahme unterordnen.

Hr. Cazales. Man muß wissen, wie hoch sich die Staatsschuld beläuft; man muß die Ursachen kennen, welche, seit zwölf Jahren, dieselbe um zweihundert Millionen vermehrt haben. Die Provinzen werden sich nunmehr bald versammeln. Sie werden von Ihnen Rechenschaft über Ihre Aufführung fordern. Wollen Sie denselben antworten, daß Sie, umgeben von Kapitalisten und Staatsgläubigern, von denen diese Stadt voll ist, es nicht hätten wagen dürfen, die Gültigkeit der Forderungen zu untersuchen? Wollen Sie denselben sagen, Sie hätten Anlehen ausgeschrieben, ohne vorher zu untersuchen, ob diese Anlehen auch nöthig seyn? Schreiben Sie neue Auflagen aus: So verschwenden Sie die letzten Aufopferungen eines Volkes, welches sich auf Sie verläßt, und überlassen seinen Schweiß dem Ersten, dem es einfällt sich für einen Gläubiger des Staates auszugeben.

(Hef=

(Heftiger Lärm, unbändiges Geschrei, und lautes Rufen der Demokraten: Befehlt ihm zu schweigen! Gebietet ihm Stillschweigen; er predigt Aufruhr!)

Hr. Cazales (laut und heftig) Was wollt Ihr ihnen antworten, denen die Euch hieher gesandt haben, wenn sie Euch sagen: alle Aufträge, welche wir Euch gaben, haben Euch ausdrücklich verboten Auflagen auszuschreiben, oder Anlehen zu machen, ehe ihr nicht die Schulden des Staates ganz würdet kennen gelernt haben! Ich aber, ich habe meine Pflicht erfüllt, und Euch Euere Pflicht kennen gelehrt. Wird mein Vorschlag verworfen; so fällt Schimpf und Schande auf Diejenigen zurück, die denselben nicht annehmen wollen. Ich schlage vor, daß die Gültigkeit aller Staatsschulden untersucht, die Quellen der Schulden erforscht, und das Detail derselben auseinander gesetzt werden solle; damit das Zutrauen der Nation nicht gemißbraucht werde.

(Entsetzlicher Lärm in der Versammlung. Von einer Seite lautes Beifallklatschen; Bravorufen; Lobeserhebungen des Hrn. Cazales, wegen seines Muthes; Verlangen daß seine Rede gedruckt werde; von der andern Seite, wo Mirabeau stand, Zischen; Pfeifen; wüthendes Toben; grobes Schimpfen und schreckliches Drohen, in welches die Zuhörer auf den Gallerien mit einstimmen.)

Herzog de la Rochefoucault. (ganz kaltblütig, und ohne die Stimme zu erheben) Sie verwechseln, meine Herren, die Rechtmäßigkeit der Schuld, mit der schlechten Anwendung der durch Anlehen aufgenommenen Gelder.

Hr.

Hr. Roederer. Die rechtmäßige Schuld darf nicht mit den von der Regierung zu wucherischen Zinsen aufgenommenen Geldern verwechselt werden.

Charles Lameth. Der Vorschlag des Hrn. Cazales ist im Grunde gut; aber gegenwärtig würde derselbe mit den grösten Nachtheilen verbunden seyn. Die Ausführung desselben würde die Arbeiten der Nationalversammlung aufhalten, Unruhe in die Familien bringen, die Bezahlung der Schulden noch länger aufschieben, und die rechtmäßigsten Gläubiger des Staats in Verlegenheit setzen. Indessen beweist doch dieser Vorschlag eine väterliche Sorgfalt, welche der Versammlung würdig ist. Der anscheinende Bewegungsgrund desselben ist die Vertheidigung des Wohls der Nation. Auch kann die Ausführung dieses Vorschlages zu einer andern Zeit wirklich nützlich seyn. Ich verlange daher, daß man die Berathschlagung darüber bis auf eine unbestimmte Zeit verschiebe.

Graf Mirabeau. Der Vorschlag des Hrn. Cazales hat, in meinen Augen, weder die Vortheile, noch die Nachtheile, welche mein Vorgänger darin hat finden wollen. Er will unsere Versammlung in eine Inquisition verwandeln.

(Großer Lärm. Viele sprechen zugleich, daher man keinen verstehen kann. Schreckliches Geschrei: Stimmt! Stimmt! keine weitere Debatten! Dagegen schreien Cazales und seine Parthei: Nein! Nein! Laßt uns fortfahren, und die Sache ins Reine bringen! Die Demokraten stehen auf und rufen: Stimmt! Stimmt! Die übrigen widersetzen sich, und rufen mit dem heftigsten Geschrei: Wir sind hier nicht im Jakobinerklub!)

Der

Der Abbé Maury steigt auf den Rednerstuhl. (Neuer tobender Lärm. Das Geschrei wird so heftig, daß man die Glocke des Presidenten nicht mehr hört. Der Abbe Maury verläßt den Rednerstuhl. Er stellt sich mitten in den Saal, zwischen den Presidenten und den Rednerstuhl. Er spricht; aber seine Freunde und seine Feinde schreien zugleich, und so laut, daß man ihn nicht verstehen kann. Er dreht sich gegen die Demokraten, und droht ihnen, mit aufgehobener Faust. Nun stehen plötzlich beide Partheien von ihren Sitzen auf. Der Present ruft, und schreit, und klingelt, an Einem fort. Auf einmal entsteht die vollkommenste Stille. Der Vorschlag wird noch einmal vorgelesen. Der Abbe Maury ruft aus: Nicht hier, sondern im Jakobinerklub, wo die gegenwärtige Berathschlagung angefangen ist, muß dieselbe auch geendigt werden! Dann fährt er fort:) Ihr habt euch anheischig gemacht, die Schuld des Staates zu bezahlen, und Ihr wollt dieselbe dennoch nicht kennen lernen! Wäre Jemand hier, der sich unterstehen dürfte das Gegentheil zu behaupten, so müßte derselbe, von diesem Augenblicke an, in der öffentlichen Meinung geschändet seyn! Was! Nachdem wir die Gläubiger des Staates unter den Schutz der Französischen Treue genommen haben, so sollte man es noch ungereimt finden, daß wir den Schleier, welcher bisher so viele Räubereien bedeckt hat, ganz zerreissen wollen!

(Neuer Lärm. Anhaltendes, heftiges, ungeduldiges Geschrei. Rufen und Klingeln des Presidenten. Stampfen mit den Füßen, vor Wuth und Ungeduld.)

Ich richte meine Frage an jene Männer, welchen die Natur allen Muth versagt hat, und welche sie dagegen

gegen, zur Entschädigung, im allerhöchsten Grade mit dem Muthe Schmach und Schande ertragen zu können begabt hat. Diese frage ich. Mögen sie mir nunmehr, hier, in dieser Versammlung, antworten!

(Fünfhundert Männer fuhren, bei diesen Worten, zu gleicher Zeit in die Höhe. Fünfhundert Stimmen riefen zugleich: Abbitte! Abbitte wegen dieser Injurie! Lärm und Tumult nahmen zu. Ein Mitglied schlug vor, den Abbe Maury von seiner Stelle als Mitglied der Versammlung abzusetzen.)

Der Abbe Maury springt mit Einem Satz mitten in den Saal: „Wer, ruft er, wer ist derjenige, der es wagt einen solchen Vorschlag zu thun?“

Hr. Guillaume: Ich, ich bin es! Wer die ganze Versammlung beleidigt, der muß bestraft werden. Es ist Pflicht der Versammlung die ihren Mitgliedern schuldige Achtung zu erhalten; denn welche Achtung wird man für die Gesetze haben, wenn man für die Gesetzgeber selbst keine hat!

Graf Mirabeau: Da von Ausschließung eines Mitgliedes die Rede ist, so muß ich sagen, daß diese grosse Frage des Staatsrechtes Nachdenken verdient, und daß die Versammlung keines ihrer Mitglieder ausschließen darf. Wenn die Injurie, mit welcher der Abbe Maury sein abgeschmacktes Raisonnement beschlossen hat, gegen ein einzelnes Mitglied gerichtet gewesen wäre, so wäre dieses eine so unverschämte Thorheit, daß man ihn in das Tollhaus hätte setzen müssen. Aber mir däucht er verdient Mitleiden, und da er diese Worte im Zorne ausgesprochen hat, so verlange ich, daß er einen Verweis bekomme, und daß dieser Verweis in dem Protokolle angemerkt werde.

Abbe

Abbe Maury. Ich erinnere mich recht gut dessen was ich gesagt habe, weil ich voraussah, daß ich meine Worte würde wiederholen müssen. Die Versammlung kann sich, durch das was ich sagte, nicht für beleidigt halten; denn nicht ein Einziges ihrer Mitglieder ist dadurch beleidigt. Ich gehe noch weiter, und ich behaupte, daß Jemand der von dem Rednerstuhle spricht, und alle Augenblicke durch das Heulen der Wuth unterbrochen wird, wohl leicht zu entschuldigen ist, wenn er etwas Unschickliches sagen sollte.

(Neuer Lärm und Geschrei in allen Theilen des Saales).

Hr. Cazales entschuldigt den Abbe Maury.

Hr. Despresmenil. Der Sinn seiner Worte ist zweifelhaft, und muß daher auf die dem Angeklagten vortheilhafteste Weise ausgelegt werden.

Sehr viele Mitglieder sprachen, und lärmten, und schrien, bis endlich die Versammlung der Meinung des Hrn. Mirabeau beistimmte, und der President dem Abbe Maury, wegen seines unschicklichen Betragens, einen Verweis gab.

Auf den Vorschlag des Hrn. Guillotin beschloß die Versammlung, am 21 Januar, folgende Artikel des Kriminalgesetzes:

„1. Da das Verbrechen persönlich ist, so können „Hinrichtungen und ehrenraubende Bestrafungen, von „welcher Art dieselben auch seyn mögen, den Anverwandten des Verbrechers keinen Flecken anhängen. Die „Ehre derjenigen welche ihm angehören leidet dadurch „auf keine Weise, und sie bleiben, so wie vorher, aller „Gewerbe, Aemter und Würden fähig."

„2.

„2. In keinem Falle darf das Vermögen des Ver„urtheilten konfiscirt werden.

„3. Der Leichnam des Hingerichteten soll seine „Familie übergeben werden, wenn sie denselben ver„langt. In allen Fällen soll derselbe auf die gewöhnli„che Weise begraben werden, und in den Kirchenbü„chern soll der Todesart gar keine Erwähnung ge„schehen."

Dieses vortrefliche, philosophische Gesetz wurde, wenige Tage nachher, zu Paris wirklich in Ausübung gebracht. Zwei junge Leute, Brüder und aus einer guten Familie, hatten falsche Wechsel verfertigt, und wurden daher zu Paris zum Tode verdammt. Nachdem die Hinrichtung geschehen war, versammelte sich der Distrikt zu welchem sie gehörten, und sandte eine Gesandtschaft zu dem achtzigjährigen Großvater und eine andere zu dem Bruder der Hingerichteten. Derjenige welcher die Gesandtschaft anführte, sagte zu dem Greise:

„Mein Herr!"

„Das Bataillon von St. Honore, gerührt durch „Ihre tiefe Betrübniß, kommt um dieselbe mit Ihnen „zu theilen. Aber nachdem diese erste Pflicht erfüllt ist, „bleibt uns eine zweite übrig, welche durch das unver„änderliche Gesetz der Gerechtigkeit und der Vernunft „uns vorgeschrieben wird, nehmlich die Pflicht Ihnen „zu sagen, daß die Schande des Verbrechens auf die „Anverwandten des Verbrechers nicht zurückfällt; daß „das Bataillon St. Honore, jetzo alle Ihre Anverwand„ten unter seine Brüder aufnimmt, und denselben Treue, „Einigkeit und Hülfe zuschwört, und alle diejenigen

Ge

Gesinnungen, welche ihre Tugend verdient, die nunmehr, durch das Unglück, noch interessanter geworden ist."

Zu dem jungen Bruder der Hingerichteten sagte er:

„Sie, junger und tugendhafter Bürger des Staates, Sie werden von ihren Waffenbrüdern, die eben jetzt versammelt sind, erwartet, um von denselben einen öffentlichen Beweis der Achtung und der Liebe zu erhalten."

Die Gesandtschaft brachte nunmehr den Jüngling nach dem Grasplatze des Louvre, wo das Bataillon versammelt war. Dort wurde derselbe zum Lieutenant gewählt, und der Kommendant des Bataillons sagte zu ihm, indem er ihm den Degen übergab: „Erinnern Sie sich, so lange Sie leben, daß diese Ehrenbezeugungen der Tugend bestimmt sind, und daß die Tugend niemals auf eine andere Weise als durch persönliche Fehler verdunkelt werden kann."

Hierauf ließ la Fayette den jungen Officier von den Soldaten anerkennen, und nahm nachher denselben mit sich nach seinem Hause, wo er ihn des Mittags bei sich speisen ließ. Am folgenden Tage kam eine Gesandtschaft des Bataillon St. Honore an die Nationalversammlung, um derselben von diesem Vorgange Bericht abzustatten. Nachdem der Anführer seinen Bericht geendigt hatte, antwortete der President der Versammlung:

„Meine Herren!"

„Nur so edle Handlungen wie die Ihrigen können den Eifer, der die Nationalversammlung belebt, noch vermehren. Ich darf in dem Nahmen derselben sagen, daß Sie mächtiger gewürkt haben als die Versammlung

„lung selbst. Die Versammlung hat das Gesetz gege„ben; Sie aber gaben das Beispiel: und Jedermann „weiß, wie viel kräftiger Beispiele würken als Gesetze, „in allen Dingen welche von vorgefaßten Meinungen „abhängen."

Am 28 Januar entstanden in der Versammlung heftige Debatten wegen der Juden. Der Bischof von Autun schlug vor, daß diejenigen Juden, welche in Frankreich naturalisirt seyn, und schon seit langer Zeit der Bürgerrechte genossen hätten, bei diesen Rechten ferner geschützt werden sollten. Unter diese Klasse gehören die sogenannten Portugiesischen Juden, welche, wie bekannt, die Deutschen Juden verachten und keine Gemeinschaft mit denselben haben wollen. Sie sind in sehr vielen Ländern naturalisirt, während die Deutschen Juden noch in keinem Lande das Bürgerrecht erhalten haben. In Frankreich wohnen die Portugiesischen Juden zu Bordeaux, zu Bayonne und zu Avignon. Sie haben keine eigene Gesetze, keine eigene Richter; sie bezahlen alle Auflagen, wie die Christen; sie dienen in der Bürgermiliz, wie die Christen; und thun Dienste, ohne Unterschied des Tages oder der Stunde; sie sind weit gebildeter, reicher, und nicht so abergläubisch als die Deutschen Juden. In Frankreich haben sie, von dem Könige, im Jahre 1550, das Bürgerrecht erhalten, und seither ist ihnen dieses Vorrecht von allen nachfolgenden Königen bestätigt worden, und auch von Ludwig dem Sechszehnten im Jahre 1776. Der Bischof verlangte, daß die Versammlung diese Klasse von Juden für Bürger des Staates erklären sollte, ohne jedoch über das Schicksal der übrigen Juden im Voraus etwas zu bestimmen.

Hr.

Hr. Reubel (heftig) Ihr habt erkannt, die Juden müssen Juden bleiben; sie seyn Bürger bei ihnen, aber nicht bei uns. Jetzt will man, daß Ihr erkennen solle, die Juden zu Bordeaux seyn keine Juden.

Abbe Maury. Man verlangt weiter Nichts, als daß Ihr vorläufig erklären sollt, daß die Juden bleiben wie sie bisher gewesen sind; und dieses ist nicht mehr als billig.

(Lärm und Geschrei, über das Wort vorläufig.)

Hr. Reubel. Irren Sie Sich nicht meine Herren. Die Juden haben in ganz Frankreich gleiche Vorrechte. Sie müssen daher auch gleich behandelt werden. Aber, was wird denn aus dem Elsaß werden? Die Juden besitzen daselbst, beinahe ausschliessend, allen Geldreichthum. Sie sind Gläubiger von ungeheuren Summen, welche sie, durch den allersträflichsten Wucher, gewonnen haben. Bald würden daher alle Güter der Provinz in ihren Händen seyn; die unglücklichen Bauren müßten sehen, daß sich ein Haufe von Wucherern ihrer Besitzungen bemächtigte; und vielleicht würden diese Wucherer selbst, durch das Schwerdt des Fanatismus und der Verzweiflung fallen. Einzelne Individua ausgenommen, hat bisher in Frankreich kein Jude das Bürgerrecht besessen.

Hr. von Noailles. Die Juden zu Bordeaux haben dem Staate wichtige Dienste geleistet. In dem unglücklichen Kriege des Jahres 1756 haben sie den Französischen Officieren großmüthig ihre Kassen geöffnet, und denselben Geld gelehnt ohne Zinsen zu fordern. Diese Juden haben nicht die Vorurtheile und den Aberglauben der übrigen Juden. Sie haben von jeher Bürgerrechte genossen, und Einem von Ihnen, Hrn. Gra-

dis

dix zu Bordeaux, haben nur drei Stimmen gefehlt, um zum Abgesandten an die Reichsstände gewählt zu werden.

Nach langen Debatten, nach grossem Lärm und Tumult, beschloss endlich die Versammlung, dass diejenigen Juden, welche in Frankreich unter dem Nahmen der Portugiesischen, Spanischen und Avignonischen Juden bekannt sind, fortfahren sollen der Rechte zu geniessen, der sie bisher genossen haben; dass sie demzufolge unter die thätigen Bürger des Staats gehören, wenn sie übrigens die von der Nationalversammlung vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen.

Am 29 Januar wurde endlich der Prozess des Baron Besenval geendigt und derselbe für unschuldig erklärt, und ihm seine Freiheit wieder gegeben. Sechs Monathe hatte er unschuldig im Gefängnisse zugebracht, und während dieser Zeit war er, mehr als einmal, in Gefahr gewesen von dem Pöbel aus dem Gefängnisse herausgerissen und einer ungerechten Wuth aufgeopfert zu werden.

Die Beschlüsse der Nationalversammlung wurden zwar alle, in den Provinzen, pünktlich und genau ausgeführt, und die Anarchie war daher verschwunden. Aber dessenungeachtet war dennoch die Ruhe noch nicht hergestellt, und im Januar 1790 wurde ein neuer Sturm gegen die Schlösser der Edelleute beinahe über ganz Frankreich allgemein. In Bretagne wurden zwei und zwanzig Schlösser verbrannt. Die Bauern verlangten, von den Eigenthümern, dass sie den Feudalrechten entsagen sollten. In einigen Schlössern forderten die Bauern den Edelleuten ihre Papiere ab und verbrannten dieselben. Noch andre Schlösser wurden geplündert. Aehnliche Exzesse begien-

giengen die Bauern auch in den Provinzen Limousin, Quercy, Perigord, Angoumois. Am 10 Januar wurden, im Limousin, der Graf Dasbert, und der Marquis Lastregie, sein Tochtermann, auf dem Schlosse des erstern, von einer Bande die aus dreihundert Räubern bestand, angegriffen, welche alle mit Flinten bewaffnet waren. Der Marquis Lastregie hatte vorher von diesem Komplott Nachricht erhalten. Er las ihnen daher, als sie ankamen, das Kriegsgesetz vor, zeigte ihnen die rothe Fahne, und befahl ihnen sich wegzubegeben. Diesem Befehle wollten sie nicht gehorchen. Nunmehr setzt sich der Marquis zu Pferd; er nimmt zehn Mann von seinen Leuten mit sich, stürzt auf die Räuber zu, und jagt sie auseinander, ohne auch nur einen einzigen Schuß gethan zu haben. Die Räuber schossen dreimal, und eine ihrer Kugeln durchlöcherte den Hut eines Officiers der Marechaussee.

Sieben Einwohner der Stadt Brive, im Limousin, hatten erfahren, daß das Schloß Allassac, welches Hrn. de la Maze zugehört, angegriffen werden sollte. Auf diese Nachricht begaben sie sich dahin, und hielten, vier und zwanzig Stunden lang, den Angriff der Räuber aus. Sie retteten dem Eigenthümer des Schlosses und seiner Gemahlin dadurch das Leben; aber sie konnten nicht verhindern, daß nicht ein Theil des Schlosses geplündert und zerstört worden wäre. Von da zogen diese sieben Patrioten nach dem Schlosse La-vard, welches Hrn. St. Hilaire zugehört, und vertheidigten muthig auch dieses Schloß, ohne durch die weit größere Anzahl ihrer Feinde von der Vertheidigung abgeschreckt zu werden. Nach diesen beiden Beweisen ihrer Tapferkeit, kamen sie nach der Stadt Brive zu-

lich; versammelten daselbst die Einwohner, vermahn- ten dieselben ruhig und friedlich untereinander zu leben, und schworen, daß sie ihre Mitbürger mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu vertheidigen bereit seyn. Man ant- wortete ihnen durch Freudenthränen, und durch wie- derholte Versprechungen, ohne Unterschied des Ran- ges und des Standes miteinander im Frieden zu leben.

Die Stadt Lyon war bisher in völliger Ruhe ge- blieben. Kein Blut war daselbst vergossen, kein Later- nenpfahl zu Hinrichtungen gebraucht worden. Die Bür- germiliz wachte und erhielt die vortreflichste Polizei und die ruhigste Sicherheit. Im Januar 1790 entstanden aber auch in dieser Stadt Unruhen. Einige tausend Handwerksgesellen versammelten sich am sechsten Januar auf dem Platze Belle-Cour, und griffen 250 Soldaten der Bürgermiliz an, welche die Wachen am Zeughause ablösen wollten. Der Haufe fiel auf diese Soldaten, ver- folgte dieselben mit Steinwürfen, und einigemal schoß man auch mit Flinten nach ihnen. Der Pöbel bemäch- tigte sich des Arsenals; er sprengte die Thüren ein, und raubte zwölf bis funfzehn tausend Flinten aus demselben. Der Kommendant der Stadt Hr. Imbert Colomes wurde verfolgt und ihm mit dem Laternenpfahle gedroht. Er sah sich genöthigt mit einigen andern Mitgliedern des Bürgerrathes zu fliehen und die Stadt zu verlassen. Das Schweizerregiment Sonnenberg und die Drago- ner haben sich, durch ihr kluges und vorsichtiges Betra- gen während dieser Unruhen, grossen Ruhm erworben. Obgleich der Pöbel sie reizte, und mit Steinen nach ih- nen warf, wehrten sie sich dennoch nicht, sondern zo- gen sich ruhig in ihre Kasernen zurück, und verhüteten

da-

dadurch das Blutvergiessen. Vier Tage nachher wurde das Volk zu Lyon, durch aufrührerische Schriften, von neuem aufgewiegelt, und aufgemuntert die Schweizer in ihren Kasernen anzugreifen. Nach vieler Mühe ward endlich die Ruhe wiederum hergestellt.

Im Languedok giengen ähnliche Auftritte vor. Das Schloß des Herrn de Bournazel wurde verbrannt, und zwei von seinen Bedienten wurden ermordet. Er selbst, ein achtzigjähriger Greis, entgieng nur durch List dem ihm gedrohten Tode. Am vierten Februar zogen mehr als fünfhundert Räuber, die sich vereinigt hatten, gegen das Schloß Camparrau, nahe bei Montauban, welches dem Hrn. Du Prat zugehört, um dasselbe zu plündern und zu zerstören. Herr Du Prat führte 250 Soldaten der Miliz gegen die Räuber an, schlug dieselben, tödtete 76 Mann und führte 66 Gefangene mit sich fort.

Zu Bordeaux wurde, durch den Beschluß der Nationalversammlung, der die dortigen Juden in denjenigen Rechten bestätigte, welche ihnen schon lange zuvor die Regierung bewilligt hatte, einige Unruhe unter dem Pöbel verursacht; diese Unruhen wurden aber bald wiederum gedämpft.

Auch in den Kolonien giengen schreckliche Auftritte vor. Die Unruhen fiengen im August des Jahres 1789 an. Auf der Insel Martinique machten die Neger ein Komplott, ihre weissen Herren zu ermorden, und am dreißigsten August 1789 schrieben sie, an den General, an den Intendanten, und an den Gouverneur der Zitadelle zu St. Pierre folgenden Brief:

„Wir wissen, daß der König uns frei gemacht hat. „Wenn man sich weigert uns frei zu geben, so wollen

„wir die ganze Colonie mit Feuer und Schwerdt verhee„ren, und außer den Personen, welche zu der Regie„rung gehören, und den Klöstern, Nichts verschonen.“

„Die Neger.“

Bald nachher brach der Aufruhr aus. Dreihundert Neger versammelten sich. Der Kommendant bot die Miliz auf, und befahl den Truppen, die unter seinen Befehlen waren, den Aufrührern entgegen zu ziehen. Die Neger, über diese Anstalten erschrocken, kamen aus den Wäldern, wohin sie sich geflüchtet hatten, wiederum zurück, unterwarfen sich ihren Herren, und baten um Verzeihung. Die Anführer wurden gefangen genommen und ihnen der Prozeß gemacht. Im September wurden einige von ihnen gerädert, andre aufgehängt. Der Anführer und das Haupt der Verschwörung, der Neger Mark, war indessen noch immer in Freiheit, und ungeachtet ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde, konnte man sich seiner dennoch nicht bemächtigen. Die gefangenen Neger sagten aus: ihr Vorhaben sey gewesen, alle Kreolen umzubringen, und nur die Weiber zu verschonen. Nach den Hinrichtungen der Rädelsführer brach der Aufruhr aufs Neue aus. Die Neger empörten sich gegen ihre Herren, und verlangten freigelassen zu werden. Sie ermordeten auf einer Plantage den Aufseher, am achten November 1789. Die sieben Neger, welche ihn ermordet hatten, wurden gefangen genommen und ausgefragt. Sie hätten sich, sagten sie, über ihn nicht zu beklagen; er sey ein guter Mann gewesen; er habe sie nicht zu übermäßiger Arbeit gezwungen; sogar Geld habe er ihnen vorgestreckt; und, bloß allein um der Nation willen, hätten sie ihn umge-

gebracht. a) Der Staatsrath der Insel Martinique verurtheilte sechs von den Mördern zum Rade, und den siebenten zum Strange.

Auf der Insel St. Domingue war die Gährung nicht weniger groß. Weisse, Mulatten und Neger lebten daselbst untereinander in Streit und Feindschaft. Aller Vorsicht ungeachtet, liefen täglich die Neger hauffenweise von ihren Herren weg, in die Wälder und in die unwegsamen Gebirge. Zu Petit-Goave ahmten die Kreolen den Pariser Pöbel nach. Sie ermordeten die erste Magistratsperson, Hrn. Ferrand de Baudrieres, schlugen ihm den Kopf ab, und trugen denselben, im Triumphe, durch die Straßen der Stadt.

Der vierte Februar des Jahres 1790 war für Frankreich ein merkwürdiger Tag. Es war der Tag welcher allen Unordnungen ein Ende machen, alle Gemüther vereinigen sollte. Ludwig der Sechszehnte, derjenige König, der so viele Jahre unumschränkt geherrscht hatte, der, am 23 Junius des Jahres 1789, durch böse Rathschläge verleitet, gleich einem Asiatischen Despoten, den Stellvertretern der Französischen Nation befohlen hatte. Ludwig erkannte nunmehr seinen Fehler; er gab der Stimme der Vernunft Gehör; er sah ein, daß der Fürst nur dann glücklich ist, wenn seine Unterthanen frei sind, und wenn er selbst den Gesetzen gehorcht. Dieser Ueberzeugung zufolge kam der Monarch, am vierten Februar, freiwillig in die Nationalversammlung, gab seine Einwilligung zu den Gesetzen der neuen Konstitution, versprach, den gegebenen Gesetzen zu gehorchen, und vernahm

a) Qu'ils ne l'avoient tué qu'à cause de la Nation.

mahnte seine Unterthanen zur Ordnung und zum Frieden, und erklärte, daß er diejenigen als seine persönlichen Feinde ansehe, welche künftig noch Feinde der Konstitution seyn würden. Großer, feierlicher, denkwürdiger Tag des vierten Februars 1790! Welch ein herrliches Gegenbild gegen den drei und zwanzigsten Junius des Jahres 1789!

Die Versammlung hatte so eben ihre Berathschlagung angefangen, als dem Presidenten ein Brief von dem Könige überreicht wurde, welcher folgende Worte enthielt:

„Ich mache dem Hrn. Presidenten der Nationalversammlung bekannt, daß ich gesonnen bin, diesen „Vormittag, gegen zwölf Uhr, in der Versammlung zu „erscheinen, und daß ich ohne alle Zeremonien aufgenommen zu werden verlange.“

„Ludwig.“

Diesen Brief des Monarchen las der President der Versammlung vor. Die Nationalversammlung, und mit ihr die Zuschauer auf allen Gallerien, brachen hierüber in ein lautes Händeklatschen und in ein lärmendes Freudengeschrei: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der „König!“ aus. Fünfmal folgte eine feierliche Stille auf diesen Ausbruch lauter Freude; und fünfmal wurde die feierliche Stille, durch neues Händeklatschen und neue Freudensbezeugungen, unterbrochen.

Nachdem der betäubende Lärm aufgehört hatte, bemerkte der President, daß, um dem in seinem Briefe geäußerten Wunsche des Monarchen zu entsprechen, es vielleicht mehr Ehrfurcht anzeigen würde, dem Könige keine Gesandtschaft entgegen zu senden; daß ferner, sobald der König in der Versammlung erscheinen würde, dieselbe

selbe aufhöre eine berathschlagende Versammlung zu seyn; und daß, demzufolge, es schicklich sey, daß, ausser dem Presidenten, niemand spreche. Der Presidene sagte ferner: Er habe gestern schon von dem Vorsatze des Königs Nachricht erhalten, und daher auch schon vorläufig einige Anstalten getroffen, um den Monarchen seiner Würde gemäß zu empfangen. Die Versammlung beschloß aber, dessenungeachtet, dem Könige eine Gesandtschaft entgegen zu senden. Bald nachher verkündigte ein Herold die Ankunft des Königs. Die allertiefste Stille herrschte in der Versammlung. Ludwig trat herein, begleitet von seinen Ministern, und von den an ihn abgesandten Mitgliedern der Nationalversammlung. In dem Augenblicke da der König in den Saal trat, entstand von allen Seiten desselben, ein anhaltendes Beifallklatschen, Freudengeschrei und loyale Ausrufungen: „Hoch lebe der König! Hoch lebe „der König! Hoch lebe der König!" Die Mitglieder der Versammlung empfiengen den Monarchen stehend, und mit dem Hute in der Hand. Der König stieg die Stufen hinauf, zu dem Stuhle des Presidenten, über welchen ein Ueberzug, von rothem Sammet mit goldenen Lilien gestickt, geworfen war. Ein Fußteppich von eben dem Zeuge lag auf der Erde. Der Lehnstuhl des Presidenten der Nationalversammlung war jetzo in den Thron des Königs verwandelt. Der König setzte sich nieder, und nun erschallte abermals das Beifallklatschen und das Freudengeschrei des wonnetrunknen Haufens. Die Mitglieder der Nationalversammlung, die Zuschauer auf den Gallerien, wo eine ungeheure Menge Menschen sich hingedrängt hatte, und der unermeßliche Haufe in dem Garten der Thuillerien vor dem Versamm-

lungs-

lungshause: alle stimmten mit ein in das durchdringende Vivatrufen, und die Luft ertönte weit umher, von dem Jubeln eines freiheittrunkenen Volkes, welchem sein König selbst, an diesem Tage, das schwere Joch abnahm, unter dem es so lange geseufzt hatte, und welchem sein König selbst die Ketten zerbrach, mit denen es so lange gefesselt gewesen war. Der König erhob sich von seinem Lehnstuhle. Der Präsident der Nationalversammlung stand neben ihm zur Rechten. Hr. Necker und die übrigen Minister stellten sich auf die linke Seite des Königs, und, in einer kleinen Entfernung, hinter ihm. Vivatrufen und Beifallklatschen hörten nunmehr auf, und das tiefste Stillschweigen folgte auf den vorhergegangenen Lärm. Stehend und mit unbedecktem Haupte hielt der König, mit einer Majestät welche mehr seiner Person als seinem erhabenen Range anzugehören scheint, folgende Rede:

„Meine Herren!“

„Die Wichtigkeit des Zeitpunktes, in welchem sich jetzo Frankreich befindet, bringt mich mitten unter Sie. Die immer zunehmende Erschlaffung aller Bande der Ordnung und der Subordination; die Aufhebung oder die Unthätigkeit der Justiz; die Unzufriedenheit, welche aus persönlichem Verlust entsteht; der Widerstand, der unglückliche Haß, welcher die unausbleibliche Folge einer langen Zwietracht ist; der kritische Zustand der Finanzen; und die allgemeine Gährung der Gemüther: alles dieses scheint sich zu vereinigen, um die Unruhe der wahren Freunde des Glückes und der Wohlfahrt des Königreiches zu unterhalten.“

„Ein großer Zweck zeigt sich ihren Blicken: aber wir müssen ohne Vermehrung der Unordnung, und

ohne

ohne eine Konvulsionen dahin gelangen. Ich habe gehofft, warum sollte ich es nicht sagen, auf einem sanftern und ruhigern Wege Sie dahin zu führen, als ich zuerst den Gedanken faßte Sie zu versammeln, und zu dem allgemeinen Besten den Willen und die Kenntnisse der Stellvertreter der Nation zu vereinigen: aber mein Glück und meine Ehre sind nichts desto weniger mit dem Erfolge Ihrer Arbeiten auf das Genaueste verbunden."

„Ich habe dieselben, mit ununterbrochener Wachsamkeit, vor dem traurigen Einflusse geschützt, den die unglücklichen Zeitumstände, in welchen Sie Sich befanden, auf dieselben hätten haben können. Die Greuel einer Hungersnoth, welche im vorigen Jahre Frankreich drohten, sind durch mannigfaltige Vorkehrungen, und durch ungeheure Getreide-Einkaufungen verhütet worden. Die Unordnung, welche der vormalige Zustand der Finanzen, der Mangel an Kredit, die ausserordentliche Seltenheit des Geldes, und der allmählige Verfall der Einkünfte, nothwendig verursachen mußte; diese Unordnung ist, wenigstens in so ferne verhütet worden, daß sie nicht zu auffallend werde, und nicht auf den höchsten Grad steige. Ueberall, und vorzüglich in der Hauptstadt, habe ich die gefährlichen Folgen des Mangels an Arbeit zu verhindern gesucht. Und, ungeachtet der Kraftlosigkeit aller Mittel des Ansehens, habe ich das Königreich, nicht etwa (daran fehlt viel) in derjenigen Ruhe erhalten, die ich gewünscht hätte, aber doch in einem Zustande, der ruhig genug war, um die Wohlthat einer weisen und gut eingerichteten Freiheit annehmen zu können. Endlich, ungeachtet unserer innern Lage, welche Jedermann kennt, und ungeachtet

der

der politischen Stürme, welche alle Nationen hin und her treiben, habe ich von aussen den Frieden, und mit allen Europäischen Mächten Verbindungen der Achtung und der Freundschaft unterhalten, die diesen Frieden dauerhaft machen müssen."

„Nachdem ich Sie, auf diese Weise, vor den grossen Widerwärtigkeiten beschützt habe, welche so leicht Ihre Unternehmungen und Ihre Arbeiten hätten stören können, glaube ich, daß nunmehr der Zeitpunkt angelangt ist, wo das Beste des Staates es erfodert, daß ich auf eine noch innigere und ausdrücklichere Weise, an der Ausübung und an dem Fortgange Alles dessen was Sie zur Wohlfahrt Frankreichs gethan haben, Antheil nehme. Ich kann keine wichtigere Gelegenheit dazu wählen, als diejenige, wo Sie meine Genehmigung für Beschlüsse verlangen, welche bestimmt sind, in dem Königreiche eine neue Einrichtung zu machen, die auf das Glück meiner Unterthanen und auf die Wohlfahrt dieses Reiches einen so wichtigen und so vortheilhaften Einfluß haben soll."

„Sie wissen, meine Herren, daß schon vor mehr als zehen Jahren, und zu einer Zeit wo der Wunsch der Nation über die Provinzialversammlungen noch nicht entschieden hatte, ich anfieng diese Art von Administration, mit derjenigen, welche durch eine alte und lange Gewohnheit gleichsam geheiligt war, zu vertauschen. Da nun die Erfahrung mich lehrt, daß ich mich in der Meinung, welche ich von dem Nutzen dieser Einrichtung gefaßt hatte, nicht betrog, so habe ich gesucht alle Provinzen meines Königreiches dieser Wohlthat geniessen lassen, und, um der neuen Administration das a- meine Zutrauen zu verschaffen, habe ich befohlen, d

alle Mitglieder aus denen dieselben bestehen sollten, von den Bürgern des Staates freiwillig gewählt seyn müssen. Sie haben diese meine Gedanken auf mancherlei Weise verbessert, und die wesentlichste Verbesserung ist unstreitig jene gleiche und weise ausgedachte Unterabtheilung, welche, indem sie die alten Abtheilungen der Provinzen schwächt, und indem sie ein allgemeines und vollkommenes System des Gleichgewichts festsetzt, zugleich alle Theile des Reiches zu einem gemeinschaftlichen Geiste und einem gemeinschaftlichen Interesse mehr vereinigt. Dieser große Gedanke, dieser vortrefliche Plan, gehört ganz allein Ihnen zu. Es wurde dazu die Uebereinstimmung der Gesinnungen der Stellvertreter der Nation nothwendig erfordert; es wurde ein gerechtes Uebergewicht über die allgemeine Meinung nothwendig erfordert, um mit Zuversicht eine so ausserordentlich wichtige Veränderung unternehmen zu können, und um, im Nahmen der Vernunft, die Hindernisse der Gewohnheit und des Privatinteresse besiegen zu können."

„Ich werde, durch alle Mittel die in meiner Gewalt sind, den glücklichen Fortgang dieser großen Einrichtung, von welcher das Glück Frankreichs abhängt, zu befördern suchen, und (es scheint mir nöthig dieses zu sagen) die innere Lage des Königreiches beschäftigt mich zu sehr; ich wache zu sehr über die Gefahren aller Art, mit denen wir umgeben sind, um nicht mächtig zu fühlen, daß, bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther, und bei der Lage in welcher die Staatsgeschäfte sich befinden, eine neue Ordnung von Dingen ruhig und stille entstehen muß, wenn nicht das Königreich allen Plagen der Anarchie ausgesetzt seyn soll."

„Mögen

„Mögen die guten Bürger des Staates dieses überlegen, und, so wie ich auch gethan habe, ihre Aufmerksamkeit bloß allein auf das Wohl des Staates richten! Dann werden sie einsehen, daß, selbst bei Verschiedenheit der Gesinnungen, ein wichtiges Interesse sie jetzo vereinigen muß. Was in den Gesetzen, welche das Werk dieser Versammlung seyn werden, noch mangelhaft bleiben möchte, das wird die Zeit verbessern. Aber jede Unternehmung, welche dahin abzweckt die Grundsätze der Konstitution selbst zu erschüttern; jede Verabredung, deren Zweck es wäre dieselbe umzuwerfen, oder ihren glücklichen Einfluß zu schwächen, würde weiter zu nichts dienen, als die schrecklichen Folgen der Zwietracht mitten unter uns zu bringen. Und wäre es möglich, daß eine solche Unternehmung gegen mein Volk und mich wirklich gelingen könnte, so würde ein solcher Erfolg uns, ohne Entschädigung, mancher Wohlthaten berauben, die eine neue Ordnung der Dinge uns in der Ferne jetzo schon zeigt."

„Ueberlassen wir uns daher aufrichtig den Hoffnungen die sich uns darbieten, und fassen wir den Entschluß, dieselben, durch eine allgemeine Uebereinstimmung, zu der Wirklichkeit zu bringen. Möge man überall erfahren, daß der Monarch und die Stellvertreter der Nation, durch ein gemeinschaftliches Interesse, durch gemeinschaftliche Wünsche verbunden sind; damit diese Meinung, dieser feste Glaube, in den Provinzen einen Geist des Friedens und des Wohlwollens verbreite, und damit alle Bürger des Staates, welche durch Rechtschaffenheit empfehlungswürdig sind, alle Diejenigen, welche, durch ihren Eifer oder

durch

durch ihre Kenntnisse, im Stande sind dem Staate wesentliche Dienste zu leisten, sich bemühen mögen, an den verschiedenen Unterabtheilungen der Hauptadministration Theil zu nehmen; damit, durch eine solche Verbindung zu einem Einzigen Zwecke, endlich Ordnung und Wohlstand im Reiche wieder hergestellt werden."

„Wir dürfen es uns einander nicht verbergen, daß noch viel zu thun übrig bleibt, um zu diesem Ziele zu gelangen. Ein anhaltendes Bestreben, eine allgemeine und gemeinschaftliche Anstrengung, sind unumgänglich nothwendig, wenn der Erfolg glücklich seyn soll. Fahren Sie daher in ihren Arbeiten fort; ohne andere Leidenschaften als die Leidenschaft des gemeinen Wohls. Betrachten Sie immer, und vor Allem andern, das Schicksal des Volkes und die öffentliche Freiheit. Aber beschäftigen Sie Sich auch damit, zu besänftigen und alles Mißtrauen zu benehmen. Schaffen Sie, so schnell als möglich, die mannigfaltigen Besorgnisse aus dem Wege, welche noch aus Frankreich eine so große Menge seiner Bürger entfernt halten, und deren Wirkung mit den Gesetzen über Sicherheit und Freiheit, die Sie festsetzen wollen, so auffallend im Widerspruche steht. Wohlstand wird nicht eher wiederkommen, als bis allgemeine Zufriedenheit herrscht. Ueberall bemerken wir Hoffnungen; möchten wir bald überall auch die Erfüllung derselben erblicken."

„Dereinst, mit Freude denke ich daran, dereinst werden alle Frankreicher, wer sie auch seyn mögen, den Vortheil einsehen, der mit der gänzlichen Aufhebung alles Unterschiedes der Klassen und Stände verbunden ist, wenn es darauf ankommt gemeinschaftlich für das öffentliche Wohl zu arbeiten; für denjenigen Wohlstand

des

„Mögen die guten Bürger des Staates dieses überlegen, und, so wie ich auch gethan habe, ihre Aufmerksamkeit bloß allein auf das Wohl des Staates richten! Dann werden sie einsehen, daß, selbst bei Verschiedenheit der Gesinnungen, ein wichtiges Interesse sie jetzo vereinigen muß. Was in den Gesetzen, welche das Werk dieser Versammlung seyn werden, noch mangelhaft bleiben möchte, das wird die Zeit verbessern. Aber jede Unternehmung, welche dahin abzweckt die Grundsätze der Konstitution selbst zu erschüttern; jede Verabredung, deren Zweck es wäre dieselbe umzuwerfen, oder ihren glücklichen Einfluß zu schwächen, würde weiter zu nichts dienen, als die schrecklichen Folgen der Zwietracht mitten unter uns zu bringen. Und wäre es möglich, daß eine solche Unternehmung gegen mein Volk und mich wirklich gelingen könnte, so würde ein solcher Erfolg uns, ohne Entschädigung, mancher Wohlthaten berauben, die eine neue Ordnung der Dinge uns in der Ferne jetzo schon zeigt.“

„Ueberlassen wir uns daher aufrichtig den Hoffnungen die sich uns darbieten, und fassen wir den Entschluß, dieselben, durch eine allgemeine Uebereinstimmung, zu der Wirklichkeit zu bringen. Möge man überall erfahren, daß der Monarch und die Stellvertreter der Nation, durch ein gemeinschaftliches Interesse, durch gemeinschaftliche Wünsche verbunden sind; damit diese Meinung, dieser feste Glaube, in den Provinzen einen Geist des Friedens und des Wohlwollens verbreite, und damit alle Bürger des Staates, welche durch Rechtschaffenheit empfehlungswürdig sind, alle Diejenigen, welche, durch ihren Eifer oder

durch

urch ihre Kenntnisse, im Stande sind dem Staate wesentliche Dienste zu leisten, sich bemühen mögen, an den verschiedenen Unterabtheilungen der Hauptadministration Theil zu nehmen; damit, durch eine solche Verbindung zu einem Einzigen Zwecke, endlich Ordnung und Wohlstand im Reiche wieder hergestellt werden."

„Wir dürfen es uns einander nicht verbergen, daß noch viel zu thun übrig bleibt, um zu diesem Ziele zu gelangen. Ein anhaltendes Bestreben, eine allgemeine und gemeinschaftliche Anstrengung, sind unumgänglich nothwendig, wenn der Erfolg glücklich seyn soll. Fahren Sie daher in ihren Arbeiten fort; ohne andere Leidenschaften als die Leidenschaft des gemeinen Wohls. Betrachten Sie immer, und vor Allem andern, das Schicksal des Volkes und die öffentliche Freiheit. Aber beschäftigen Sie Sich auch damit, zu besänftigen und alles Mißtrauen zu benehmen. Schaffen Sie, so schnell als möglich, die mannigfaltigen Besorgnisse aus dem Wege, welche noch aus Frankreich eine so große Menge seiner Bürger entfernt halten, und deren Wirkung mit den Gesetzen über Sicherheit und Freiheit, die Sie festsetzen wollen, so auffallend im Widerspruche steht. Wohlstand wird nicht eher wiederkommen, als bis allgemeine Zufriedenheit herrscht. Ueberall bemerken wir Hoffnungen; möchten wir bald überall auch die Erfüllung derselben erblicken."

„Dereinst, mit Freude denke ich daran, dereinst werden alle Frankreicher, wer sie auch seyn mögen, den Vortheil einsehen, der mit der gänzlichen Aufhebung alles Unterschiedes der Klassen und Stände verbunden ist, wenn es darauf ankommt gemeinschaftlich für das öffentliche Wohl zu arbeiten; für denjenigen Wohlstand

des

des Vaterlandes, welcher alle Staatsbürger gleich interessirt. Jeder wird nunmehr leicht einsehen, daß künftig, um Beruf zu haben dem Staate zu dienen, weiter nichts erfordert wird, als daß er sich durch seine Talente oder durch seine Tugenden auszeichne."

„Indessen darf die Achtung gegen die Diener der Religion nicht aufhören. Und wenn diese Achtung sich auf die heiligen Wahrheiten gründet, welche die Schutzwehr der Ordnung und der Moral sind, so müssen alle rechtschaffenen und erleuchteten Bürger ein gemeinschaftliches Interesse haben dieselbe zu erhalten und zu vertheidigen."

„Unstreitig haben diejenigen, welche ihre Vorrechte in Rücksicht auf die Auflagen aufgaben, und auch diejenigen, welche künftig nicht mehr wie vormals einen politischen Stand im Staate ausmachen werden, ein Opfer gebracht, dessen Wichtigkeit mir ganz bekannt ist. Aber ich bin überzeugt, daß sie großmüthig genug denken werden, um in allen den öffentlichen Vortheilen, welche die Errichtung der Nationalversammlungen hoffen läßt, ihre Entschädigung dafür zu suchen."

„Ich könnte auch herzählen was ich verlohren habe, wenn, bei den größten Vortheilen des Staates, ich mich bei demjenigen was meine eigene Person betrifft aufhalten wollte. Aber ich finde in der Vermehrung des Glücks der Nation eine hinlängliche, eine völlige und gänzliche Entschädigung. Von Grund meiner Seele sage ich, daß dieses meine wahre Gesinnung ist."

„Darum will ich auch die Konstitution und die Freiheit erhalten und vertheidigen; die Konstitution, deren Grundsätze der allgemeine Wunsch, welcher mit dem meinigen sich vereinigt, festgesetzt hat. Ich will noch mehr thun,

thun, und in Gemeinschaft mit der Königin, deren Gesinnungen mit den meinigen übereinstimmen, schon frühe den Verstand und das Herz meines Sohnes auf die neue Ordnung der Dinge, welche die Zeitumstände herbeigeführt haben, vorbereiten. Ich will ihn, von seiner frühesten Jugend an, gewöhnen durch das Glück der Frankreicher glücklich zu seyn, und zu jeder Zeit, ohne auf das Geschwätz der Schmeichler sich zu kehren, einzusehen, daß eine gute Konstitution ihn vor den Gefahren der Unerfahrenheit verwahren wird, und daß eine gerechte Freiheit den Gesinnungen der Liebe und der Ergebenheit, von denen die Nation, schon seit so vielen Jahrhunderten, ihren Königen so rührende Beweise gegeben hat, einen neuen Werth gewähret."

"Ich darf gar nicht daran zweifeln, daß Sie, bei Endigung Ihres Werkes, gewiß auch, mit Weisheit und mit Aufrichtigkeit, für die Feststellung der ausübenden Gewalt sorgen werden: denn ohne dieses könnte weder eine dauerhafte Ordnung im Innern, noch das Ansehen auswärts statt finden. Vernünftiger Weise kann Ihnen nunmehr kein Mißtrauen mehr übrig bleiben, und darum ist es Ihre Pflicht, als Staatsbürger und als getreue Stellvertreter der Nation, dem Wohl des Staates und der öffentlichen Freiheit diejenige Dauerhaftigkeit zu geben, welche auf keine andere Weise als durch ein thätiges und beschützendes Ansehen, Statt finden kann. Ohne Zweifel werden Sie Sich erinnern, daß, ohne ein solches Ansehen, alle Theile des Systems Ihrer Konstitution zugleich ohne Verbindung und ohne Uebereinstimmung bleiben müssen; und indem Sie Sich mit der Freiheit beschäftigen, welche Sie lieben, und welche auch ich liebe, werden Sie nicht vergessen,

daß

daß die Unordnung in der Administration oft, durch unüberlegte Gewaltthätigkeiten, in die gefährlichste und schrecklichste Tyrannei ausartet."

„Darum ersuche ich Sie, meine Herren, nicht um meinetwillen (denn ich rechne dasjenige was meine Person angeht für Nichts, wenn von Gesetzen, wenn von Einrichtungen die Rede ist, welche das Schicksal des Reiches bestimmen sollen) sondern um des Besten unseres Vaterlandes, um seines Wohlstandes, um seiner Macht willen, ersuche ich Sie, alle augenblicklichen Eindrücke aus ihrer Seele zu verbannen, denn diese möchten Sie verhindern im Zusammenhange zu betrachten, was ein grosses Königreich, wie Frankreich, wegen seines weiten Umfanges, wegen seiner grossen Bevölkerung, und wegen seiner unvermeidlichen Verbindungen mit dem Auslande, erfodert."

„Sie werden auch nicht vergessen Ihre Aufmerksamkeit auf die Sitten, auf den Karakter und die Lebensart einer Nation zu richten, die wegen ihres Witzes und wegen ihres Verstandes in Europa zu berühmt geworden ist, als daß es gleichgültig scheinen könnte, ob bei ihr Sanftmuth, Zutrauen und Güte, durch welche sie sich so sehr ausgezeichnet hat, ferner erhalten oder nicht erhalten werden."

„Geben Sie derselben ein Beispiel jenes Geistes der Gerechtigkeit, der dem Eigenthum, diesem Rechte welches alle Nationen hochachten, zur Schutzwehr dient. Dieses Recht ist nicht das Werk des Zufalles, es hängt nicht von vermeintlichen Vorrechten ab, sondern es ist mit den wesentlichsten Verhältnissen der öffentlichen Ordnung und mit den ersten Bedingungen der gesellschaftlichen Uebereinkunft innigst verbunden."

„Durch

„Durch welch ein unglückliches Schicksal haben sich, als die Ruhe wieder zu erscheinen anfieng, neue Unruhen über die Provinzen verbreitet! Durch welch ein unglückliches Schicksal verübt man daselbst neue Exzesse! vereinigen Sie Sich mit mir denselben Einhalt zu thun, und lassen Sie uns aus allen Kräften verhindern, daß nicht sträfliche Gewaltthätigkeiten diese Tage trüben, in denen das Glück der Nation bereitet wird. Sie, die Sie durch so viele Mittel auf das öffentliche Zutrauen Einfluß haben können, erleuchten Sie das Volk welches irre geführt wird, über sein wahres Interesse. Dieses gute Volk, welches mir so theuer ist, und von welchem man mir versichert, daß es mich liebe, so oft man mich über meinen Kummer trösten will. Ach! wenn es wüßte wie unglücklich ich bin, so oft ich von einer neuen Frevelthat gegen das Eigenthum, oder von einer gewaltthätigen Handlung gegen die Personen höre, so würde es mir vielleicht diesen bittern Schmerz ersparen!“

„Ich kann nicht mit Ihnen über das große Interesse des Staates sprechen, ohne Sie dringend zu bitten, daß Sie Sich, schnell und entscheidend, damit beschäftigen mögen Ordnung in den Finanzen wiederum herzustellen, und der unzähligen Menge von Staatsbürgern, welche durch irgend ein Band mit dem Vermögen des Staates verbunden sind, die Ruhe wieder zu schenken. Es ist Zeit alle diese Unruhen zu stillen; es ist Zeit dem Königreiche den Kredit wieder zu geben, auf den es mit Recht Anspruch machen kann. Sie können nicht zugleich Alles unternehmen. Darum bitte ich Sie auch, einen Theil der Wohlthaten, deren Möglichkeit die Vereinigung ihrer Kenntnisse Ihnen vormahlt, bis auf

eine andere Zeit aufzuschieben. Aber wenn Sie, ausser demjenigen was Sie schon gethan haben, noch einen weisen und vernünftigen Plan für die Ausübung der Gerechtigkeit gemacht haben werden; wenn Sie die Grundlagen eines vollkommenen Gleichgewichts zwischen der Einnahme und der Ausgabe des Staates werden festgesetzt haben; wenn Sie endlich das Werk der Konstitution geendigt haben werden: dann werden Sie große Ansprüche auf die öffentliche Dankbarkeit sich erworben haben; und bei der Fortsetzung aufeinander folgender Nationalversammlungen, (eine Fortsetzung, welche künftig auf diese Konstitution selbst gegründet ist) wird weiter nichts mehr nöthig seyn, als von Jahr zu Jahr neue Mittel des Wohlstandes zu den vorigen hinzuzusetzen. Möge dieser Tag, an welchem der Monarch auf die offenherzigste und innigste Weise sich mit Ihnen zu vereinigen kommt, in der Geschichte dieses Reiches ein ewig merkwürdiger Zeitpunkt seyn! Er wird es seyn, ich hoffe es, wenn meine eifrigsten Wünsche, wenn meine dringendsten Vermahnungen das Zeichen des Friedens und der Vereinigung zwischen Ihnen seyn können. Möchten doch diejenigen, welche noch von dem jetzt so nöthigen Geiste der Eintracht sich entfernen, mir alle die Erinnerungen welche ihnen Betrübniß verursachen, aufopfern; ich würde sie dafür, durch meinen Dank und durch meine Zuneigung, bezahlen. Haben wir alle, von heute an, haben wir alle, und ich gebe Ihnen das Beispiel, nur Eine Meinung, nur Ein Interesse, nur Einen Willen, nehmlich Anhänglichkeit an die neue Konstitution, und den eifrigsten Wunsch Frieden, Glück und Wohlstand, in Frankreich wiederum hergestellt zu sehen."

Während der König diese Rede ablas, war er äusserst gerührt, und diese Rührung theilte sich der Nationalversammlung, und auch den Zuschauern mit. Nachdem der König seine Rede geendigt hatte, brach die Versammlung mit den Zuschauern in ein wüthendes Händeklatschen, in ein lautes Vivatgeschrei, und in ein wiederholtes Rufen: „Hoch lebe der König! Hoch „lebe der König!“ aus. Die Dankbarkeit des Volkes gegen den guten Monarchen, welcher freiwillig von dem goldenen Throne seiner Voreltern herabstieg, den eisernen Zepter aus den Händen warf, und die Krone seinem Volke zurückgab, um dieselbe nur allein aus der Hand der Gerechtigkeit und von den Gesetzen wiederum anzunehmen; die Dankbarkeit des Volkes gegen diesen guten Monarchen war unbeschreiblich groß. Das Beifallklatschen war laut, heftig und wollte gar nicht mehr aufhören; und wer in Europa den Druck des Despotismus haßt, und eine durch den Schutz der Gesetze gesicherte Freiheit hochschätzt, der klatsche mit, und der rufe aus: „Hoch lebe der König welcher sich den Gesetzen unterwirft!“ Seinen Unterthanen die Freiheit zu schenken, dieß ist für einen König eine grössere Heldenthat, als zehen Schlachten zu gewinnen. Der König, welcher seine Unterthanen frei macht der macht sie glücklich: derjenige König hingegen, welcher seine Unterthanen in die Schlacht führt, der opfert sie dem Hirngespinste des Ruhms, und dem Ehrgeize auf, indem er sucht als ein grosser Eroberer von der Nachwelt bewundert zu werden.

Als der Lärm aufgehört hatte, und die Versammlung etwas ruhiger geworden war, sagte der President:

„Sire!“

„Die Nationalversammlung sieht mit der lebhafte-
„sten Dankbarkeit, aber ohne Verwunderung, das zu-
„trauliche und väterliche Betragen Euerer Majestät.
„Sie haben, Sire, den Pomp und die Pracht des
„Thrones aufgegeben, weil Sie gefühlt haben, daß,
„um alle Gemüther zu überzeugen, um alle Herzen hin-
„zureissen, weiter nichts erfordert würde, als daß Sie
„Sich in der Einfachheit Ihrer Tugenden zeigten. Ich
„versuche es nicht, Sire, jetzo, da Euere Majestät mitten
„unter die Stellvertreter der Nation kommt, um mit
„denselben das Bündniß einzugehen, die Konstitution
„und die Gesetze zu lieben, zu erhalten und zu beschü-
„tzen, die Dankbarkeit, die Verehrung und die Liebe aus-
„zudrücken, welche Frankreich dem Patriotismus seines
„Königs zu geben schuldig ist, sondern ich überlasse den
„Ausdruck derselben der untrüglichen Empfindung, wel-
„che, bei dieser Gelegenheit, die Frankreicher allein schon
„hinlänglich begeistern wird.“

Unter abermaligem Händeklatschen und wüthendem Vivatrufen begab sich nunmehr der gute Monarch, welcher jetzo den Gesetzen zu gehorchen feierlich versprochen hatte, aus der Versammlung wiederum hinweg. Der President begleitete den König bis an die Thüre, und eine Gesandtschaft von Mitgliedern der Versammlung brachte den Monarchen bis nach seinem Schlosse. In dem Garten der Thuillerien ertönte die Luft von dem lärmenden Jauchzen des jubelnden Volkes. Die Königin gieng auf der Terrasse vor dem Schlosse spazieren, mit dem Dauphin an der Hand. Als sie den König erblickte, gieng sie ihm entgegen, und sagte zu den Mit-

glie-

gliedern der Nationalversammlung welche den König begleiteten:

„Die Gesinnungen des Königs sind auch die meini„gen, und ich verbinde mich vom Grunde meines Her„zens gerne mit dem Schritte, den die Liebe zu seinem „Volke ihm abgenöthigt hat. Hier sehen Sie meinen „Sohn. Ich will ohne Unterlaß von den Tugenden des „Besten der Väter mit ihm sprechen, und ich will ihn „frühe lehren die öffentliche Freiheit zu verehren, und „die Gesetze zu erhalten, deren festeste Stütze er der„einst, wie ich hoffe, seyn wird."

Der König hatte kaum die Nationalversammlung verlassen, als auf das erhabene und rührende Schauspiel, welches so eben beschrieben worden ist, ein anderes folgte, welches, nicht weniger als das erste, alle Herzen rührte, alle Gemüther begeisterte. Noch war der tiefe Eindruck, den die Rede des Königs gemacht hatte auf den Gesichtern der Mitglieder zu lesen, noch herrschte die tiefste Stille in der Versammlung, als Hr. Goupil de Prefeln aufstand, und verlangte, alle Mitglieder der Versammlung sollten sogleich den Bürgereid schwören, und diejenigen welche sich den Eid zu schwören weigern würden, sollten von der Versammlung ausgeschlossen werden. Dieser Vorschlag wurde mit lautem Beifall aufgenommen, und der President gab den übrigen Mitgliedern das Beispiel. Er stieg auf den Rednerstuhl und sagte:

„Ich schwöre, der Nation, dem Gesetze und dem „Könige, getreu zu seyn, und mit allen meinen Kräften „die von der Nationalversammlung beschlossene, und „von dem Könige angenommene Konstitution aufrecht „zu erhalten."

Von

Von den Mitgliedern der Versammlung sprach Einer nach dem Andern diese Eidesformel aus, und nach ihnen hoben auch die Zuschauer auf den Gallerien die Hände in die Höhe und sprachen laut: „Ich schwöre es.“

Die Nachricht von dem in der Versammlung geschwornen Bürgereide verbreitete sich bald über die ganze Stadt. Der Enthusiasmus bemächtigte sich aller. Die Distrikte versammelten sich; der Eid wurde vorgelesen, und das versammelte Volk rief mit Einer Stimme: „Ich schwöre es.“

Am Abend dieses ewig merkwürdigen Tages war die ganze Stadt Paris erleuchtet; die Straßen waren mit einer unzähligen Menge von Menschen angefüllt; Bekannte und Unbekannte, die sich einander begegneten grüßten sich, umarmten sich, vergossen Freudenthränen, und sprachen, mit gerührtem Herzen, die Worte aus: „Nun sind wir endlich frei!“ Auch die Weiber nahmen an der allgemeinen Freude Theil. Sie zeigten den Vorübergehenden ihre Kinder und sagten, im Nahmen derselben: „Ich schwöre es!“ Unvergeßlich bleibe dieser Tag jedem patriotischen Frankreicher; feiren müssen denselbigen alle diejenigen, denen das Wohl der Menschheit am Herzen liegt!

Am fünften Februar sandte die Versammlung eine Gesandtschaft von sechzig ihrer Mitglieder an den Monarchen, und der President hielt, im Nahmen dieser Abgesandten, folgende Rede:

„Sire!“

„Wir kommen, um Euerer Majestät die ersten „Früchte Ihres Patriotismus und Ihrer Tugenden zu „überbringen. Das Vergessen der Uneinigkeit; die

Ueber-

„Uebereinstimmung Aller; die Vereinigung des Privat-
„interesses in dem allgemeinen Wohl; ein feierlicher
„Eid, den alle Stellvertreter des Französischen Volkes
„geschworen haben, der Nation, dem Gesetze, dem Kö-
„nige und der Konstitution getreu zu bleiben; der Eifer,
„mit welchem die Bürger verlangt haben, an diesem
„erhabenen und heiligen Vertrage Theil zu nehmen;
„dieß, Sire, sind die glücklichen Wirkungen Ihrer Ge-
„genwart in der Nationalversammlung. Warum hat
„nicht das menschliche, gerechte und gefühlvolle Herz
„Euerer Majestät dieses rührende Schauspiel mit anse-
„hen können! Wir, denen die Nation auftrug ihre
„Wünsche bekannt zu machen, wir sind auch diejenigen,
„denen dieselbe ihren Dank zu überbringen aufgetragen
„hat. Geruhen Sie, Sire, diesen Tribut gütig aufzu-
„nehmen. Liebe und Zutrauen des Volkes ist der größ-
„te Schatz eines guten Königs. Freuen Sie Sich die-
„ses Schatzes Sire, und möge diese gerechte Huldigung
„Ihrer Zeitgenossen a) Ihnen ein sicherer Beweis seyn,
„daß die Nachwelt Ihr Angedenken segnen wird."

Auf diese vortrefliche Rede des Hrn. Buraux de Pusy antwortete der König:

„Der Werth, welchen Sie auf die Gesinnungen le-
„gen, die ich Ihnen bezeugt habe, läßt mich desto zuver-
„sichtlicher hoffen, daß Sie, zum Besten des Vaterlan-
„des, Ihre Kräfte vereinigen werden. Ich hoffe, daß
„alle guten Bürger des Staates, alle wahren Freunde
„des Volkes, sich an mich anschließen werden, um
„das Glück und die Freiheit desselben zu befestigen,

I„Der

a) Zeitgenossen: denn Unterthanen giebt es jetzt in Frank-
reich nicht mehr.

„Der Eid, den Sie geschworen haben nachdem meine
„Rede geendigt war, giebt mir diese Versicherung. Mö-
„ge die glückliche Uebereinstimmung unserer Grundsätze
„und unserer Gesinnungen den Ruhm und das Glück der
„größten und der besten Nation auf immer gründen!"

Hierauf wandte sich der President an die Königin,
und sagte:

„Madame!"

„Die Nationalversammlung hat, mit der lebhaf-
„testen und zärtlichsten Dankbarkeit, die edeln und rüh-
„renden Worte aufgenommen, welche derselben von
„Euerer Majestät überbracht worden sind. Wachen
„Sie, Madame, Sie, welcher die Hoffnung Frank-
„reichs und des Throns anvertraut ist, über diesen kost-
„baren Zweig. Möge er in eben so hohem Grade ge-
„fühlvoll, eben so leutselig werden als Sie es sind, und
„eben so viel Heldenmuth besitzen. Ihre Sorgfalt wird
„seinen Ruhm gründen, und Frankreich, welches Ih-
„nen sein Glück zu verdanken haben wird, wird den
„Werth desselben doppelt fühlen, wenn es bedenkt,
„daß es dasselbe den Tugenden Euerer Majestät schul-
„dig ist."

Die Königin sprach:

„Meine Herren, ich bin über diesen Beweis Ihrer
„Zuneigung sehr gerührt. Sie haben gestern meine
„Gesinnungen gehört, und diese Gesinnungen gegen ei-
„ne Nation, mit der ich mir es zum Ruhme schätze
„durch meine Heirath mit dem Könige verbunden wor-
„den zu seyn, haben sich nie verändert. Dadurch daß
„ich Mutter bin, sind diese Bande auf immer bevestigt."

Nachdem die Mitglieder, welche von der Versamm-
lung an den König abgesandt worden, wiederum zurück-
ge-

ekommen waren, stieg Hr. Malouet auf den Redner-
tuhl und sagte:

„Meine Herren! In der Rede des Königs haben
vorzüglich drei Gegenstände meine Aufmerksamkeit auf
ich gezogen. Der König hat sich mit den Arbeiten der
Nationalversammlung, mit der Konstitution, auf eine
nnigere Weise verbunden: das heisst, daß alle Gewalt,
alle Kräfte der Nation nunmehr auf Einen gemeinschaft-
lichen Zweck gerichtet sind, und dieser Zweck ist Freiheit,
allgemeines Wohl und die Regierung des Gesetzes.
Daher, meine Herren, ist nun künftig alles Mißtrauen
dem Ziele entgegen, nach welchem Sie streben: alle
Uneinigkeit und alle Uebertreibung ist gefährlich. Was
muß, demzufolge, die erste und glücklichste Wirkung der
Erklärung des Königs seyn? Das Zutrauen bei Allen
herzustellen; die Hoffnung in allen Herzen anzufachen;
alle Keime von Feindschaft und Groll zu ersticken; Arg-
wohn und Verdacht auszulöschen; und die Scheidewand,
welche mitten unter uns sich erhebt, und welche uns
von der wahren Freiheit, von dem Geiste derselben, von
ihren Grundsätzen und von ihren Sitten entfernt hält,
wegzuschaffen. Der zweite merkwürdige Gegenstand
in der Rede des Königs, ist die rührende Herzählung
der Unordnung, unter welcher das Königreich leidet,
und die Nothwendigkeit derselben Einhalt zu thun. Ich
weiß, daß die Freiheit wohl werth ist erkauft zu wer-
den. Aber Sie wissen auch, meine Herren, daß der
eifrigste Vertheidiger derselben, Rousseau, dafür hielt,
sie sey mit dem Blute auch nur eines Einzigen Bürgers
des Staates schon zu theuer bezahlt. Unstreitig fordert
die Freiheit Aufopferungen; aber sie fordert nicht, daß
man ihr Ordnung, Sitten, und die heiligsten Rechte der

Ge-

Gesellschaft aufopfere. Diejenigen Opfer welche si
verlangt, diejenigen welche ihr nützlich sind, nehmen
etwas von ihrem erhabenen Karakter an. Sie beraub
uns nur um uns desto mehr zu geben, und ihre kostbar
sten Wohlthaten sind allemal mit Entbehrungen ver
bunden welche sie verlangt. Aber Ausgelassenheit, mei
ne Herren; Gewalthätigkeiten der Geldgierde, des
Stolzes, der Rachsucht; Verletzung aller Rechte —
Ach! diese Plagen, welche so viele von unsern Provin
zen verheeren, diese können unmöglich die nothwendi
gen Vorläufer der Französischen Freiheit seyn! Und (er
lauben Sie mir es zu sagen) in diesem Saale hört man
zwar nichts als zufriedene Huldigungen; aber die Un
ruhe lauert vor der Thür. Hier, auf diesem Redner
stuhle, muß jede Wahrheit Zuflucht finden! Wenn die
Ruhe nicht bald hergestellt wird, wenn die ewigen Ge
setze der Ordnung und der Gerechtigkeit noch länger
verkannt werden; so geben Sie vergeblich neue Gesetze.
Niemals konnte, weder das königliche Ansehen in sei
ner Reinheit, noch der vortrefliche Fürst, in dessen
Händen dasselbe ruht, Ihnen verdächtig scheinen. Die
Agenten der ausübenden Gewalt, und diese allein, ha
ben Sie gefürchtet. Ihre alten Gewohnheiten, ihre
Pretensionen, ihre Usurpationen, haben Sie abschaffen
wollen, und dieß ist jetzt geschehen. Aber schickt es sich
für eine Nation, ist es ihrem Glücke, ihrer Ruhe, ist
es dem glücklichen Erfolge unserer Arbeiten zuträglich,
die Nichtigkeit der ausübenden Gewalt noch zu verlän
gern. Und womit könnten wir uns entschuldigen, wenn
wir dieses thun wollten, jetzo, da das Haupt dieser Ge
walt eine Denkungsart zeigt, die mit den Grundsätzen
welche Sie festgesetzt haben so genau übereinstimmt?

Nein

Nein, meine Herren, ich beschwöre Sie, im Nahmen der Freiheit selbst, lassen Sie uns, ohne Aufschub, der öffentlichen Gewalt ihre Thätigkeit wieder geben. Der dritte Theil der Rede des Königs, welcher mir ihrer Aufmerksamkeit werth zu seyn scheint, ist dasjenige, was der König von dem Zustande der Finanzen gesagt hat. Mit Abhandlungen und Projekten über die Finanzen hat man uns überschwemmt. Wenige derselben, vielleicht keines, enthält ein System, welches ohne Einschränkung angenommen werden könnte: aber man findet in vielen derselben Begriffe, Gedanken und Grundsätze, die zu Festsetzung eines bestimmten Plans dienen können. Ich schlage daher vor, daß die Versammlung über die Rede des Königs sich berathschlage, und ohne Verzug die Wünsche des Monarchen zu erfüllen suche."

Wegen dieses Vorschlages wurde Hr. **Malouet** von dem größten Theile der Versammlung ausgezischt, und der Vorschlag selbst wurde von der Versammlung, ohne sich darüber zu berathschlagen, verworfen.

Am Abend des vierten Februar versammelten sich die Dreihunderter auf dem Rathhause zu Paris. Hr. Bailly schlug der Versammlung vor, den Bürgereid zu leisten. Er las die Eidesformel ab, und dann riefen die Mitglieder alle, mit Einer Stimme: „Ich schwöre es." Die Zuschauer ahmten dem Beispiele nach, und darauf wurde vorgeschlagen (Weil nun einmal in Paris Alles, sogar das Schwören des Bürgereides, in Spielerei ausartet) auch den, auf dem Greveplatze, in großer Menge versammelten Pöbel an dem Eide Theil nehmen zu lassen. Hr. Bailly stellte sich auf den Balkon des Rathhauses, und sagte die Eidesformel her. Der Haufe hörte stillschweigend zu, und rief dann, mit rasendem Geschrei:

„Hoch

„Hoch lebe der König und die Nation!“ Hierauf begab sich Hr. Bailly nach dem Versammlungssaale der Dreihunderter zurück. Es wurden einige zierliche Reden gehalten, und unter diesen zeichnete sich besonders die Rede des Phantasten Abbe Fauchet aus, welche sich damit endigte, daß er vorschlug, die Versammlung solle ein Zirkularschreiben an alle Städte des Königreichs ergehen lassen, und in demselben bekannt machen, daß Hr. Bailly zum General Bürgermeister des Königreiches (Municipe Général de toutes les Communes du Royaume) und Hr. la Fayette zum General Kommendanten der Bürgermiliz des ganzen Königreiches, von dem Bürgerrathe der Stadt Paris, ernannt worden seyn. Die Zuschauer empfiengen diesen sonderbaren Vorschlag mit dem lautesten Beifallsgeschrei, und Hr. Bailly öfnete schon den Mund, um für diese neue, ihm bewiesene Ehre zu danken, als, mit einem edlen Unwillen in allen Gesichtszügen, Hr. la Fayette aufstand, und in einer Rede ausführlich bewies, daß dieses eben soviel heiße, als ihn zum Diktator, zum Protektor, zum Könige auszurufen, und daß man ihm eine Macht übertragen wolle, welche der Freiheit nothwendig gefährlich werden müßte. „Ich hingegen thue hiemit den „ausdrücklichen Vorschlag, sagte er, daß Niemand in „mehr als Einer Abtheilung Frankreichs, zu gleicher Zeit, „das Generalkommando über die National Truppen haben solle.“ Seine Gründe fanden Beifall, und der Vorschlag des Abbe Fauchet wurde keiner Berathschlagung gewürdigt. „So lange man einem Manne bloße „Ehrenstellen überträgt, so weiß man genau wieviel man „ihm giebt. Aber sobald man Macht mit denselben

ver-

„verbindet, so läßt sich nicht voraussagen wie weit die-
„selbe ausgedehnt werden könne.“ a).

Nachher beschloß der Bürgerrath, auf den Vor-
schlag des Hrn. Bailly, eine Gesandtschaft, von sechzig
seiner Mitglieder, an den König und die Königin zu
senden, um Denselben, für Ihre feierliche Genehmigung
der neuen Konstitution, und für ihren Beitritt zu den-
selben, zu danken. Diese Gesandtschaft begab sich, am
fünften Februar 1790, zu dem Könige, und Hr. Bailly
hielt eine Rede, welche an akademischen Rednerkunst-
griffen alle seine vorigen Reden weit übertraf. Er wie-
derholte, in dieser Rede, das Wort Sire (wie Des-
moulins sich ausdrückt) beinahe eben so oft, als der
heilige Paulus, in seinen Episteln, das Wort Jesus wie-
derholt. Während der Rede weinte er heiße Zäh-
ren b). Er sagte, unter andern schönen Dingen, zu dem
Könige: „Alle Herzen werden Ihre Ausdrücke wieder-
„holen. Sie werden, Sire, eine merkwürdige Epo-
„che in der Geschichte der Welt machen; nehmlich die
„Epoche der Regierung der Gesetze, welche unter Ih-
„rer Regierung und durch Ihre Regierung festgesetzt
„worden sind.“ c)

Sonn-

a) Quand on accorde des honneurs, on sait précisément ce que l'on donne; mais quand on y joint le pouvoir, on ne peut dire à quel point il pourra être porté. *Montesquieu* grandeur et décadence des Romains. Chap XI.

b) Le défaut de M. Sylvain Bailly est, de s'attendrir sans mesure. En débitant ce discours il a pleuré chaudement. *Desmoulins.*

c) Les coeurs *rediront* toutes vos expressions. Vous ferez, Sire, une époque mémorable dans l'histoire du Monde, celle *du regne* des loix établies *par vôtre regne, et sous vôtre regne.*

Sonntags, am vierzehnten Februar, wurde, wegen der Rede des Königs, in der Hauptkirche zu Paris, ein feierliches Te Deum gesungen. Ein Detaschement der Pariser Bürgermiliz zu Pferde nahm auf dem Platze vor der Hauptkirche seinen Standort, um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dann erschien die Prozession: Voraus die Trommeln und die übrige kriegerische Musik; dann ein Theil der Pariser Bürgermiliz, mit ihren Fahnen; darauf die Dreihunderter mit Hrn. Bailly; dann die Nationalversammlung. Der Zug gieng durch die Straßen, zwischen einer unermeßlichen Menge Volks. Die Fenster, die Balkons, und sogar die Dächer, waren mit Menschen angefüllt. Auffallend schien es, daß Alles stille blieb, und daß das Volk nicht den Tag, wie es sonst seit der Revolution immer gethan hatte, mit Jauchzen, Jubeln und lautem Vivatrufen feierte. Aber es war nunmehr dieser Prozessionen und dieser Schauspiele schon gewohnt, und blieb daher, weil ihm die Neuheit derselben nun nicht mehr auffiel, auch bei denselben ganz ungerührt.

Dieser Tag endigte sich abermals mit einer großen und kostbaren Illumination. Die Erleuchtung des Rathhauses allein kostete der Stadt Paris über 20,000 Livres. Unnütze Verschwendung in einer Stadt wo das Elend auf den höchsten Grad gestiegen war! Die Illumination gab ein Schauspiel für das Volk, welches zwar die Augen ergötzte, aber den hungrigen Magen nicht anfüllte! Niemand war vergnügt oder gerührt; Alle blieben kalt und stille. Man gab dem Volke dieses Schauspiel, um dasselbe für die Orgien zu entschädigen, welche sonst, während des Karnavals, und vorzüglich

an

m diesem Sonntage von dem Pariser Pöbel gefeiert worden waren. Dießmal wurden alle Masken verboten.

Im Februar erschien eine Schrift zu Paris, vorgeblich von einer Kompagnie in Nordamerika geschrieben, und durch ihre Agenten zu Paris verbreitet. Sie nannte sich die Kompagnie des Ohio oder Sctoro, und lud alle, mit ihrem Vaterlande mißvergnügte Frankreicher ein, ihr Vaterland zu verlassen, am Ohioflusse in Nordamerika sich Land zu kaufen, und daselbst sich anzusiedeln. Die Kompagnie versichert, sie habe drei Millionen Morgen unangebautes Land zu verkaufen. Dieses Land sei aber mit angebauten Ländereien umgeben, und müsse, in wenigen Jahren, sehr im Preise steigen. Das Erdreich sey vortrefflich, das Klima schön, die Regierungsform die beste in der Welt. In wenigen Jahren werde sich der Kongreß in dieser Gegend versammeln. Tabak, Baumwolle und Korn bringe das Land im Ueberflusse hervor. Um nach Amerika zu reisen, dort Zugvieh und Werkzeuge zum Ackerbau anzuschaffen, und noch zwei hundert Morgen Land sich zu kaufen, dazu gehört, wie in dieser Schrift bewiesen wird, nicht mehr als 1,270 Livres baares Geld. Der Ankömmling findet zwar daselbst kein Haus, aber die Kompagnie wird ihm eines bauen; er findet keinen Backofen, um Brodt zu backen, aber Materialien genug, um einen aufzurichten; er findet kein Brodt, aber er kann so lange bis das Land urbar gemacht, mit Korn angesäet, und das Korn eingeerndtet seyn wird, von der Jagd leben. Diese Vorschläge der Ohio-Kompagnie machten in Paris großes Aufsehen, und waren der Gegenstand aller Gespräche. Auch fanden sich Leute

genug

genug welche die Vorschläge annehmen wollten. Man hat nicht zuverlässig erfahren können, ob das Projekt würklich vorhanden, oder aber nur erdichtet gewesen sey: auch nicht ob das Unternehmen Fortgang gehabt habe oder nicht.

Am sechsten Februar kam in der Nationalversammlung die Untersuchung der Ausgaben des auswärtigen Departements vor, und da ergab sich, daß diese Ausgaben überhaupt betrugen:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Im Jahre | 1772 | — | — | 9,296,000 Livres. |
| | 1773 | — | — | 8,864,000 |
| | 1774 | — | — | 7,203,000 |
| | 1775 | — | — | 11,510,000 |
| | 1776 | — | — | 8,767,000 |
| | 1777 | — | — | 8,314,000 |
| | 1778 | — | — | 11,287,000 |
| | 1779 | — | — | 7,957,000 |
| | 1780 | — | — | 11,843,000 |
| | 1781 | — | — | 11,825,000 |
| | 1782 | — | — | 14,154,000 |
| | 1783 | — | — | 13,624,000 |
| | 1784 | — | — | 11,210,000 |
| | 1785 | — | — | 9,771,000 |
| | 1786 | — | — | 9,616,000 |
| | 1787 | — | — | 10,955,000 |
| | 1788 | — | — | 11,652,000 |
| | 1789 | — | — | 7,330,000 |

Die Ausgaben des auswärtigen Departements waren in fünf Klassen eingetheilt, deren Detail folgendes ist:

Erste

| | | |
|---|---|---|
| I. Klasse. | Ausgaben des Staatssekretairs. | |
| | Gehalt des Staatssekretairs | 300,000 |
| | Gehalt seiner Untersekretairs zusammen | 300,000 |
| | Reisen des Hofs | 25,000 |
| | Schreibmaterialien | 25,000 |
| | Tägliche Correspondenz | 100,000 |
| | Geschenke des Königs an auswärtige Höfe | 200,000 |
| | Vermischte Ausgaben | 250,000 |
| | | 1,200,000 |
| II. Klasse. | Minister, Gesandte, Konsuls rc. | |
| | Gehalt der Minister und Gesandten zusammen | 2,550,000 |
| | Reisekosten und außerordentliche Ausgaben | 450,000 |
| | Mancherlei Ausgaben der Gesandten | 300,000 |
| | | 3,300,000 |
| III. Klasse. | Subsidien und Hülfleistungen | |
| | Dem Infanten Herzog von Parma | 375,000 |
| | Dem Herzog von Zweibrücken | 500,000 |
| | Dem Prinzen von Nassau Saarbrück | 100,000 |
| | Andern auswärtigen Fürsten | 375,000 |
| | | 1,350,000 |
| IV. Klasse. | Geheime Ausgaben | 200,000 |
| V. Klasse. | Gewöhnliche Ausgabe für die Schweiz und Graubündten | 830,000 |

Die Ausgaben dieser fünf Klassen betrugen demzufolge, zusammengenommen, im Jahre 1789:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 | — | — | 1,200,000 |
| 2 | — | — | 3,300,000 |
| 3 | — | — | 1,350,000 |
| 4 | — | — | 200,000 |
| 5 | — | — | 830,000 |
| | | | 6,880,000 |
| 6 Geld in der Kasse | | | 450,000 |
| | | | 7,330,000 |

Für das Jahr 1790 wurden die Ausgaben des Departements der auswärtigen Affairen angegeben auf 6,700,000 Livres.

Am eilften Februar wurde, in der Nationalversammlung, die Proklamation vorgelesen und gebilligt, welche um diese Zeit die Versammlung an die Provinzen des Königreichs ergehen ließ. Diese Proklamation war von dem Bischofe von Autun aufgesetzt und lautete folgendermaßen:

**Die Nationalversammlung an die Frankreicher.**

Am 11 Februar 1790.

Die Nationalversammlung, welche in dem Laufe ihrer Arbeiten unermüdet fortgeht, erhält von allen Seiten her, die Glückwünsche der Provinzen, der Städte, der Gemeinheiten, die Zeugnisse der öffentlichen Freude, und den Beifall der Dankbarkeit: aber sie hört auch das Gemurmel und das Geschrei derjenigen, welche, durch die Abschaffung so vieler Mißbräuche, so vieler Privatvortheile, so vieler Vorurtheile, gelitten haben

ben. Sie beschäftigt sich mit dem Glücke des Ganzen und ist unruhig über das Unglück der Einzelnen. Sie vergiebt dem Hasse, der Bitterkeit, und der Ungerechtigkeit: aber sie sieht es als eine heilige Pflicht an, Euch gegen den Einfluß der Verläumdung zu verwahren, und die ungegründete Furcht zu zerstören, welche man Euch beizubringen sucht. Ach! was hat man nicht Alles versucht, um Euch irre zu führen, um Euer Zutrauen zu schwächen! Man hat sich gestellt, als keunte man die Wohlthaten nicht, welche die Nationalversammlung Euch erwiesen hat: daher wollen wir Euch jetzo dieselben in das Gedächtniß zurückrufen. Man hat gegen dasjenige was sie gethan hat Schwierigkeiten aufgeworfen: und diese Einwürfe wollen wir jetzt beantworten. Man hat über das, was sie noch künftig thun wird, Ungewißheit verbreiten wollen: daher wollen wir Euch dieses jetzo anzeigen. **Was hat die Versammlung gethan?** Sie hat, mit fester Hand, mitten im Sturme, die Grundsätze derjenigen Konstitution, auf welcher künftig Eure Freiheit ruhen wird, festgesetzt. Die Rechte der Menschen waren verkannt, und schon seit Jahrhunderten verachtet. Nunmehr hat sie, durch jene Bekanntmachung, welche auf immer dem Widerstande gegen die Unterdrücker zum Grunde dienen, und dem Gesetzgeber selbst Gesetz seyn wird, diese Rechte für die ganze Menschheit wiederum hergestellt. Die Nation hatte das Recht verlohren Gesetze zu geben und Auflagen auszuschreiben. Dieses Recht hat dieselbe nunmehr wieder erhalten, und zugleich sind die wahren Grundsätze der Monarchie, nehmlich die Unverletzbarkeit des erhabenen Oberhauptes der Nation, und das Erbrecht des Throns in einer Familie welche allen Frankreichern

so theuer ist, festgesetzt worden. Wir hatten nur Reichsstände: jetzt aber habt Ihr eine Nationalversammlung, und diese werdet Ihr behalten. Stände, welche unter sich uneinig waren und sklavisch an alten Vorrechten hiengen, gaben Beschlüsse und konnten den Willen der Nation unterdrücken. Jetzt sind diese Stände nicht mehr vorhanden; alles ist vor dem ehrwürdigen Titel eines Staatsbürgers verschwunden. Da Alle zu Staatsbürgern wurden, so waren auch Bürger zu Vertheidigern nöthig, und auf den ersten Ruf erschien jene Bürgermiliz, welche, vereinigt durch Patriotismus und regiert durch Ehre, überall Ordnung erhält oder herstellt, und, mit unermüdetem Eifer, über die Sicherheit eines Jeden, über das Wohl Aller wacht. Vorrechte ohne Zahl, unversöhnliche Feinde alles Guten, machten unser Staatsrecht aus. Jetzt sind dieselben zerstört, und sobald Eure Versammlung die Stimme erhob, haben auch diejenigen Provinzen, welche für ihre Vorrechte die größte Anhänglichkeit zeigten, die Aufhebung derselben mit lautem Beifalle aufgenommen. Sie haben gefühlt, daß dieser Verlust sie reicher machte. Das drückende Lehnrecht, welches noch in seinen letzten Trümmern so mächtig ist, herrschte über ganz Frankreich: nunmehr ist es auf immer verschwunden. Ihr waret, in den Provinzen, unter der Regierung einer quälenden Administration: von dieser seyd Ihr nunmehr befreit. Willkürliche Befehle thaten Eingriffe in die Freiheit der Staatsbürger: und diese sind vernichtet. Ihr verlangtet eine bessere Einrichtung der Bürgermagistrate. Diese habt Ihr erhalten, und die Einrichtung derselben, gewählt von Euch selbst, stellt jetzt in Frankreich das erhabenste Schauspiel dar. Zugleich hat die Na-

tional-

tionalversammlung das Werk einer neuen Abtheilung des Königreiches geendigt, durch welche allein die letzten Spuren alter Vorurtheile ausgelöscht werden konnten; durch welche, an die Stelle der Eigenliebe der Provinzen, die wahre Liebe zum Vaterlande trat; durch welche die Grundlagen einer guten Stellvertretung festgesetzt, und zu gleicher Zeit die Rechte eines jeden Menschen und eines jeden Kantons, im Verhältnisse seiner Verbindung mit dem öffentlichen Wesen, bestimmt wurden: eine schwere Aufgabe, deren Auflösung, bis zu unserer Zeit, unbekannt geblieben war. Seit langer Zeit habt ihr schon die Abschaffung der verkäuflichen Magistratsstellen verlangt: diese ist jetzt geschehen. Ihr habt die Nothwendigkeit einer, auch nur vorläufigen Verbesserung des Kriminalrechts, gefühlt: und diese ist jetzt, in Erwartung einer gänzlichen Umänderung desselben, beschlossen. Aus allen Theilen des Königreiches sind Klagen, Fragen, Bitten an uns gekommen: und allen diesen haben wir, so viel wir konnten, Genüge zu leisten gesucht. Die Größe der öffentlichen Schuld erschreckte: aber wir haben die Grundsätze der öffentlichen Treue auf dieselbe angewandt. Ihr habt die Macht der Minister gefürchtet, und wir haben Ihnen das beruhigende Gesetz der Verantwortlichkeit aufgelegt. Die Salzsteuer war Euch verhaßt: wir haben dieselbe zuerst vermindert, und nachher ganz abzuschaffen versprochen. Denn uns genügt es nicht, daß Auflagen zu dem allgemeinen Besten unumgänglich nothwendig seyn: sie müssen noch ausserdem, durch Gleichheit, Weisheit und Sanftheit, rechtmäßig werden. Unmäßige Gnadengelder, oft ohne Vorwissen Eures Königs ausgetheilt, raubten Euch die Frucht Eurer

Arbeit. Auf diese haben wir einen ernsten, strengen Blick geworfen, und künftig wollen wir dieselben in die engen Gränzen der strengen Gerechtigkeit einschließen. Endlich verlangten auch die Finanzen ungeheure Reformen. Daran haben wir, unterstützt durch den Minister welchem Ihr Euer Zutrauen geschenkt habt, ohne Unterlaß gearbeitet: und bald werdet Ihr der Früchte dieser Arbeit genießen. Dieß, Frankreicher, dieß ist unser Werk, oder vielmehr, es ist Euer Werk: denn wir sind bloß Eure Werkzeuge, und Ihr habt uns in unsern Arbeiten erleuchtet, aufgemuntert und unterstützt. Welch ein Zeitpunkt, zu dem wir endlich gelangt sind! Welch ein ehrenvolles Erbtheil, das Ihr Euren Nachkommen überlassen werdet! Zu dem Range von Staatsbürgern erhoben; wahlfähig zu allen Bedienungen; erleuchtete Aufseher der Administration, so lange dieselbe Euch nicht anvertraut ist: versichert daß Alles durch Euch und um Euertwillen geschieht; gleich vor dem Gesetze; frei zu handeln, zu sprechen und zu schreiben; niemals den Menschen, sondern jederzeit dem Gesetze Rechenschaft schuldig: welch ein herrlicher Zustand! Könnte es wohl einen einzigen Staatsbürger geben, der dieses Nahmens würdig wäre, und es wagen dürfte rückwärts zu sehen; der die Trümmer, mit denen wir umgeben sind, wiederum aufheben, und das alte Gebäude daraus wiederum zusammen setzen möchte! Und dennoch, was hat man nicht gesagt, was hat man nicht gethan, um in Euch den Eindruck zu schwächen, welchen so viele Wohlthaten nothwendig hervorbringen müssen! Wir haben, sagt man, Alles umgeworfen: aber Alles mußte neu gebaut werden. Und was ist dann dabei zu bedauern? man frage, wenn man es wissen will, über

alle

alle die verbesserten oder zerstörten Gegenstände, diejenigen Männer, welche keinen Nutzen von denselben zogen; man frage sogar aufrichtig diejenigen welche davon Nutzen zogen; man höre aber nicht auf diejenigen, welche, um den gekränkten Eigennutz zu verbergen, jetzt Mitleiden über das Schicksal derjenigen zeigen, die ihnen zu einer andern Zeit so gleichgültig gewesen sind: dann wird man erfahren, ob die Reform dieser Gegenstände nicht alle diejenigen Stimmen für sich habe, welche irgend verdienen, daß man auf sie höre. Wir haben uns zu sehr übereilt. — Dennoch werfen so viele andere uns vor, wir hätten zu langsam gearbeitet! zu sehr übereilt? Wem ist unbekannt, daß man auf keine andere Weise sich der Mißbräuche entledigen kann, als wenn man sie alle zugleich angreift und umwirft! Wem ist unbekannt, daß dann, und dann allein, Jeder ein Interesse hat die Ordnung wiederum hergestellt zu sehen; daß langsame Reformen, und solche die nur einen Theil des Ganzen betreffen, immer sich damit endigen, daß gar Nichts geschieht. Wer weiß endlich nicht, daß der Mißbrauch, den man beibehält, die Stütze, und bald nachher auch der Wiederhersteller der übrigen wird, die man zerstört zu haben glaubte? Unsere Sitzungen sind tumultuarisch. — Und was liegt denn daran, wenn nur unsere Beschlüsse weise sind? Uebrigens sind wir weit davon entfernt, von Euch Bewunderung des Details unserer Debatten zu verlangen. Mehr als einmal sind wir selbst darüber betrübt gewesen. Aber wir haben zugleich gefühlt, daß es ungerecht seyn würde, dieses gegen uns anzuwenden, und daß im Grunde diese Heftigkeit weiter nichts, als die beinahe unvermeidliche Wirkung des Ersten

Strei-

Streites seyn müsse, den vielleicht alle Grundsätze gegen alle Irrthümer geführt haben. **Man wirft uns vor, daß wir nach einer schimärischen Vollkommenheit streben.** — Sonderbarer Vorwurf, der, wie man leicht einsieht, in der That weiter nichts ist, als ein übel versteckter Wunsch die Mißbräuche zu verewigen. Die Nationalversammlung hat eigennützigen und furchtsamen Rathschlägen kein Gehör gegeben. Sie hat den Muth, oder vielmehr den Verstand gehabt, zu glauben, daß nützliche und dem menschlichen Geschlechte nothwendige Ideen nicht bloß allein dazu bestimmt seyn könnten die Seiten eines Buches zu schmücken, und daß das höchste Wesen, als es dem Menschen Perfektibilität gab, und dieselbe in seine Natur verwebte, ihm nicht verboten haben könne sie auch auf die gesellschaftliche Ordnung anzuwenden, welche nunmehr sein höchstes Interesse und sein größtes Bedürfniß geworden ist. **Es ist unmöglich, sagt man, ein altes und verdorbenes Volk wiederum herzustellen.** — Man wisse, daß nichts so verdorben ist, als diejenigen, welche verderbende Mißbräuche zu verewigen suchen, und daß ein Volk sich an demjenigen Tage verjüngt, an welchem es den Entschluß faßt, sich für die Freiheit wiederzugebähren. Betrachtet die künftige Generation! Seht, wie schon ihr Herz vor Freude und Hoffnung schlägt! wie ihre Gesinnungen so rein, so edel, und so patriotisch sind! mit welchem Enthusiasmus sie nach der Ehre strebt den Bürgereid schwören zu dürfen! — Doch warum sollen wir auf einen so verächtlichen Einwurf antworten? Sollte dann die Nationalversammlung sich genöthigt sehen, sich entschuldigen zu müssen, weil sie geglaubt hat, daß die Französische Nation noch

umzuschaffen sey? **Man hat noch nichts für das Volk gethan.** — Ist es nicht die Sache des Volks, welche überall siegt. Nichts für das Volk gethan! Bereitet denn nicht jeder Mißbrauch welcher abgeschafft wird, ihm eine neue Erleichterung vor? Gab es denn irgend einen Mißbrauch der nicht das Volk gedrückt hätte? **Dennoch klagte es nicht.** — Die Größe seines Unglücks erstickte seine Klagen! Jetzo ist es unglücklich. — Sagt vielmehr: es ist noch unglücklich. Aber es soll nicht mehr lange unglücklich bleiben, das schwören wir ihm! **Wir haben die ausübende Gewalt zerstört** — Nein! sagt die Gewalt der Minister: und diese Gewalt zerstörte, erniedrigte die ausübende Gewalt. Wir haben die ausübende Gewalt erleuchtet, indem wir derselben ihr wahres Recht gezeigt haben. Ausserdem haben wir sie geadelt, indem wir dieselbe zu der wahren Quelle ihrer Macht, zu der Macht des Volkes, zurückgeführt haben. **Gegenwärtig ist sie ohne Kraft.** — Ja! ohne Kraft gegen die Konstitution und gegen das Gesetz; aber zu Vertheidigung derselben wird sie mächtiger seyn als jemals. **Das Volk hat sich bewafnet** — Ja! zu seiner Vertheidigung; und dieß war nothwendig. **Aber an vielen Orten ist Unglück daraus entstanden.** — Kann man dieß der Nationalversammlung vorwerfen? Wie kann man ihr die Unordnungen zur Last legen, über welche sie seufzt, denen sie hat zuvorkommen, denen sie, durch die ganze Kraft ihrer Beschlüsse, hat Einhalt thun wollen, und die künftig ganz gewiß die unauflösliche Einigkeit zwischen beiden Arten von Gewalt, und die unwiderstehliche Wirkung aller Kräfte der Nation, aufhören machen wird? **Wir haben die uns anvertraute Gewalt übertreten.**

ten. — Die Antwort ist leicht. Wir waren unstreitig gesandt um eine Konstitution zu gründen; dieß war der Wunsch, dieß war das Bedürfniß von ganz Frankreich. Wie war es aber möglich dieselbe zu schaffen, wie war es möglich ein, auch nur unvollkommenes Ganzes von konstitutionellen Beschlüssen zu verfertigen, ohne die Vollmacht der Gewalt, welche wir ausgeübt haben? Sagen wir noch mehr! Ohne die Nationalversammlung war Frankreich verlohren; ohne den Grundsatz, welcher alles der Mehrheit freier Stimmen unterwirft, und durch welchen alle unsere Beschlüsse entstanden sind, ist es unmöglich, sich eine Nationalversammlung zu denken; es ist unmöglich, nicht nur eine Konstitution, sondern sogar die Hoffnung auch den kleinsten Mißbrauch unwiderruflich abzuschaffen, sich nur zu denken. Dieser Grundsatz ist von ewiger Wahrheit; ganz Frankreich hat denselben anerkannt. In den zahlreichen Zuschriften welche die Anhänglichkeit an unsere Beschlüsse verkündigten, und welche auf den Straßen den vielen Pasquillen begegneten, in denen man uns vorwarf, daß wir die uns anvertraute Gewalt übertreten hätten; in allen diesen Zuschriften ist dieser Grundsatz anerkannt. Diese Zuschriften, diese Glückwünschungen, diese Huldigungen, diese patriotischen Eidschwüre, sind sie nicht alle die Bestätigung dieser Gewalt, welche man uns streitig zu machen sucht! Dieses, Frankreicher, sind die Vorwürfe, welche Euren Stellvertretern, in einer Menge sträflicher Schriften gemacht werden, in denen man den Ton einer patriotischen Wehmuth annimmt. Ach! man hofft vergeblich uns muthlos zu machen. Unser Muth verdoppelt sich, und bald werdet Ihr die Wirkungen desselben empfinden. Die Ver-

samm-

sammlung wird Euch eine militairische Konstitution geben, welche die Armee aus Bürgersoldaten zusammensetzt, und auf diese Weise den Muth der das Vaterland vertheidigt und die bürgerlichen Tugenden welche es beschützen ohne es in Furcht zu setzen, miteinander vereinigen. Bald wird sie Euch ein System von Auflagen überreichen, welches den Ackerbau und die Betriebsamkeit schonen, und endlich die Freiheit des Handels nicht einschränken wird; ein System, welches einfach, deutlich, leicht begreiflich, allen denen die da bezahlen bestimmen wird, was sie schuldig seyn; ein System, welches die nothwendige Kenntniß der Anwendung der öffentlichen Gelder leicht machen, und den wahren Zustand der Finanzen (welcher bisher einem finstern Labyrinthe glich, wo das Auge den Spuren der Staatseinkünfte nicht folgen konnte) allen Frankreichern deutlich darlegen wird. Bald werden auch die Geistlichen zugleich Staatsbürger seyn, und, der Armuth eben sowohl als dem Reichthume entrückt, dem Reichen sowohl als dem Armen zum Beispiele dienen können. Sie werden die beleidigenden Aeußerungen eines vorübergehenden Wahnsinns verzeihen, und ein wahres, reines und allgemeines Zutrauen einflößen, welches weder durch Mißhandlung des Neides, noch durch herabsetzendes Bedauren gestört werden wird. Sie werden die Anhänglichkeit an die Religion noch vermehren. Durch sie wird der glückliche Einfluß derselben zunehmen, indem die Verbindung zwischen dem Volke und den Geistlichen angenehmer und enger wird; und künftig werden sie nicht mehr jenes Schauspiel darstellen, worüber der Patriotismus der Geistlichen selbst mehr als einmal in dieser Versammlung geklagt hat, nehmlich

lich das Schauspiel des reichen Müßigganges und der unbelohnten Arbeitsamkeit. Bald wird ein von der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit vorgeschriebener Kodex der Kriminal- und der Strafgesetze, sogar in der Person der Schlachtopfer des Gesetzes, beweisen, welch eine Verehrung dem Menschen gebühre; eine Verehrung ohne die man vergeblich von Moral spricht. Der Kodex der Civilgesetze, von Euch selbst gewählten Richtern anvertraut, welche die Gerechtigkeit umsonst ausüben, wird alle jene dunkeln, verwikkelten, einander widersprechenden Gesetze, deren Unzusammenhang und deren Menge selbst einem unbestochenen Richter das Recht überließ seine Unwissenheit oder seinen Willen Gerechtigkeit zu nennen, verschwinden machen. Aber bis dahin müßt Ihr heilig diesen Gesetzen gehorchen, denn Ihr wißt, daß Achtung für jedes Gesetz, welches noch nicht aufgehoben ist, das unterscheidende Kennzeichen eines wahren Staatsbürgers ausmacht. Endlich wollen wir unsere Arbeiten mit einem Kodex des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung beschließen. Dieser Kodex wird die Konstitution dem Schutze der entstehenden Generationen übertragen; und indem wir den bürgerlichen Unterricht allen Stufen der Stellvertretung mittheilen, übergeben wir allen Klassen der Gesellschaft, die zu dem Glücke einer jeden dieser Klassen nöthigen Kenntnisse. Seht, Franzosen, dieses ist die Aussicht von Glück und von Ruhm, die sich vor Euch eröfnet! Noch bleiben einige Schritte zu thun übrig, und hier erwarten Euch die Tadler der Revolution. Hütet Euch vor einer aufwallenden Lebhaftigkeit; fürchtet die Gewaltthätigkeit; denn jede Unordnung schadet der Freiheit. Ihr liebt diese Freiheit;

Ihr

Ihr besitzt dieselbe jetzt; zeigt Euch würdig sie zu behalten; bleibt dem Geiste, dem Buchstaben der von dem Könige angenommenen oder genehmigten Beschlüsse Eurer Stellvertreter getreu; unterscheidet sorgfältig die ohne Entschädigung abgeschaften Rechte, von denjenigen Rechten, welche zwar abgekauft werden können, aber noch existiren. Die ersten dürfen künftig nicht mehr gefordert, aber die zweiten dürfen auch nicht abgeschlagen werden. Erinnert Euch an die drei geheiligten Worte, welche diese Beschlüsse gültig machen: DIE NATION, DAS GESETZ, DER KÖNIG. Die Nation das seyd Ihr; das Gesetz, das seyd auch Ihr, denn es ist Euer Wille; der König ist der Beschützer des Gesetzes. Man mag Lügen ausstreuen so viel man will; zählt Ihr immer auf diese Verbindung. Vormals betrog man den König; jetzt betriegt man Euch; und der gütige König ist betrübt darüber. Er wünscht sein Volk vor den Schmeichlern zu bewahren, die er vom Throne entfernt hat; er wird die Wiege seines Sohnes vor Ihnen bewahren; denn, mitten unter Euern Stellvertretern hat er erklärt, daß er aus dem Erben der Krone einen Beschützer der Konstitution machen wolle. Man darf Euch nicht mehr von zwei Partheien sprechen. Es giebt nur Eine Parthei, (dieß haben wir alle geschworen) nur die Parthei der Freiheit. Ihr Sieg ist gewiß, und davon zeugen die Eroberungen welche sie täglich macht. Laßt die Lästerer im Finstern uns mit Schimpfwörtern und mit Verläumdungen überhäufen, und denkt dabei nur: wenn diese uns lobten, so wäre es geschehen um Frankreich. Hütet Euch vorzüglich, durch Fehler, durch Unordnungen, durch Vergessung des Gesetzes, ihre Hoffnungen

wieder

wieder zu erwecken. Seht wie sie jetzo darüber trium- phiren, daß die Einsammlung der Auflagen einige Schwierigkeit findet. Ach! Gebt ihnen ja nicht Ge- legenheit zu einer grausamen Freude! Bedenkt daß die- se Schuld — Nein! es ist keine Schuld mehr; es ist ein geheiligter Tribut, den jetzo das Vaterland, an Euren Statt, an Eurer Kinder Statt, erhält. Es wird nicht länger zugeben, daß derselbe an Verschwender ausge- theilt werde, welche jetzt wünschen, daß der öffentliche Schatz für den Staat versiegen möge, so wie er für sie versiegt ist. Sie wünschten Unglück, welchem unser gütige König zuvorgekommen ist, welches er unmöglich gemacht hat. Frankreicher vereinigt Euch mit Eurem Könige. Vertheidigt gegen jene sein Glück, seine Tu- genden, seinen wahren Ruhm, dadurch daß Ihr die Gesetze achtet und verehrt. Beweist ihm, daß er nie- mals andere Feinde hatte als die Feinde der Freiheit; beweist ihm, daß für die Freiheit und für ihn Eu- re Beständigkeit so groß ist als Euer Muth; daß man für die Freiheit, deren Vertheidiger er ist, niemals mü- de wird, niemals ermattet. Eure Erschlaffung war die letzte Hoffnung der Feinde der Revolution. Sie verlieren jetzt dieselbe. Erlaubt ihnen nur darüber zu seufzen, und bedauert, ohne Sie zu hassen, diesen Ueberrest von Schwäche, dieses Elend der Menschheit. Suchen wir, sagen wir sogar, was zu ihrer Entschul- digung dienen kann. Betrachtet den Zusammenfluß von Ursachen, welche ihre Täuschung verlängert und unterhalten haben. Ach! gehört denn nicht einige Zeit dazu, um aus seiner Seele die Gespenster eines langen Traumes, die Träume eines langen Lebens, zu verja- gen? Wer ist im Stande in Einem Augenblicke über

Ge-

[Ge]wohnheiten des Verstandes, über Meinungen zu sie[g]en, welche in der Jugend eingeprägt; durch die Ein[r]ichtung der Gesellschaft unterhalten; lange Zeit durch [d]ie öffentliche Knechtschaft begünstigt; einer Art von [S]tolz, welcher als Pflicht angesehen wurde, theuer ge[w]esen; und endlich auch von der Eigenliebe, welcher [s]ie auf so mannigfaltige Weise schmeichelten, in Schütz [g]enommen worden sind. Seine Täuschungen, seine Hoff[n]ungen, seine theursten Ideen, und einen Theil seines [V]ermögens zu gleicher Zeit verlieren: giebt es wohl vie[l]e Menschen, die dieses ohne Betrübniß, ohne Mühe, [o]hne Widerstand sollten geschehen lassen können? ein [W]iderstand der Anfangs natürlich ist, den aber, in der [F]olge, ein falsches Point d'Honneur verlängert? Wenn [e]s in dieser, vor kurzem noch so begünstigten Klasse, [E]inige giebt, welche einen so großen Verlust auf ein[-]mal zu tragen nicht fähig sind, O! so seyd großmüthig! Bedenkt, daß es in eben dieser Klasse Männer gegeben hat, welche es wagten sich bis zu der Würde eines Staatsbürgers zu erheben, welche unerschrockene Ver[t]heidiger Eurer Rechte sind, und welche, sogar im Innern ihrer Familie, ihren zärtlichsten Empfindungen den edlen Enthusiasmus der Freiheit entgegensetzen. Bedauert, Frankreicher, die blinden Opfer so vieler bedauernswürdiger Vorurtheile; aber sprecht nicht unter der Regierung der Gesetze das Wort Rache aus. Muth, Standhaftigkeit, Großmuth; dieß sind die Tugenden der Freiheit, und wir fordern dieselben von Euch; im Nahmen der geheiligten Freiheit, welche die einzige des Menschen würdige Eroberung ist, welche Eurer würdig ist, durch die Bemühungen die Ihr Euch um dieselbe gegeben, durch die Opfer die Ihr der-

sel-

selben gebracht, durch die Tugenden, die Ihr, bei den von einer großen Revolution unzertrennlichen Uebeln, gezeigt habt. Haltet das schönste Werk nicht auf, dessen die Jahrbücher der Welt gedenken; entehrt dasselbe nicht. Was habt Ihr zu fürchten? — Nichts! nein, Nichts als eine schädliche Ungeduld. Noch kurze Zeit — um der Freiheit willen. So viele Jahrhunderte habt Ihr dem Despotismus geschenkt: Freunde, Mitbürger, jetzo eine großmüthige Geduld, statt der vorigen sklavischen. Im Nahmen des Vaterlandes, denn jetzt besitzt Ihr eines; im Nahmen Eures Königs, denn nunmehro habt ihr einen König; er gehört Euch, nicht mehr als der König vieler tausend Menschen, sondern als der König der Frankreicher — aller Frankreicher. Wie muß er nicht jetzt den Despotismus verachten! wie muß er denselben hassen! Wie muß er nicht, als König eines freien Volkes, die Falschheit jener trügerischen Täuschungen erkennen, welche sein Hof unterhielt, der sich sein Volk nannte! Täuschungen, welche ihn schon in der Wiege umgaben, welche in seine Erziehung verflochten waren, und welche man zu jeder Zeit den Königen einzuprägen gesucht hat, um auf ihre falschen Begriffe das Erbtheil der Höfe zu gründen! Er ist Euer. Und wie theuer muß er uns nicht seyn! Ach! da nun sein Volk seinen Hofstaat ausmacht, könntet Ihr ihm die Ruhe und das Glück versagen, deren er so würdig ist? Möge er künftig keinen von jenen gewaltthätigen Auftritten mehr vernehmen, die sein Herz so sehr betrübt haben. Möge er hingegen vernehmen, daß die Ordnung sich herstellt, daß überall das Eigenthum geachtet und vertheidigt wird; daß Ihr den Unschuldigen und den Schuldigen dem Schutze

der Gesetze anvertraut! — Den Schuldigen! Es giebt keinen, so lange das Gesetz ihn nicht dafür erklärt. Oder vielmehr, daß er vernehme, Euer tugendhafter Monarch, daß er einige von jenen großmüthigen Zügen, einige von jenen edlen Beispielen vernehme, welche schon über die Wiege der Französischen Freiheit Ruhm verbreitet haben. — Setzt ihn in Erstaunen durch Eure Tugenden, damit er desto früher die Belohnung seiner eigenen Tugenden erhalte, und damit er desto früher des Zeitpunkts der öffentlichen Ruhe und des Schauspiels Eurer Glückseeligkeit genießen möge. Wir aber, wir wollen unsere mühsame Arbeit fortsetzen, und uns dem großen Geschäfte der Konstitution widmen und heiligen. Es ist Eure Arbeit so gut als die unsrige. Mit Hülfe der Kenntnisse von ganz Frankreich, und nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten wollen wir dieselbe endigen. Beruhigt in unserem Gewissen, überzeugt, und im Voraus schon glücklich über Euer bevorstehendes Glück, wollen wir in Eure Hände die geheiligte Konstitution übergeben, unter dem Schutze der neuen Tugenden, deren in Eure Seelen eingeschlossener Keim, in den ersten Tagen der Freiheit sich entwickelt hat.

Bureaux de Puzy President.

Diese vortreffliche Schutzrede für die Nationalversammlung, von ihr selbst aufgesetzt, that in den Provinzen alle die Wirkung, welche die Versammlung von derselben erwartet hatte, und vermehrte noch, die ohnehin schon bis zum Enthusiasmus große Anhänglichkeit beinahe aller Frankreicher an die Nationalversammlung, und das unbegränzte Vertrauen, welches Jedermann in die Weisheit ihrer Beschlüsse setzte.

Der dreizehnte Februar war abermals ein in der Geschichte der Menschheit äußerst merkwürdiger Tag. An diesem Tage wurde die gänzliche Aufhebung und Abschaffung aller männlichen und weiblichen Mönchsorden, und die Einziehung aller Klöster beschlossen. Ein vortreflicher Beschluß, dessen grossen Nutzen die Protestanten schon seit langer Zeit aus Erfahrung kennen; und ein vortrefliches Beispiel, dem, wie wir um die Ehre der Menschheit willen hoffen, das übrige Europa bald nachfolgen wird. Weg mit den dummen, abergläubischen und schmutzigen Müßiggängern! Laßt sie nützliche Künste lernen! Predigt ihnen, daß derjenige welcher essen will auch arbeiten müsse, und daß das üppige und unthätige Klosterleben dem Zwecke, zu welchem wir von der Vorsehung in diese Welt gesetzt worden sind, geradezu entgegen sey!

Am zwölften Februar fieng die Diskussion an. Hr. Treilhard las eine Abhandlung über die Mönchsorden vor. Die Mönche, sagte er, entstanden aus dem löblichen Wunsche sich zu vervollkommnen, und sie haben vormals der Religion, dem Ackerbaue und den Wissenschaften nützliche Dienste geleistet. Aber die Demuth und die Entfernung von allen irrdischen Dingen, diese Tugenden, welche ihre Klöster gebaut hatten, sind beinahe überall ausgeartet, und haben sich in Faulheit und Unthätigkeit verwandelt. Dadurch werden jene Institute, die in ihrem ersten Ursprunge sehr erbaulich gewesen seyn mögen, heutzutage ärgerlich und lästig. Der Zeitpunkt der Reform ist demzufolge vorhanden, denn er ist allemal da, so oft eine Einrichtung aufhört nützlich zu seyn. Aber indem die Versammlung die Bande zerreissen wird, gegen welche die Rechte des Men-

schen

schen sich sträuben, wird dieselbe zu gleicher Zeit ein grosses Beispiel der Weisheit und der Gerechtigkeit geben; sie wird für diejenigen Mönche, welche bis an ihren Tod ihrer Regel zu folgen wünschen, Zufluchtsörter in den Klöstern eröfnen, und ich schlage vor, daß man allen Mönchen und Nonnen völlige Freiheit lassen soll, ob sie das Kloster verlassen, oder sich in ihrer Zelle lebendig begraben wollen. Man muß denjenigen, welche das Kloster verlassen, ein hinlängliches Jahrgeld aussetzen, von dem sie in der Welt leben können, und diejenigen, welche das Kloster nicht verlassen, muß man aus mehrern Klöstern in eins zusammenbringen.

Bischof von Clermont. Ich widersetze mich der Aufhebung der Mönchsorden. Diese Orden gehören mit zu unserer heiligen Religion!

Hr. Chapelier. Die Frage, über welche wir uns jetzo berathschlagen werden ist folgende: Sollen die Mönchsorden abgeschafft werden oder nicht?

Die Bischöfe von Nancy und von Clermont halten jeder eine lange Predigt über den Nutzen der Mönchsorden.

Herzog de la Rochefoucault. Ich leugne nicht, daß die Mönchsorden dem Ackerbaue große Dienste geleistet haben, zu jener Zeit, wo es noch nichts als Wüsteneien gab; daß sie den Wissenschaften Dienste geleistet haben, so lange die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, und so lange die Gelehrtesten diejenigen waren welche lesen konnten; aber die folgenden Jahrhunderte haben alles umgeändert.

Pethion de Villeneuve. Man sagt Ihnen, meine Herren, die Mönche seyn dem Ackerbaue nützlich; aber seit wie vielen Jahrhunderten haben schon ihre dem

Müßiggange bestimmten Hände den Pflug nicht mehr geführt? Der Ackerbau wird sich vervollkommnen, wenn die weitläuftigen Güter, welche jetzt ein einziger Abt, oder ein einziges Kloster im Besitze hat, in kleinen Theilen unter die Hände einer großen Menge Hausväter, die für ihre Kinder arbeiten, vertheilt werden. Man sagt Ihnen, die Mönchsorden hätten an jedem Orte dasjenige verzehrt, was jeder Ort hervorgebracht habe; man sagt, grosse Almosen hätten um sie her das Land und die Stadt genährt. Aber ich, ich versichere Ihnen, daß diejenigen Klöster, welche auch nur ein wenig reich waren, alle ihre großen Provisionen in den Städten kauften; daß die Handwerker der Städte ihre wichtigsten Arbeiten verfertigten, und daß demzufolge in den Städten, und nicht auf dem Lande, die Klöster ihr Vermögen verzehrt haben. Könnte wohl die Nation es bedauern, daß nun künftig vor den Thoren der Klöster keine Speisen mehr ausgetheilt werden, und daß das Volk nicht mehr gewöhnt wird das verächtliche Brod des Almosens zu essen? Das Almosen ist zwar allemal achtungswürdig; aber die gewöhnlichste Folge desselben ist, daß durch dasselbe die Anzahl der Taugenichts und der Spitzbuben, in jener interessanten Volksklasse vermehrt wird, welcher man noch mehr schadet, wenn man sie verächtlich macht, als wenn man ihr das Joch der Arbeit auflegt. Für andere Menschen als für Mönche wollen Sie nunmehr das Land fruchtbar machen. Freiheit, und Geschmack an dem landwirthschaftlichen Leben, gehen Hand in Hand. Eure Konstitution wird die Städtebewohner auf das Land treiben, und die reichen Eigenthümer werden ihr Vermögen dahin bringen. Die Völker brauchen gute Gesetze; sie brauchen

t Almosen, sondern Ackerbau, Künste und

Dagier. Soll man die Mönchsorden beibehal-
n! denn erstens ist ihr Zustand in beständigem
uche mit den Rechten des Menschen, und zwei-
sie ganz und gar unnütze.

be de la Garde (General Superior des Ordens
risten). Man verlangt, daß wir verfahren sol-
len, die Wilden in Louisiana, die den Baum um-
hauen um die Frucht desselben zu pflücken. Man hat
die Fehler der Mönche sehr übertrieben. Man hat nur von
ihrem Ehrgeize, von ihrem Müßiggange und von ihren
Betrügereien gesprochen, und ihre Tugenden für nichts
gerechnet. Die Mönche verbreiten Almosen über den
armen Landbewohner; sie bringen Ueberfluß in die Hüt-
te des Armen. Ihre Güter, sagen Sie, werden bloß
aus einer Hand in die andere gehen: aber werden dann
die Hände der Kapitalisten großmüthig und wohlthätig
seyn? Sehr viele Familien sind den Klöstern ihre Er-
ziehung, ihr Vermögen und ihren Handel schuldig; denn
dieser wurde durch kleine Geldsummen unterstützt, wel-
che die Mönche, ohne Zinsen zu fordern, vorstreckten.
Und nun soll das goldne Zeitalter wiederkommen, und
das Wohl des Staates soll sich auf den Untergang der
Geistlichen gründen! Ich schlage daher vor, daß man
die Klöster verbessern aber nicht ganz aufheben solle, um
soviel mehr, da der Staat durch die Aufhebung der
Klöster gar nichts gewinnen würde. a)

(Lau-

a) Der Lazaristenorden entstand in Palästina, gegen das
Ende des eilften Jahrhunderts. Der Zweck ihrer Stif-
tung war, den Aussätzigen beizustehen, und die Pilgrimme
zu

(Lautes und anhaltendes Gelächter in der Versammlung).

Hr. Barnave. Mein Vorgänger, der Superior des heiligen Lazarus Ordens, hat mit vieler Salbung gesprochen. Ich aber denke, daß ungeachtet des Vergnügens, welches Lazarus daran findet im Grabe zu seyn, man ihn dennoch, auch gegen seinen Willen, auferwecken müsse. Er hat zwei hübsche Schwestern, Martha und Magdelena, und ob er gleich schon seit mehr als vier Tagen im Grabe gelegen hat, und sogar schon ein wenig stinkt, so glaube ich dennoch, daß, wenn man ihm den Schmutz von der Kutte wäschet, er vielleicht

zu begleiten. In den Statuten war befohlen, daß der Großmeister jederzeit ein Aussätziger seyn müsse. (*Helyot* Hist. des Ordres réligieux. T. I. p. 263.) Ludwig der Junge brachte, bei seiner Rückkunft aus Palästina, die Lazaristen zuerst nach Frankreich, und schenkte ihnen, im Jahre 1154, das Gut Boigny. Der Orden war zu gleicher Zeit ein geistlicher und ein militairischer Orden. Der Maltheserorden gerieth mit dem Lazaristenorden in Streitigkeiten, und jener erhielt, im Jahre 1489, durch eine Bulle des Papstes Innozenz des Achten, die Erlaubniß sich der Güter der Lazaristen zu bemächtigen. Heinrich der Vierte stiftete den Karmeliterorden (l'Ordre de Nôtre - Dame - du - Mont - Carmel) und verband mit diesem den Orden der Lazaristen. Vermöge einer Bulle des Papstes Pius des fünften, von dem Jahre 1567, hatten die Lazaristen Erlaubniß zu heirathen (De Sibert. p. 127.) und das Gelübde der Keuschheit, welches die Ritter zu thun verbunden waren, wurde dahin erklärt, daß es das Gelübde der ehelichen Keuschheit bedeute. Heinrich ernannte, im Jahre 1604, Philbert de Nerestang zum Großmeister. Da es keine Aussätzige mehr gab, so bemächtigten sich die Lazaristen aller für die Aussätzigen gestifteten Hospitäler, als eines ihnen zugehörigen Eigenthumes.

leicht noch die heilige Benedikta heirathen könnte, jene Schwester des heiligen Benedikts, welche dieser so sehr liebte. Ich glaube ferner, daß der geschorne Benediktus selbst, um des Kontrasts willen, sich in die schönen Haare der Magdalena verlieben würde, und daß der heilige Bernhardus, der die Küche so sehr liebt, sich bald mit der Martha vermählen würde, welche die Kochkunst so vortreflich versteht. Darum ist meine Meinung, daß Lazarus ausgegraben werde: **Lazarus komm heraus!**

(Lautes und anhaltendes Gelächter in der Versammlung auf der einen Seite; rasendes Geschrei auf der andern Seite, unter den Geistlichen.)

Gesetzt es wäre wahr, was man uns glauben machen will, daß die Abschaffung der Mönchsorden uns kein Geld eintragen, sondern vielmehr Geld kosten würde, so müssen sie dennoch abgeschaft werden. Es ist hier nicht die Rede von einer Finanzoperation, sondern von einem moralischen und konstitutionellen Gesetze. Wenn auch die Nation gar keinen Geldvortheil aus dieser Abschaffung ziehen sollte, so müßten die Mönche abgeschaft werden, denn ihre Existenz verträgt sich nicht mit den Rechten des Menschen, mit der guten Ordnung in der Gesellschaft; sie schädet der Religion, sie ist in aller Rücksicht unnütz, und erfüllt den Zweck nicht, zu welchem sie gestiftet wurde. . . . .

(Heftiger Lärm auf einer Seite der Versammlung. Die Priester rufen dem Redner zu: Sind Sie denn ein Kirchenvater? Beifallklatschen und Gelächter auf der andern Seite.)

Um der öffentlichen Erziehung willen, sagt man, müssen die Mönchsorden beibehalten werden. Aber die

die Erziehung darf inskünftige nicht Menschen anvertraut werden, welche aller häuslichen, civilen und politischen Verbindung abgeschworen haben. Künftig können nur Staatsbürger andere Bürger des Staates erziehen. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß der Fortgang der Vernunft könne durch Menschen befördert werden, welche ihre Vernunft freiwillig einem Joche unterworfen haben, das ihnen weder von der Natur, noch von der Gesellschaft, noch von der Vernunft aufgelegt war.

Bischof von Nancy. Ihr versprecht den Mönchen, welche ihre Klöster verlassen wollen, Pensionen zu geben; aber diese werden sie nicht bekommen. Betrachten Sie, meine Herren, die zerstreuten Mitglieder des Jesuiterordens, jener berühmten Gesellschaft, welche sich ganz der Erziehung widmete, und welcher vielleicht Frankreich seine größten Männer und seinen Ruhm in den letzten Jahrhunderten ganz allein zu verdanken hat. Es geht diesen, wie es so vielen tausend neuen Pensionairs des Staates gehen wird. Ihre Pension, und welch eine Pension! wird ihnen nicht bezahlt! ihre schmähliche, erniedrigende, barbarische Pension wird ihnen nicht bezahlt! — Diese armen Jesuiten, diese Greise, welche, gleich den schönen Gebäuden des Alterthums, noch in ihren Trümmern Bewunderung verursachen und dem Geschmacke zum Muster dienen; diese Greise, diese Zierden, diese Stützen, diese Muster der Kirchspiele in denen sie sich niedergelassen haben (und ich, meine Herren, habe das Glück in dem meinigen einige von ihnen zu besitzen) diese Greise haben nun ihre kleine Pension seit einiger Zeit gar nicht mehr erhalten.

Es

Es war schon spät, und die Versammlung beschloß, die weitere Berathschlagung über diesen Gegenstand bis auf den folgenden Tag aufzuschieben.

Am dreizehnten Februar wurde die Berathschlagung fortgesetzt. Die Mönche erschienen, ausgerüstet mit allen Waffen der Hierarchie und des Fanatismus. Sie stellten sich auf die rechte Seite des Versammlungssaals.

Hr. Garat der ältere stieg auf den Rednerstuhl. Wenn man in einer so erleuchteten Versammlung über einen Gegenstand sprechen will, der so verschiedene Gesichtspunkte und so verschiedene Verhältnisse darbietet, so muß man, soviel als möglich, denselben untersucht haben, und dann die Resultate der Untersuchung vorlegen. Wird die Religion gewinnen, wenn die Mönchsorden aufgehoben werden? Ja! denn wenn die Mönche das Kloster verlassen, so werden sie sich dem Gottesdienste widmen, und ihre Frömmigkeit, welche bisher nur ihnen selbst diente, wird dann auf die öffentlichen Sitten Einfluß erhalten. Werden die Sitten dabei gewinnen? Wer könnte dieses läugnen! Eben so werden auch Erziehung und Finanzen dadurch gewinnen. Die Armen werden gewinnen; denn diese werden nun durch wohlthätige Bürger und durch den Staat erhalten. Werden die Familien dabei gewinnen? — Als ich gestern diese Frage aufwerfen hörte, habe ich gezittert. Aber, wenn es Familien geben sollte, welche sträflich genug denken, um die Abschaffung der Mönchsorden deswegen zu mißbilligen, weil sie sich nunmehr ihrer Verwandten nicht mehr entledigen können: so glaube ich nicht, daß man auf ihre Einwürfe hören müsse. Werden die Rechte des Menschen gewinnen

nen? Dieß ist die eigentliche Frage auf die es ankommt. Die Mönchsorden sind die schreiendste Verletzung der Menschenrechte. In einem Augenblicke der Andacht spricht ein Jüngling den Eid aus: weder seinen Vater, noch seine Mutter, noch seine Anverwandten anzuerkennen; niemals weder Gemahl noch Bürger zu seyn. Er ergreift das unglückliche Scheermesser; er unterwirft seinen Willen dem Willen eines Andern; seine Seele der Seele eines Andern; er thut Verzicht auf seine Freiheit, in einem Alter, in welchem es ihm nicht erlaubt wäre auf das kleinste Eigenthum Verzicht zu thun. Der Eid den er schwört ist ein moralischer Selbstmord. Hat es wohl einen für das menschliche Geschlecht beschämendern, beklagungswürdigern Zeitpunkt gegeben, als jenen, in welchem gegen die Bevölkerung und gegen das reizende Geschlecht, die Verschwörung zu Clairvaux oder zu Montcassin gemacht wurde? Ich schwöre, (heftig) daß, wenn ich über die Mönchsorden nachdachte, ich niemals habe begreifen können, daß es dem Menschen eher erlaubt seyn solle sich seines bürgerlichen Lebens zu berauben als seines physischen Lebens. Ich schwöre (noch heftiger) daß ich niemals habe begreifen können, daß es Gott gefallen haben solle, den Menschen derjenigen Güter wiederum zu berauben, welche er dem menschlichen Geschlechte geschenkt hat; und daß es ein Mittel seyn sollte uns ihm gefällig zu machen, wenn wir die Freiheit aufopfern, welche wir von ihm erhalten haben. Ich schwöre. . . .

(Heftiger Lärm und Tumult auf der rechten Seite. Alle Arme werden gen Himmel gekehrt, und man hört nichts, als die Worte: **Der Gottlose! Der Gotteslästerer!** Der President klingelt an Einem fort, und ruft:

Ord-

Ordnung! Ordnung! aber vergeblich. Die Glocke zer- bricht. Es wird eine andere gebracht. Hr. Garat will in seiner Rede fortfahren, und beweisen, daß er or- thodox und kein Gotteslästerer sey. Aber umsonst; Lärm und Tumult nehmen immer zu).

Hr. Guillaume. Hr. President, wir wollen die Berathschlagung beschließen und Stimmen sammlen. Der Prozeß gegen die Kutten ist lange genug geführt worden.

Bischof von Nancy (mit der heftigsten Wuth). Ich verlange, die Versammlung solle erklären, daß die römischkatholische Religion die Religion des Staa- tes sey.

Der President. Herr Bischof, dieser Vorschlag gehört nicht mit zu der Ordnung des heutigen Tages.

Hr. Roederer. Will etwa der Hr. Bischof von Nancy zu verstehen geben, daß die Religion in Ge- fahr sey, und will er, daß wir über einen Vorschlag uns berathschlagen, welcher eine wahre Beleidigung gegen die Versammlung ist?

Hr. Dupont. Die katholische Religion ist die ein- zige, deren Geistliche der Staat bezahlt. Und da sogar, durch die Reform, welche vorgeschlagen worden ist, die- selbe der Nation achtzig Millionen kosten wird, so muß sie wahrlich wohl die nationale Religion seyn. Warum sollen wir uns über etwas berathschlagen, das Jeder- mann anerkennt?

Hr. Cazales. Es hat auch niemand daran gezwei- felt, daß Frankreich eine Monarchie sey, und dennoch haben sie es beschlossen. Und warum sollte man nicht für die Religion thun, was man für die Regierung ge- than hat?

Hr.

Hr. Karl (vormals Graf) von Lameth. Ich habe gar nichts gegen den Vorschlag des Hrn. Bischofs von Nancy; aber ich setze mich aus allen Kräften gegen die Absicht des Apostels, welcher diesen Vorschlag gethan hat. Wollen sie diese Absicht kennen lernen, so erinnern Sie sich nur an eine andere Gelegenheit. Als unter uns die Rede davon war, jene politischen Stände abzuschaffen, deren Existenz die gesunde Vernunft so wohl als das Volk beleidigte, rief man uns zu, daß wir die Monarchie umstürzen wollten. Jetzt, da die Rede davon ist die Mönchsorden abzuschaffen, schreit man, wir greifen die Religion an. Hier ist der Zufluchtsort aller Gewalt, das Heiligthum alles Ansehens. Wäre die Religion in Gefahr, so würde dieselbe hier ihre wahren Vertheidiger finden. Wir wollen nicht sowohl die Mönchsorden als die Mönchsunordnungen abschaffen: und dennoch kommen Männer, welche nur hier sind, um ihre Macht und ihren Reichthum zu vertheidigen, hieher, um von der Gottheit zu sprechen! Bringt entweder diese Mönchsorden zu ihrer ersten Reinigkeit und Einfachheit wiederum zurück, oder gesteht, daß es weise gehandelt ist, dieselben zu zerstören. Hat man die Absicht gehabt den Aberglauben des Volks gegen seine Wohlthäter aufzuwiegeln, und den Fanatismus gegen das Werk der Vernunft und der Weisheit zu bewaffnen: so läßt sich im Voraus sagen, daß diese sträflichen Hoffnungen ungegründet seyn werden. Die Nation ist, durch Alles was sie ausgestanden hat, zu sehr erleuchtet, als daß sie die muthigen Vertheidiger ihrer Rechte für Feinde der Religion halten sollte. Nein! die Religion hat unter uns eben so wenig Feinde als das Ansehen des Königs! Und welch ein Zeitpunkt,

um

m unsern Glauben verdächtig zu machen! Derjenige,
n welchem wir dem höchsten Wesen zu danken schon be-
chlossen haben. Nein! nicht durch einen Beschluß, der
ür die Religion selbst beleidigend seyn würde, müssen
vir beweisen, daß wir eine Religion haben: sondern
norgen, wenn man die Stellvertreter der Nation zu
en Füßen des Altars niederfallen sehen wird; dann
vird Frankreich, dann wird ganz Europa erfahren, daß
ie römischkatholische Religion die Religion der Na-
ion sey.

(Langes, ununterbrochenes, und wenn es aufhör-
te von Neuem wieder angefangenes Beifallklatschen folg-
te auf diese Rede des Herrn Lameth. Von der rechten
Seite her ein schrecklicher Lärm. Der President klin-
gelt an Einem fort. Er läutet die Sterbeglocke des Fa-
natismus, des Aberglaubens, der Dummheit; die Ster-
beglocke der Mönchsorden. Heiliger Luther! Heiliger
Calvin! Heiliger Zwingly! wie mögen Eure schönen
Seelen sich, in jener Welt, an diesem Tage gefreut
haben!)

„In diesem Augenblicke warfen alle Ordensstifter
„sich vor dem Throne des Allmächtigen auf ihr Ange-
„sicht; sie verlangten von IHM ein Wunder, welches
„ihre Orden und ihre Kirchthürme retten sollte. Der
„heilige Dominikus und der heilige Bernhardus spra-
„chen beinahe eben so heftig als der Bischof von Nancy.
„Die heilige Theresa fiel in Ohnmacht. Sie schrien alle
„auf einmal und riefen: „Nun feiert man meinen Fest-
„tag nicht mehr! Nun läutet man mir zu Ehren nicht
„mehr! Nun hält man mir keine Lobreden mehr!“
„Der heilige Benediktus, mit einer Armee von 56,600

Hei-

„Heiligen seines Ordens, bat um Aufschub a). Aber d
„Allmächtige war unerbittlich. Er schlug das Wund
„ab — und die Mönchsorden wurden aufgehoben. b)

Die Nationalversammlung gab folgendes Gesetz:

1. Die Nationalversammlung beschließt, als ein Artikel der Konstitution, daß das Gesetz künft keine feierliche Mönchsgelübde, weder des e nen noch des andern Geschlechts, mehr anerke nen solle. Sie erklärt demzufolge, daß alle rege mäßigen Orden und Kongregationen, in dene solche Gelübde gethan werden, in Frankreich auf gehoben sind und aufgehoben bleiben sollen, ohn daß künftig ähnliche Orden wiederum errichte werden können.

2. Alle Individua, des einen oder des andern Ge schlechts, welche jetzt in den Klöstern und in de geist

a) Im Jahre 424 stiftete der heilige Benedikt den Orden sei nes Nahmens. Kein Orden war jemals blühender. Auf ser dem Titel eines Abts von Mont-Cassin, nannte e sich: einen Vice-Kaiser, Vice-Kanzler des Reichs in Italien, Kanzler des Königreiches beider Sicilien, Kanzler von Je rusalem und von Hungarn. Er besaß 300,000 Thaler Ein künfte; er besaß zwei Fürstenthümer, zwei Herzogthümer zwanzig Grafschaften, fünf und zwanzig Städte, 1,44 Flecken, 250 Schlösser, drei und zwanzig Seehäfen drei und dreißig Inseln, dreihundert Ländereien, zwe hundert Mühlen, und 662 Kirchen. Genebrand er zählt, daß es einst 37,000 Abteyen, 15,000 Priorate un 15,000 Nonnenklöster dieses Ordens gegeben habe. Un einige andre Schriftsteller versichern, es würden von diese Orden sechs und vierzig Päbste, ein und funfzig Patriar chen, zweihundert Cardinäle, 1,600 Erzbischöfe, un 56,600 kanonisirte Heilige gezählt.

b) *Desmoulins* révolutions de France et du Brabant.

geistlichen Häusern vorhanden sind, können dieselben verlassen, wenn sie sich bei dem Bürgerrathe ihres Orts melden, und es soll unverzüglich, durch eine hinlängliche Pension, für ihren Unterhalt gesorgt werden. Eben so sollen auch Häuser angezeigt werden, in welche sich diejenigen zurückziehen können, welche der Erlaubniß des gegenwärtigen Dekretes sich nicht bedienen wollen. Ausserdem erklärt die Nationalversammlung, daß für jetzo in der Einrichtung der öffentlichen Erziehungshäuser und der Waisenhäuser nichts verändert werden soll, so lange bis die Versammlung über diesen Gegenstand beschlossen haben wird.

3. Die Nonnen können in den Häusern bleiben, in denen sie jetzt sich befinden, und die Versammlung nimmt sie nahmentlich von dem Artikel aus, der die Ordensleute verbindet sich aus mehreren Häusern in Einem zu vereinigen.

Am sechszehnten Februar übersandte der Siegelbewahrer im Nahmen des Königs, an die Nationalversammlung eine Schrift, welche um soviel mehr in der Geschichte der Französischen Revolution eine Stelle verdient, da derselben, und der Berathschlagung zu welcher sie Veranlassung gab, in dem Protokolle der Versammlung vorsetzlich keine ausführliche Erwähnung geschehen ist. Diese Schrift lautet folgendermaßen:

„Die Unordnungen, welche in mehrern Provinzen abermals ausgebrochen sind, und welche das Eigenthum und sogar das Leben der Staatsbürger bedrohen, sind für seine Majestät ein Gegenstand der tiefsten Betrübniß. Bewafnete Räuber begehen ungestraft die größten Excesse, und alles Eigenthum würde bald ein

Raub

Rand derselben werden, wenn man nicht dahin gelangen könnte endlich die Ordnung und die Regierung der Gesetze wiederum herzustellen. Die Sorge dafür ist die erste Pflicht des Monarchen, und Seine Majestät hat, um dieselbe zu erfüllen, nichts versäumt, was von Ihr abhieng. Die Nationalversammlung, welche von einem Theile dieser Uebel unterrichtet ist, hat den König ersuchen lassen, daß er neue Befehle geben möge, damit das Dekret vom zehnten August des vorigen Jahres, welches Seine Majestät genehmigt haben, in Ausübung gebracht werden möge. Der König, um diesem gerechten Verlangen zu entsprechen, hat der Nationalversammlung bekannt machen wollen, was für Schwierigkeiten zu überwinden sind, und daß diese Schwierigkeiten, ohne die Mitwirkung aller Gewalt, nicht überwunden werden können. Als Seine Majestät das Dekret des zehnten Augusts genehmigte, that er dieses in der Zuversicht, daß die Civil- oder Bürgerbeamtem keinen Anstand nehmen würden die Hülfe der Truppen anzurufen, um allen Aufruhr zu dämpfen; welcher durch ihren Einfluß, und durch die Bürgermiliz, nicht würde gedämpft werden können. Aber unzählige Beispiele beweisen, daß die Civil- und Bürgerbeamten, weil sie sich vor diesen Aufrührern selbst fürchten, es nicht wagen den Beistand des Militairs zu verlangen. Die Nationalversammlung hat, als dieses ihr bekannt wurde, geglaubt ihren Beschluß abändern zu müssen, um die freie Zirkulation der Lebensmittel destomehr zu begünstigen, und daher hat dieselbe, durch ihren, von dem Könige genehmigten Beschluß des fünften Oktobers, befohlen: „daß „die ausübende Gewalt und das Militair möchten um „Hülfe angerufen werden, so oft dem Transporte des

Ge-

„Getreides Schwierigkeiten entgegengesetzt werden soll„ten.“ Neue Missbräuche setzen jetzt das Eigenthum und das Leben der Staatsbürger in Gefahr, und ein vor Kurzem geschehener Vorfall verdient in dieser Rücksicht, daß die Versammlung demselben ihre Aufmerksamkeit schenke. Die Stadt Beziers ist so eben der Schauplatz eines Aufruhrs gewesen, der sehr trägische Folgen gehabt hat. Die Ursache desselben war die Beschlagnehmung einer Quantität Salz, welches die Kontrebandiers einführen wollten. Zwei und dreißig oder drei und dreißig Mauthbediente hatten dieses Salz nach dem Rathhause gebracht, und sie blieben daselbst während der Nacht, um ihren Fang zu bewachen. Hr. de Baudre, Oberster des Regiments Medoc, welches zu Beziers in Garnison liegt, ließ seine Truppen gegen das Rathhaus anrücken, um dasselbe in Schutz zu nehmen, und um die Patrouille zu unterstützen. Er that noch mehr. Da er die Gefahren des folgenden Tages voraus sahe, so versuchte er, aber vergeblich, die Rathsherren des Bürgerrathes zu bewegen, daß sie während der Nacht die Mauthbedienten und Hrn. Bernard, den Kommendanten der Patrouille, möchten entwischen lassen; denn auch diesem vergab das aufgewiegelte Volk nicht, daß er die Mauthbediente in Schutz genommen hatte. Am folgenden Tage nahm die Gefahr zu, und Hr. de Baudre bot von Neuem, doch abermals vergeblich, sich an, durch Hülfe seiner Truppen den Pöbel im Zaume zu halten. Er sagte den Rathsherren vorher, die Folge ihrer Unthätigkeit würde seyn, daß das Rathhaus angegriffen und die größten Excesse verübt werden könnten. Er verlangte, daß wenigstens einer von den Bürgermeistern auf dem Rathhause bleiben möchte. Aber kein

Eifer war fruchtlos. Die Bürgermeister entfernten sich, ohne irgend einen Befehl zu geben, und ohne die Hülfe des Militairs anzurufen. Bald nachher verlangte das erhitzte Volk, welches seine Stärke fühlte, Hr. Baudre möchte ihm den Hrn. Bernard und die Mauthbedienten ausliefern. Dieser Officier, welcher während des ganzen Vorfalls ausgezeichnete Proben von Verstand, Muth und Klugheit gegeben hat, fand das Mittel Zeit zu gewinnen, und machte sich dieselbe zu Nutze, um die Mauthbedienten, welche sich mit einigen ihrer Weiber in einen Saal des Rathhauses geflüchtet hatten, zu besuchen. Er stellt ihnen die Gefahr vor, in der sie sich befinden, nöthigt sie ihr Leben durch eine schnelle Flucht zu retten, und sagt ihnen, er mache sich Hoffnung den Eingang des Rathhauses, eine ganze Stunde lang, gegen den Einbruch des Volkes zu vertheidigen. Indessen greift das Volk mit Steinwürfen die Wache vor dem Rathhause an, aber der Officier will noch nicht erlauben, daß auf das Volk geschossen werden solle. Ein einziges Mittel blieb ihm nunmehr übrig, um die Wuth der Aufrührer zu mäßigen. Er läßt das Thor des Rathhauses zuschließen und dasselbe inwendig verrammeln. Aber bald wird dieses Thor mit Axthieben eingesprengt, und nun zieht sich Hr. de Baudre in den zweiten Hof zurück, schließt abermals das Thor zu, und verrammelt dasselbe inwendig. Während Hr. de Baudre diese beiden Thore vertheidigte, glaubte er, daß die Mauthbedienten würden Zeit gefunden haben zu entwischen. Er kam aus dem Rathhause, stellte seine Truppen auf dem Platze vor dem Rathhause in Schlachtordnung, ließ dieselben in dieser Stellung eine starke Viertelstunde lang stehen, und gab ihnen dann Befehl sich in ihr

Quar-

Quartier zurück zu begeben. Die Aufrührer hingegen verfolgten ihre Schlachtopfer und bemächtigten sich einiger Mauthbedienten. Sie verübten an diesen und an den Weibern derselben die entsetzlichsten Mißhandlungen. Diese Unglücklichen sind auf eine Art verstümmelt worden, die man ohne Entsetzen nicht anhören kann. Fünfe von ihnen wurden aufgehängt. Die Aufrührer, hierdurch noch nicht befriedigt, verlangen Wassen von dem Kommendanten. Dieser weigert sich standhaft welche zu geben, und zum Glücke besteht der Haufe nicht auf seiner Bitte. Eine solche Anarchie ließ alles mögliche Unglück befürchten. Die Einwohner der Stadt versammeln sich daher in einer Kirche, und daselbst thut ein Mann aus dem Volke, dessen Nahme bekannt zu seyn verdiente, den Vorschlag, den Kommendanten zu bitten, daß er die Ruhe wiederum herstellen und die Sorge für die Polizei der Stadt übernehmen möchte. Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen und befolgt. Hr. de Baudre willigt in diese, durch das Zutrauen der Bürger an ihn geschehene Bitte ein, und sucht nunmehr, so viel von ihm abhängt, den schlimmen Folgen der Unthätigkeit und der Entfernung der Bürgermeister, zuvorzukommen. Diese würden, durch Bitte um den Beistand des Militairs, alles Unglück haben verhüten können. Eine Menge ähnlicher Beispiele beweisen, daß große Unordnungen verhütet worden wären, wenn man zu dem Militair hätte Zuflucht nehmen wollen. Aber, so nothwendig, in ähnlichen Fällen, der thätige Beistand der Truppen auch seyn mag, so hat dennoch der König geglaubt, daß er seinen Unterthanen das Beispiel der Unterwerfung unter das Gesetz schuldig sey. Seine Majestät hat für nothwendig ge-

 hal-

halten diese Thatsachen und diese Bemerkungen der Versammlung vorzulegen, und dieselbe auf die stärkste und dringendste Weise zu bitten, daß sie Mittel ausfinden möge, die wirksam genug seyn um die Sicherheit der Staatsbürger, mit ihrer Freiheit, mit der Erhaltung ihres Eigenthums, und mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu vereinigen. Seine Majestät kann nicht vertragen, daß Einer Seiner Unterthanen (welche sich alle mit Zutrauen auf Seine Wachsamkeit und sein Ansehen müssen verlassen können) Gewaltthätigkeiten und grausamer Behandlung ausgesetzt seyn solle: denn gegen diese empört sich das gemeinschaftliche Interesse, eben sowohl als die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit. Und die Nationalversammlung wird ohne Zweifel einsehen, daß die fernere Fortsetzung solcher Unordnungen die Anhänglichkeit des Volks an dem Erfolge ihrer wichtigen Arbeiten schwächen, und die Wohlthat der Gründung einer neuen Konstitution, die der Gegenstand der Wünsche aller derer die das Vaterland lieben seyn muß, aufhalten müßte."

„Paris am 16 Februar 1790."

Der Erzbischof von Bordeaux.

Die Vorlesung dieser Schrift machte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Mitglieder der Versammlung. Mehrere stiegen zu gleicher Zeit auf den Rednerstuhl, aber Hr. Emery behielt das Wort, und er sagte:

Hr. Emery. Solche Unordnungen haben allemal die Versammlung in tiefe Betrübniß versetzt, und es war von jeher ihr Zweck denselben zuvorzukommen. Aber sollen wir die Grundsätze verlassen auf welche die

Kon

Konstitution gegründet ist? Ich habe jederzeit geglaubt, daß der König Macht genug in Händen habe, um die Unordnungen zu verhüten, von denen man spricht. Unsere Konstitution giebt ihm das Recht die ganze Gewalt des Militairs anzuwenden, vorausgesetzt daß diese Gewalt von den Civil- oder Bürgerbeamten verlangt, und von diesen geleitet werde. Aber, sagt man, diese Beamten wollen die Hülfe des Militairs nicht anrufen, weil sie die Folgen eines solchen Verlangens fürchten. Da müssen wir noch, ehe wir urtheilen, abwarten, wie sich die neugewählten Bürgerräthe verhalten werden. Ich glaube, daß wir auf ihren Patriotismus rechnen können. Ich suche gar nicht das Unangenehme der Zeitumstände zu verbergen. Keine Administration der Abtheilungen und der Unterabtheilungen; keine Hülfe gegen die Nachlässigkeit der Bürgerbeamten! Aber diesem wird in kurzer Zeit abgeholfen seyn.

**Marquis de Foucault.** Ich, dem mehr daran liegt als irgend einem Andern, die Ursache der Unruhen, welche in dem Reiche vorhanden sind, und welche sich in den mittäglichen Provinzen, und vorzüglich in der meinigen, am stärksten zeigen; ich will Ihnen dieselben beschreiben. Die Gewaltthätigkeiten, welche in dem Perigord an den Eigenthümern und an dem Eigenthume ausgeübt werden, sind im untern Limousin entstanden, haben sich von da, durch die Provinz Quercy, bis nach Perigord fortgepflanzt, und greifen noch täglich weiter um sich. Die thätigen Urheber dieser Unordnungen nahmen zum Vorwande die Aufhebung des Lehensystems und die Abschaffung alles Bodenzinses, und, um das Volk aufzuwiegeln, gaben sie vor, daß sie von dem Könige und von der

Nationalversammlung Vollmacht erhalten hätten. Es war schwer diese Unordnungen in ihrem Anfange zu ersticken; aber jetzt ist es schlechterdings unmöglich denselben anders als durch ausserordentliche Mittel Einhalt zu thun. Indessen muß man nicht sogleich Macht und Gewalt gebrauchen, sondern Vernunft und Unterricht, so lange bis die Bewohner der Provinz Perigord unterrichtet seyn werden, und die Beschlüsse der Versammlung begreifen können. Das Volk dieser Provinz ist das allerunerleuchtetste in ganz Frankreich, in allen Künsten am meisten zurück, und daher auch am leichtesten zu verleiten und irre zu führen. Das Volk an sich ist nicht strafbar. Es nimmt gute Eindrücke eben so leicht an als schlimme, und nur diejenigen sind strafbar, welche es in Bewegung setzen. Es giebt Gewaltthätigkeiten von mancherlei Art, und diese nehmen täglich zu. Im Anfange begnügte man sich damit, Anschläge in den Kirchspielen zu machen, und Galgen auf den Landstraßen aufzurichten, welche für denjenigen bestimmt waren, der sich unterstehen würde Bodenzins einzufordern, so wie auch für denjenigen der diesen Zins bezahlen würde. Diese Drohungen haben bloß allein die Wirkung gehabt den Gläubiger und den Schuldner vorsichtig zu machen, und beide schwiegen gegenseitig stille. Aber bald nachher, als diejenigen welche das Volk aufwiegelten sahen, daß dieses erste Mittel keinen Aufruhr verursacht hatte, so ergriffen sie andere Mittel, wobei sie sich immer auf den Befehl des Königs und der Nationalversammlung stützten. Sie versammelten das Volk, und machten bekannt, daß Gesandtschaften von einem Kirchspiele nach dem andern sich begeben sollten, um daselbst den Maibaum zu pflanzen

und

und die Schlösser zu erleuchten. Nun fiengen die Unordnungen an. Die Sturmglocken wurden geläutet und die Bauern begeben sich zu den Herren welchen die Kirchspiele gehören. Sie verlangen von ihnen, daß sie die Fahnen abnehmen, und ihnen sogleich ein Maß Korn, ein halbes Maß, und ein durchlöchertes Sieb geben sollen. Sie befehlen dem Herren, daß er den schönsten Baum auf seinen Gütern ausreissen, und mitten im Dorfe, auf dem Platze vor der Kirche, solle aufrichten lassen. Sie befehlen ihm ferner, zu einer bestimmten Stunde, Federn, Wein, Bänder und Lebensmittel aller Art nach dem Platze, zu diesem Baume bringen zu lassen, und drohen im Unterlassungsfalle sein Schloß zu verbrennen. Darauf gehen Sie zu dem Geistlichen, und verlangen von ihm, mit Schimpfen und Drohen, die Schlüssel der Kirche. In derselben verbrennen sie die Stühle, die Bänke, und oft sogar das Getäfer. Dann pflanzen sie auf dem Platze vor der Kirche den Maibaum, befestigen an diesem Baume die Fahnen, die Federn, das durchlöcherte Sieb, die beiden Maße und die Bänder. An dem Baume befestigen sie folgende Inschrift: „Auf Befehl des Königs „und der Nationalversammlung lezte Quittung „des Bodenzinses.“ Nach dieser Zeremonie verzehren sie die ihnen gesandten Lebensmittel, und erkundigen sich im Rausche, ob Jemand den Zins bezahlt habe. Sie entheiligen die Kirchen, und forderu mit Gewalt Geld von dem Gutsherrn, von dem Priester, und von jedem, von dem sie vermuthen daß er Geld besitze. Weiber und Greise werden von ihnen abscheulich mißhandelt. Wie kann man diesen Unordnungen Einhalt thun? Ich habe schon gesagt, daß man nicht sogleich

Ge-

Gewalt und Strenge anwenden müsse. Ich habe gesagt, daß weiter nichts erfordert werde als das Volk zu unterrichten, und demselben die Beschlüsse der Versammlung erklären zu lassen. Die Sache ist dringend. Dennoch wird nöthig seyn das Volk durch einige Kavallerie oder durch leichte Truppen in Furcht zu setzen, und durch dieselben die Marechaussee, welche allein viel zu schwach ist, unterstützen zu lassen. Ich wiederhole es nochmals, und ich darf es versichern, ihre blosse Gegenwart würde die Ruhe herstellen, und sie würden dahin gesandt, mehr um Furcht einzujagen, als um thätig zu seyn. Uebrigens kann ich, meine Herren, Ihnen nicht zu oft wiederholen, und Ihnen nicht zu sehr einschärfen, daß das Volk auf dem Lande noch lange Zeit nicht im Stande seyn wird den Sinn ihrer Beschlüsse zu fassen. Man kann nicht genug dafür sorgen, daß diese Beschlüsse ihm von rechtschaffenen Männern erklärt werden, und es wird zu gleicher Zeit eine öffentliche Gewalt erfordert, um den Aufrührern Einhalt zu thun, welche sich den Beschlüssen der Nationalversammlung widersetzen, oder sich denselben nicht unterwerfen wollen.

Hr. de la Fayette. (Sobald er auf den Rednerstuhl steigt wird ihm lauter Beifall zugeklatscht, ehe er noch zu reden angefangen hat.) Sie haben ohne Aufhören Ihren Unwillen über alle Unordnungen zu erkennen gegeben, und dessenungeachtet dauren diese Unordnungen noch immer fort. Ja, ich möchte sagen, sie nehmen zu; zum grossen Mißvergnügen der Freiheit, welche darunter leidet; zum großen Mißvergnügen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, welche dieselben verhindern möchten; zum großen Mißvergnügen der Freunde des Volkes, deren Ruhe und deren Eigenthum

in Gefahr ist. Das Volk will die Freiheit. Es verlangt Gerechtigkeit und Frieden. Es erwartet dieselben von den Bürgerbeamten, welche niemals ihre Pflicht einer vorübergehenden Popularität aufopfern sollten. Es erwartet dieselben von der Energie der ausübenden Gewalt, welche man nicht mehr unter den Trümmern, sondern da wo sie ist, in der Konstitution, suchen darf. Uebertragen Sie daher Ihrem Ausschusse, Ihnen einen Vorschlag zu einem Beschlusse zu machen, der fähig wäre Alles dasjenige zu zerstören, was sich der Gründung unserer Konstitution noch entgegensetzen könnte.

Es wurde auf der einen Seite von Neuem Beifall geklatscht, und die Versammlung beschloß einstimmig dem Ausschusse diesen Auftrag zu geben.

Am achtzehnten Februar las der President der Nationalversammlung folgenden Brief vor, welchen er von dem Herzoge von Orleans erhalten hatte:

„London am 15 Februar 1790."

„Mein Herr President!"

„Da ich, zufolge einer von der Nationalversammlung am 14 Oktober des vorigen Jahres erhaltenen Erlaubniß, abwesend bin, um einen Auftrag auszurichten, welchen der König mir die Ehre gethan hat meiner Besorgung anvertrauen zu wollen; so habe ich, seit jener Zeit, den Eifer, der mich für die Nation und für den Ruhm des Monarchen belebt, auf andre Gegenstände zu richten mich genöthigt gesehen. Aber ich bin nichts desto weniger mit meinem Verstande, und mit meinem Herzen, mit der erhabenen Versammlung verbunden geblieben, von welcher ich die Ehre habe ein Mitglied zu seyn. Und, es sey mir erlaubt, es zu sagen,

gen, ich habe an Ihren Arbeiten um so viel mehr Antheil genommen, da ich das Glück hatte jederzeit meinen Privatwunsch mit dem allgemeinen Wunsche, von welchem Ihre Beschlüsse der Ausdruck sind, übereinstimmend zu finden. Eben so nehme ich auch Antheil an den Empfindungen der Liebe und der Verehrung, welche der wirklich königliche und väterliche Schritt Seiner Majestät in der Versammlung hervorgebracht hat, da der König, ohne ein anderes Gefolge als seine Tugenden, und ohne einen andern Bewegungsgrund als die Liebe zu seinem Volke, gekommen ist sich mit den Stellvertretern der Nation zu vereinigen, um die glückliche Wiederherstellung, durch welche das Glück und der Ruhm Frankreichs auf immer gegründet ist, zu bestätigen, und wo möglich zu beschleunigen. Nichts war natürlicher, als daß an jenem merkwürdigen Tage jedes Mitglied der Versammlung eilte, um öffentlich die Grundsätze zu bekennen, nach welchen sie beständig gehandelt hat. Um mich darüber zu trösten, daß ich nicht Gelegenheit gehabt habe an dieser großen und schönen Aufwallung Theil zu nehmen, war es nöthig, daß ich mich daran erinnerte, daß ich hier dem Vaterlande einigermaßen nützlich seyn könne. Bei so bewandten Umständen bitte ich Sie, Herr President, daß Sie die Nationalversammlung in meinem Nahmen ersuchen mögen, daß dieselbe meinen förmlichen Beitritt zu dem Eide, den die Mitglieder am vierten dieses Monaths geschworen haben, annehmen und erlauben wolle, daß ich, so wie Sie,

„Schwöre, der Nation, dem Gesetze und
„dem Könige getreu zu verbleiben, und aus

allen

„allen meinen Kräften die von der National-
„versammlung beschlossene, und von dem
„Könige genehmigte Konstitution zu erhalten."

„L. P. J. d'Orleans."

„Hierdurch erfülle ich, soviel in meinen Kräften steht, den Beschluß der Nationalversammlung von dem vierten Februar dieses Jahres, und ich schätze mich glücklich, beständig mit ihr, durch meine Gesinnungen eben sowohl als durch meine Grundsätze, vereinigt gewesen zu seyn. Ich bin, u. s. w."

„L. P. J. d'Orleans."

Dieser Brief wurde von dem größten Theile der Versammlung mit lautem Beifallklatschen aufgenommen, und es wurde beschlossen, daß derselbe in das Protokoll der Versammlung eingerückt werden solle.

Am achtzehnten Februar wurde der Proceß gegen den Marquis von Favras geendigt. Die Richter des Chatelet versammelten sich um neun Uhr Vormittags. Das Vorlesen der Akten dauerte nahe an fünf Stunden. Dann wurde Favras in den Saal gebracht. Er antwortete auf alle Fragen, welche an ihn geschahen, kaltblütig und standhaft. Sein Blick war ruhig. Er beklagte sich heftig darüber, daß die Richter die Zeugen, welche seine Unschuld beweisen sollten, anzuhören sich weigerten, und daß man diejenigen, die ihn heimlich angegeben hatten als Zeugen gegen ihn gelten lasse. Der Gefangene wurde weggeführt, und nunmehr hielt Hr. Thilorier, der Advokat des Gefangenen, eine lange Rede, um die Unschuld desselben zu beweisen. Dann berathschlagten sich die Richter, und die Berathschlagung dauerte sechs Stunden. Der vor dem Hause

se

se in großer Menge versammelte Pöbel wurde ungedul-
dig, und verlangte, zu wiederholtenmalen, mit rasen-
dem Geschrei, den Gefangenen: „Favras! Favras!
„Favras!" ertönte es von allen Seiten. Schreckliche-
res läßt sich nicht denken, als dieses Geschrei eines
Volkes welches vor Ungedult eine Hinrichtung zu sehen,
den Richtern nicht einmal Zeit läßt kaltblütig zu unter-
suchen, ob der Angeklagte schuldig sey oder nicht? In
einem Anfalle von Wuth wollte der rasende Haufe mit
Gewalt in das Haus einbrechen, den Gefangenen sei-
nen Richtern entreißen, und die gräßlichen Auftritte, wel-
che bei der Ermordung eines Foulon und eines Berthier
vorfielen, erneuern. Aber eine starke Wache der Bür-
germiliz stellte sich dem andringenden Pöbel entgegen,
und trieb denselben zurück. Endlich sprachen die Rich-
ter das Urtheil: Favras wurde für schuldig erklärt
und für überwiesen, einigen Offizieren, Banquiers und
andern Personen, den Plan einer Kontrerevolution mit-
getheilt zu haben, dessen Urheber er selbst gewesen war.
Wegen dieses Verbrechens ward er verurtheilt, vor
dem Thore der Hauptkirche Kirchenbuße und Abbitte zu
thun, und nachher auf dem Greveplatze gehangen zu
werden. Dieser Urtheilsspruch wurde erst um Mitter-
nacht ausgesprochen. Unter fünf und dreißig Richtern,
welche das Gericht ausmachten, stimmten acht und
zwanzig zum Tode. Das Volk war bis nach dem aus-
gesprochenen Urtheile vor dem Hause versammelt geblie-
ben, und als der Schreiber das Todesurtheil, bei dem
blassen Scheine einer Fackel, aus dem Fenster dem
Volke vorlas, so ertönte der ganze Platz, (mit Entse-
tzen schreibe ich es nieder) von einem lauten Jubelge-
schrei, Händeklatschen, und wiederholtem Rufen:

„Bra-

„Bravo! Bravo! Bravo!" Der blutdürstige Karakter der Pariser zeigte sich abermals; und jauchzend, jubelnd, und sich freuend auf das Schauspiel des folgenden Tages, giengen sie auseinander, und begaben sich nach Hause.

Favras erfuhr das über ihn gefällte Todesurtheil erst am folgenden Morgen um zehn Uhr, als der Scharfrichter in sein Gefängniß trat, und ihm das Ludwigskreuz, welches er trug, abriß. Um eilf Uhr wurde ihm sein Urtheil vorgelesen. Während des Vorlesens unterbrach er den Richter zu wiederholtenmalen und betheuerte seine Unschuld. Der Richter antwortete ihm, er möchte sich die Tröstungen der Religion nunmehr zu Nutze machen, als die einzigen welche ihm in seiner Lage übrig blieben. Favras antwortete: „Ich tröste mich „mit meiner Unschuld. Ich sterbe als das Schlacht„opfer der Verläumdung zweier Schurken. Ich verlange „den Priester von St. Paul zu meinem Beichtvater." Der Priester erschien, und Favras schloß sich mit ihm anderthalb Stunden lang ein. Er bat, daß man ihm seine Hände loslassen möchte, aber vergeblich. Um halb vier Uhr stieg er, mit ruhigem Blicke, in den Karren, ergriff die brennende Wachskerze, und betrachtete, auf allen Seiten, die ungeheure Volksmenge, welche ihn mit Händeklatschen und Bravorufen empfieng. Eine sehr zahlreiche Wache der Bürgermiliz begleitete ihn, und in allen Straßen durch welche er geführt wurde, war eine unzählbare Menge Volks versammelt, das durch Jauchzen seine Freude, über das angenehme Schauspiel zu erkennen gab, welches ein unglücklicher Verbrecher, der zum Tode geführt wurde, ihm gewährte. Diejenigen Zuschauer welche nicht alles Gefühl verlohren

ren hatten, wurden durch dieses Freudengeschrei bis in das Innerste ihrer Seele erschüttert, und mit Abscheu und Unwillen gegen den so tief gesunkenen Pöbel angefüllt, dessen angenehmstes Schauspiel die Hinrichtung eines, vielleicht unschuldigen Nebenmenschen zu seyn schien. Favras blieb ruhig und gelassen, und die Freude des Volkes schien ihn weder zu erzürnen noch zu betrüben. Vor dem Thore der Hauptkirche stieg er von dem Karren, nahm sein Todesurtheil, welches er vorlesen sollte, in die Hand, und sagte mit starker Stimme: „Hört ihr Leute, hört was ich Euch sagen will. Die „Gründe dieses Urtheils sind durchaus falsch. Ich bin „unschuldig. Ja, ich bin unschuldig, so gewiß als ich „jetzt vor Gott erscheinen werde. Ich gehorche der „menschlichen Justiz, welche, wie Ihr selbst wißt, nicht „unfehlbar ist.“ Nun las er, laut und vernehmlich, sein eigenes Todesurtheil ab, stieg wiederum in den Karren, und sagte: „Führt mich nach dem Rathhause. „Ich will dort wichtige Geheimnisse entdecken.“ Nachdem er diese Worte gesagt hatte, erblaßte er, aber seine Standhaftigkeit verließ ihn nicht. Man brachte ihn nach dem Greveplatze. Er stieg aus dem Karren und gieng die Treppe des Rathhauses hinauf. Er kam in den Saal, grüßte die Richter, und bat um Erlaubniß sein Testament diktiren zu dürfen. Er erhielt die Erlaubniß, und diktirte nun dem Schreiber laut, mit der größten Gegenwart des Geistes, ein sehr langes Testament. Er unterschrieb jede Seite desselben, und affektirte die Seelenruhe so sehr, daß er sogar einzelne Ausdrücke und Sprachfehler des Schreibers abänderte und verbesserte. Nun übergab Favras dem Priester von St. Paul seinen Beutel, welcher zwanzig Louisd'or

nebst

nebst einigem Silbergelde enthielt, mit der Bitte denselben seiner Gemahlin zu übergeben.

Indessen war es ganz finster geworden. Einige eifrige Demokraten, welche des Schauspiels gerne recht genießen wollten, theilten unter das Volk auf dem Platze brennende Lämpgen aus, und setzten sogar einige auf den Galgen. Der Haufe schrie unaufhörlich: „Favras! Favras! Favras!" Endlich erschien er. Mit festem Schritte gieng er die Treppe des Rathhauses herunter. Das versammelte Volk empfieng ihn mit wildem Jauchzen und Jubelgeschrei. Am Fuße des Galgens sagte er: „Mitbürger, ich sterbe unschuldig; bittet Gott für mich." Als er oben auf der Leiter angelangt war, sagte er: „Stillschweigen, Mitbürger; „ich wiederhole es, daß ich unschuldig sterbe. Bittet „Gott für mich. Und Ihr, (indem er sich zu dem Scharfrichter wandte) thut Eure Pflicht." Der Pöbel antwortete auf diese Anrede durch ein Hohngelächter und rief ihm zu: Saute Marquis! Saute Marquis! Der Scharfrichter knüpfte ihn auf und warf ihn von der Leiter, und der Pöbel rief indessen das, bei einem solchen Auftritte entsetzliche Wort: Bis! Bis! Bis! a)

Nachdem er eine Zeitlang gehangen hatte, wurde sein Körper abgenommen und seiner Familie übergeben. Der Pöbel drang wüthend auf den Leichnam zu, um sich desselben zu bemächtigen und ihn durch die Straßen der Stadt zu schleifen. Aber die Bürgermiliz trieb den Haufen mit Gewalt zurück, und so wurde dann der Leichnam dieses, mehr unglücklichen als schuldigen Mannes, alles Widerstandes ungeachtet, endlich begraben.

Ueber

a) Révolutions de Paris. No. 33. p. 21.

Ueber der Geschichte des Favras liegt bis jetzt noch ein undurchdringliches Geheimniß. War er schuldig? War er unschuldig? Wenn er schuldig war, worin bestand sein Verbrechen? Wurde er der Wuth des Pöbels aufgeopfert, um andre zu retten? Drangen vielleicht seine Mitverschwornen selbst darauf, daß er hingerichtet werden sollte, damit das Geheimniß der Verschwörung nicht durch ihn verrathen werde? — Alle diese Fragen lassen sich noch nicht beantworten!

Die unglückliche Gemahlin des Favras mußte, bis nach der Hinrichtung ihres Mannes, im Gefängniß bleiben. Zwei Monathe lang blieb sie im Gefängnisse, ohne schuldig, ja sogar ohne einmal angeklagt zu seyn. Vergebens fragte man warum? Vergebens sagte man, daß eine solche unerhörte Grausamkeit eine Verletzung der so heilig anerkannten Rechte des Menschen und des Bürgers sey.

# Siebente Abtheilung.

## Geschichte der Französischen Revolution, von der Hinrichtung des Marquis von Favras bis zu dem großen Nationalfeste.

Berathschlagungen in der Versammlung, wie der Anarchie abzuhelfen sey. Zustand der Kolonien. Inschrift der Stadt und Landschaft Bordeaux. Montpellier. Dauphine. Bretagne. Mademoiselle Theroigne de Mericourt. Danksagungen der Nonnen. Patriotische Armee im Burgund. Lächerliche Verordnung zu Ouplines. Aufhebung der Verhaftbriefe. Ostindische Kompagnie. La Fayettes Rede. Gesandtschaft an den König, wegen des Todes des Kaisers. Das rothe Buch. Rückkunft des Prinzen von Conti. Berathschlagungen über die Errichtung eines Finanzrathes. Insolenz eines Officiers zu Marseille. Patriotische Geschenke. Priester predigen Aufruhr. Brief einer Staatsbürgerinn. Berathschlagungen über das Privilegium der Ostindischen Kompagnie. Zuschrift der Schweizerrepublik Graubündten an die Nationalversammlung. Maillebois macht den Plan zu einer Kontrerevolution, und wird verrathen. Sonderbares Betragen des Hrn. Necker. Berathschlagungen über die Frage: ob die katholische Religion die herrschende seyn solle? General Paoli. Hundertjähriger Friede mit dem Dey von Algier. Nachrichten über das Seewesen. Königliche Proklamation wegen der Assignate. Gefecht zwischen den Schweizern und dem Jägerkorps. Anekdote von der Königinn. Aufruhr zu Marseille, zu Montpellier, zu Toulouse, zu Nismes, zu Alais, zu Vitteaux, zu Valence, in Korsika, zu Toulon, zu Montauban. Brief des Königs an die Kolonien. Zuschrift der Städte Mezieres und Charleville. Zuschrift der Damen in Poitou. La Tudes Rede. Verhaftnehmung des Chevalier Bonne Savardin. Anekdoten von der königlichen Familie. Unruhen zu Avignon. Berathschlagungen über den Aufruhr zu Marseille. Soll dem Könige das Recht zugestanden werden, Krieg und Frieden zu schließen? La Fayettes Heldenmuth. Vertheidigung des Chatelet. Briefwechsel zwischen Lameth und la Fayette. Heldenmuth des Herzogs de Duras. Geldmangel. Paoli. Necker. Königliche Proklamation. Civilliste. Neue Einrichtung der Geistlichkeit. Nationalfest. Franklins Tod. Avignon. Perpignan. Nismes. Unordnung in der Armee. Baron Cloots, ein Don

Quichotte der Freiheit. Bilderstürmerei. Abschaffung des Erbadels und der adelichen Titel. Abgesandte von Avignon. Rückkunft des Herzogs von Orleans. Zubereitungen zu dem grossen Nationalfeste.

---

Speaking of Government he cited the *Arcadia*. „Princes are to remember whom they govern: men, rational creatures, who soon scorn at follies, and repine at injuries." Adding, of his own: that it was an unparalleled arrogance and fanaticism in any one man, to believe, that God, from eternity, had appointed all creatures for his pleasure, men for his ambition, women for his lust; and that the doctrine of *Preces et Lacrymae* ought to be discreetly handled, lest the people believed they made themselves slaves, when they became Christians; and lest Princes should so far mistake, as to believe their subjects made up of Knees and eyes, *and no hands*.

Memorable Sayings of Mr. HOBBES.

---

Am zwei und zwanzigsten Februar berathschlagte sich endlich die Nationalversammlung über die Mittel, welche angewandt werden könnten, um den immer mehr zunehmenden Unordnungen Einhalt zu thun.

Hr. Robespierre. Wozu ein Gesetz gegen die Unordnungen? Diese sind ja gar nicht der Rede werth. Einige verbrannte Schlösser, das ist Alles. Das Volk ist besorgt, es seufzt; aber es verhält sich ruhig. Man höre auf das Volk zu verleumden! Nur die Feinde der Revolution werfen demselben Grausamkeit vor! Ich hingegen, ich behaupte, daß niemals eine Revolution weniger Blut gekostet hat, als die unsrige.

(Die eine Seite der Versammlung, und alle Zuschauer auf den Gallerien, klatschen dem Redner lauten Beifall zu.)

Abbe Maury. Was soll das Klatschen? Wir spielen keine Komödie!

Hr.

Hr. Robespierre (fährt fort). Welch ein schönes Schauspiel! Ein Volk, Herr seines Schicksals, sieht um sich her alle die Gewalt, durch welche es so lange gedrückt worden war, fallen, und dennoch begiebt es sich von selbst zur Ruhe und verlangt eine Konstitution! Seine Sanftmuth und seine unveränderliche Mäßigung haben die Manövers seiner Feinde zerstört. Wozu wollt Ihr dann Gewalt anwenden? Es giebt ja, wie Ihr seht, in Frankreich zwei Partheien: die Parthei des Volkes, und die Parthei der Aristokraten, oder des Despotismus. Und warum wollt Ihr dann Ruhe auf Unkosten der Freiheit herstellen? Wollt Ihr etwa zu der ausübenden Gewalt sagen: „Sende dein Militair da oder dorthin; bringe Schrecken in die Städte und auf das Land!" Das hieße ja offenbar die Aristokraten begünstigen. Stellen wir dem Volke vor, daß es menschlich und gerecht handeln muß; aber schrecken dürfen wir es nicht!

Hr. von Clermont Tonnerre. Vor dem Reiche der Freiheit schmeichelte man den Königen. Man wagte es nicht, in ihrer Gegenwart, die Wörter Volk und Nation zu nennen; und wer es hätte wagen dürfen mit ihnen von den Rechten ihrer Unterthanen zu sprechen, der würde als ein Aufrührer behandelt worden seyn. Hüten wir uns nunmehr diesem Beispiele zu folgen, indem wir dem Volke schmeicheln. Sagen wir demselben jederzeit, nicht was seinen Leidenschaften gefällt, sondern was wahr, und was ihm zu hören nothwendig ist. Wollt Ihr den Triumph der Freiheit durch eben die Ungerechtigkeit beflecken, deren sich der Despotismus schuldig gemacht hat? Mein Vorgänger sagt: keine Revolution habe so wenig Blut gekostet als

die unsrige. Aber, wäre auch nur ein einziger Blutstropfen vergossen, ein einziger Mann aufgeopfert worden: so würde dieses ein Verbrechen seyn, das bestraft werden müßte. Jetzt werden die Auflagen nicht bezahlt, die ausübende Gewalt ist ohne Kraft, das Volk überläßt sich dem Aufruhr: und dennoch kann das Volk seine Rechte nicht anders erhalten, als wenn es seine Pflichten erfüllt. Bleibt der König ohne Gewalt; so werden die Auflagen nicht bezahlt werden, der Aufruhr wird fortdauern, und die größten Uebel werden daraus entstehen.

Hr. Duport. Man hat uns oft das Beispiel der Engelländer vorgehalten: aber der Engländer weicht der Straße aus, auf welcher er Räuber fürchtet, ehe er zugeben sollte, daß eine Marechaussee errichtet würde, um die Straßen sicherer zu machen. Man sagt Ihnen, um die Ruhe herzustellen müsse eine zurückhaltende Gewalt vorhanden seyn. Dieses ist das Mittel des Despotismus. Unter dem Reiche der Freiheit wird die Ruhe durch die Gerechtigkeit und durch billige Gesetze erhalten werden: jede andre Ruhe ist weiter nichts als die Geduld der Sklaverei.

Graf Mirabeau. Was? Sehen denn diejenigen, welche uns die Republik (ich meine das öffentliche Wesen) in Gefahr zeigen, kein anderes Mittel als die Diktatur? Die Diktatur, in einem Lande von vier und zwanzig Millionen Menschen! Die Diktatur eines Einzigen! und zwar zu einer Zeit, wo die Nation ihre rechtmäßigen Stellvertreter hat, und an einer Konstitution arbeitet! Lesen Sie, lesen Sie die mit Blut geschriebenen Zeilen des Generals Dalton an den Kaiser: „Ich sehe lieber brennende Dörfer, als aufrührische

Dör-

Dörfer." a) Dies ist der Kodex eines Diktators! Und so etwas wagt man noch einer Versammlung vorzuschlagen, welche zweimal, im Junius und im Julius des verwichenen Jahres, den Staat vor diktatorischen Proklamationen gerettet hat! Und da mahlt man uns das Gemählde der Tugenden unsers erhabenen Monarchen mit den schönsten Farben aus; Tugenden, welche wir selbst, mehr als einmal, mit Recht gelobt haben! Lassen wir dem Könige Gerechtigkeit widerfahren, aber gestehen wir auch zugleich, daß die Diktatur für die Kräfte eines Einzigen zu groß ist, wie groß auch übrigens sein Karakter, seine Tugenden und sein Genie seyn mögen.

Herzog von Aiguillon. Wir können nicht mit zuviel Gelindigkeit verfahren. Darum schlage ich vor, die Berathschlagung über alle gewaltsamen Mittel, bis auf eine unbestimmte Zeit, aufzuschieben.

Hr. Cazales. Wenn man den Räubern, welche jetzt die Schlösser zerstören, nicht Einhalt thut; so wird bald kein Eigenthum mehr vor denselben sicher seyn. Wir werden dann einen Krieg derjenigen welche Nichts besitzen gegen diejenigen welche Etwas besitzen, überall ausbrechen sehn.

(Lärm. Tumult. Geschrei: „Stimmt! Stimmt! Stimmt! keine weitere Berathschlagung! Klingeln des Presidenten. Es wird erst nach einer Stunde wieder völlig ruhig.)

Nach langen, unordentlichen und uninteressanten Debatten, gab endlich die Versammlung ein Gesetz, um

a) J'aime mieux voir des villages incendiés, que des villages révoltés.

um den, in den Provinzen ausgebrochenen, Unruhen und Unordnungen Einhalt zu thun.

Am fünf und zwanzigsten Februar würde ein Brief des Hrn. Marggrafen von Anspach an die Nationalversammlung vorgelesen. Der Hr. Marggraf wünscht der Versammlung zu dem Erfolge ihrer Arbeiten Glück, lobt die Weisheit ihrer Beschlüsse, und macht bekannt, daß er an der Französischen Regierung die Summe von 572,000 Livres, wegen einiger, im siebenjährigen Kriege gethaner Lieferungen, zu fordern habe.

Die Nachrichten, welche um diese Zeit aus den Kolonien ankamen, waren äußerst beunruhigend. Auf der Insel St. Domingue nöthigten die Einwohner den Kommendanten zu fliehen, und mißhandelten die übrigen Officiere. Den Hrn. Moreau de St. Mery hängten sie im Bildnisse auf, weil sie erfahren hatten, daß er sich zu Paris mit der Gesellschaft vereinigt hätte, welche die Abschaffung des Sklavenhandels verlangte. Seinen Schwager führte man auf einem Esel in der Stadt herum, und am andern Tage ward, aus Freude über die erlangte Freiheit, das Te Deum gesungen. Der Gouverneur der Vestung wurde gefangen genommen, und sein erster Officier aufgehängt. Im Januar 1790 nahmen die Unruhen zu St. Domingue bis auf einen fürchterlichen Grad zu. Das Zeughaus wurde erbrochen, und die Waffen mit Gewalt herausgenommen; eine Bürgermiliz wurde errichtet, und das Regiment du Cap mit dieser Miliz verbunden. Der Königliche Staatsrath ward aufgehoben, und ein Bürgerrath an dessen Stelle gesetzt. Um sich einen Begriff zu machen, wie groß der Enthusiasmus der Freiheit auf der Insel St. Domingue war, darf man nur folgenden

Brief

Brief lesen, welchen Hr. Bacon de la Chevalerie, President der Volksversammlung zu Cap François, an Hrn. de Peynier, den königlichen Kommendanten, am 31. December 1789 schrieb.

„Herr General. Nichts ist ehrenvoller, als das Zutrauen seiner Mitbürger zu besitzen; nichts ist demüthigender, als dieses Zutrauen nicht zu verdienen; nichts ist sträflicher, als dasselbe zu verrathen. Sie wollen wissen was St. Domingue sey? Wir antworten: es ist ein schönes und weitläuftiges Land, welches sich freiwillig mit Frankreich verbunden hat; aber unter der Bedingung, daß es keine andere Auflagen bezahlen dürfe, als solche die es sich selbst auflegt. Nun fragen wir, unsrerseits, ob man diesen Vertrag gehalten habe? Durch den ersten Beschluß der Nationalversammlung vom 17ten Junius, sagen Sie, seyen alle alten Auflagen beibehalten und bestätigt worden. Aber zu diesem Beschlusse haben unsere Abgesandten nicht beigetragen. Sie sind erst am 20. Junius zu der Versammlung zugelassen worden. Eine große Gesellschaft, welche sich von denjenigen, denen das Detail ihrer Administration anvertraut ist, verlassen, gedrückt oder verrathen sieht, hat unstreitig von der Natur das Recht erhalten, sich selbst Gesetze zu ihrer Sicherheit zu geben, Strafen festzusetzen, treulose Briefe aufzufangen, und sich verdächtiger Personen zu bemächtigen. Hätte der Minister nicht, durch heimliche und sträfliche Manövers, den Untergang der Kolonie zu befördern gesucht, so würde jetzt alles ruhig seyn. Weder Sie, noch die Truppen unter Ihrem Befehle, haben den Eid geschworen. Daß Sie hier regieren, weiß man nur daraus, daß ein Ausrufer, mit einem Trommelschläger, von

von Zeit zu Zeit Ihre Befehle ausruft, und nachher dieselben an die Ecken der Straßen anschlägt. Unser Bürgerrath hingegen (welcher sein Recht von dem Volke, so wie das Volk von der Natur erhalten hat), unser Bürgerrath hat gethan was er thun konnte und was er thun mußte. Wenn Sie die ganze Kolonie werden versammelt haben, dann wollen wir unsere Meinungen und unsere Aufführung dem Urtheile unserer Mitbürger unterwerfen."

Auf der Insel Martinique waren die Unruhen nicht weniger groß.

Am fünf und zwanzigsten Februar kam eine Gesandtschaft der Kaufleute von Bordeaux an die Nationalversammlung. Sie stellten vor, daß, im Jahre 1789, 1,419 Schiffe weniger im Hafen zu Bordeaux eingelaufen wären, als im Jahre 1788; daß die Manufakturen nicht mehr arbeiteten, kein baares Geld mehr gesehen würde, und daß eine grosse Menge von Arbeitern sich ohne Brodt befinde. Die Kolonien, sagten sie, ernähren in Frankreich sechs Millionen Menschen. Und diese Kolonien, welche 240 Millionen werth hervorbringen, und eine Balanz von achtzig Millionen zu unserem Vortheile geben, können ohne den Sklavenhandel nicht bestehen. Die Abschaffung des Sklavenhandels würde der Handlung einen tödtlichen Streich versetzen, und die Schiffahrt größtentheils zu Grunde richten.

In Rücksicht auf die Kolonien beschloß die Versammlung, am achten März, Folgendes:

„Die Nationalversammlung, indem sie über die Dank- „schriften und Bittschriften der Handlungs- und Manu- „faktur-Städte, und über die neulich von Martinique

und

„und St. Domingue gekommenen Nachrichten sich be-
„rathschlägt, erklärt, daß, da sie die Kolonien für
„einen Theil des Französischen Reiches ansiehet, und
„wünscht dieselben die Früchte der in diesem Reiche
„vorgefallenen, glücklichen Umänderung fühlen zu
„lassen; es dessen ungeachtet niemals ihre Absicht ge-
„wesen sey, die Kolonien derjenigen Konstitution, wel-
„che sie dem Königreiche gegeben hat, zu unterwerfen,
„oder ihnen Gesetze vorzuschreiben, die mit ihrer eige-
„nen, lokalen Verfassung sich nicht vertragen möchten.
„Demzufolge hat sie beschlossen, und beschließt, wie
„folgt:

1) „Jede Kolonie hat das Recht ihren Wunsch über „die Konstitution, die Gesetzgebung, und die Ad- „ministration, welche zu dem Wohlstande und dem „Glücke ihrer Einwohner nothwendig ist, zu er- „kennen zu geben; jedoch unter der Bedingung, „daß sie nicht gegen die allgemeinen Grundsätze „streiten, welche die Kolonien mit dem Mutter- „lande verbinden, und auf welchen die Erhaltung „ihres gegenseitigen Wohls gänzlich beruht."
2) „In denjenigen Kolonien, in welchen von dem „Volke freiwillig gewählte und anerkannte Kolonie- „versammlungen vorhanden sind, soll es diesen „Versammlungen erlaubt seyn, das Verlangen „der Kolonie bekannt zu machen; und in denjeni- „gen Kolonien, in welchen noch keine solche Ver- „sammlungen vorhanden sind, sollen dieselben, „zu eben diesem Zwecke, sogleich errichtet werden."
3) „Der König wird ersucht werden, in jede Kolonie „einen Unterricht der Nationalversammlung ge- „langen zu lassen, welcher enthalten soll: 1stens „die

„die Weise wie Kolonieversammlungen in denje„nigen Kolonien eingerichtet werden können, die „noch keine haben. 2tens die allgemeinen Grund„sätze, denen die Kolonieversammlungen, in den „Planen zu ihrer Konstitution, folgen müssen."

4) „Die in den genannten Kolonieversammlungen „festgesetzten Plane sollen der Nationalversamm„lung vorgelegt, von derselben untersucht, an„genommen; und von dem Könige genehmigt „werden."

5). „Die Beschlüsse der Nationalversammlung, über „die Einrichtung der Bürgergerichte und der Volks„versammlungen, sollen jenen Kolonieversamm„lungen zugesandt werden, mit der Vollmacht, „denjenigen Theil dieser Beschlüsse, welcher sich „mit dem Lokale verträgt, in Ausführung zu brin„gen, und mit dem Vorbehalte, daß die in den „Beschlüssen gemachten Veränderungen der Na„tionalversammlung und dem Könige, zur Ge„nehmigung, müssen vorgelegt werden."

„Uebrigens erklärt die Nationalversammlung, „daß es nicht ihre Absicht gewesen sey, in irgend einem „Theile des Handels, welchen die Kolonien, mittelbar „oder unmittelbar, mit dem Mutterlande führen, „Neuerungen zu machen, und daß sie die Kolonisten, „und das Eigenthum derselben, unter den besonderen „Schutz der Nation nehme. Sie erklärt denjenigen für „einen Verbrecher gegen die Nation, der da suchen „würde gegen die Kolonisten Aufruhr zu erwecken. „Uebrigens erwartet sie, von dem Patriotismus der „Kolonisten, Erhaltung der Ruhe, und unverbrüch„liche

„liche Treue, gegen die Nation, gegen das Gesetz, und
„gegen den König.

Der Enthusiasmus der Freiheit war in den Provinzen nichtweniger groß, in einigen sogar noch größer, als zu Paris. Eine ungeheure Menge von Zuschriften und Dankschriften kam täglich an die Nationalversammlung, aus allen Theilen des Königreiches. Diese Zuschriften enthielten das feierliche Versprechen, den von der Nationalversammlung gegebenen Gesetzen pünktlich zu folgen, und die neuerworbene Freiheit vertheidigen zu wollen. Aus der großen Menge dieser Zuschriften wollen wir hier eine ausheben, um zu zeigen, von welcher Art der Freiheitsgeist war, der die Provinzen belebte. Wir wählen die Addresse der Einwohner von Bordeaux.

### Zuschrift der Zweihunderter des Bürgerrathes der Stadt und Landschaft Bordeaux, an die Nationalversammlung.

„Erhabene Stellvertreter der Nation."

„Ihnen, die Sie allein alle Gewalt der Frankreicher (von denen Ihnen dieselbe anvertraut ist) in Händen haben; Ihnen wiederholen wir unsere Huldigung, und übergeben Ihnen aufs Neue den Theil dieser Gewalt welcher uns zugehört, und welcher mit dem Ganzen unzertrennlich verbunden ist. Die Kraft und Würde, welche diese Gewalt in Ihren Händen erhalten hat, fordert unsere Dankbarkeit. Die Kämpfe welche es Ihnen kostet, um diese Gewalt zu vertheidigen, und dieselbe in ihrer Reinheit bewahren zu können,

nen, machen uns die Gefahren bekannt, mit denen dieselbe umgeben ist, so wie auch die Größe Ihres Muthes. Seitdem diese oberste Gewalt der Nation, von welcher Ihre Beschlüsse herkommen, die ausübende Gewalt geschaffen hat, die weiter nichts als der Agent und das Werkzeug derselben ist; seither hat man versucht, aber vergeblich, denjenigen, dem Sie diese Gewalt anvertraut haben, die Quelle, aus welcher dieselbe herkommt, zu verbergen. Jetzt hat jeder Bürger des Staats das Recht seine Stimme zu erheben; und dieses Recht macht es ihm zur Pflicht zu sprechen, weil das öffentliche Wohl davon abhängt. Ja, wir müssen und wir dürfen, im Angesichte der ganzen Welt, welche Throne errichtet und Throne umwirft, sagen, daß die Natur allen Nationen das Recht gegeben hat sich selbst zu regieren, mit Königen, oder ohne Könige; daß sie ihnen das Recht gegeben hat, den Arm, welcher den Zügel des Reiches lenkt, zu verlängern, niederzudrücken, zu bewafnen, oder zu entwafnen; das Recht über die Ausübung ihrer Gewalt Niemand Rechenschaft schuldig zu seyn, aber dagegen Rechnung von denjenigen zu fordern, denen sie einen Theil der Gewalt übertragen haben. Alle Völker müssen wissen, daß sie vom Himmel und von der Erde zu Richtern über ihre Regierungsform, so wie zu Schöpfern derselben, bestimmt sind; daß Niemand mit ihnen über den Theil, welchen sie davon zurück zu behalten für gut finden möchten, eben so wenig als über den Theil welchen sie abgeben wollen, streiten kann; daß es von ihnen abhängt, Form und Sache nach Gefallen zu modificiren; und daß Gesetzgeber denjenigen nicht seines Rechts berauben, dessen Macht sie einschränken: denn

in

in einem Staate hat Niemand ein Recht, das nicht von dem Volke gegeben wäre. Mögen diese Grundsätze, welche zu lange unter dem Altare und dem Throne vergraben gewesen sind, endlich das Stillschweigen verlassen, in welchem Furcht dieselben seit zehen Jahrhunderten gefangen hielt! Mögen die Nationen erwachen, um dieselben zu hören! und mögen auch diejenigen Völker, die bisher am gedrücktesten gewesen sind, dieselben anerkennen dürfen! Diese Grundsätze stehen in der neuen Welt geschrieben: wie konnte dann die alte Welt dieselben verkennen? Wenn man sich fürchtet den Völkern zu sagen wie weit ihre Rechte gehen, damit sie diese Kenntniß nicht mißbrauchen mögen; wie viel schrecklicher war dann, in den Händen jener Menschen, die allein über das Volk erhaben waren, Mißbrauch der Rechte welche ihnen nicht zugehörten, sondern welche die Leidenschaften ohne Damm und ohne Zügel, durch List oder Gewalt, sich erworben hatten. Dies ist die ewige Sprache der Freiheit, welche, indem sie Menschen aus Nichts schaft, oder sie aus dem Grabe der Knechtschaft auferweckt, Gedanken in Worte, und Worte in Handlungen verwandelt. Aber diese Freiheit (welche schon in Frankreich Märtyrer und Ueberwinder hat, Helden entweder durch Sieg oder durch Tod), diese Freiheit verlangt, wo nicht Schlachtopfer, doch noch Aufopferungen. Sie wird dieselben erhalten, durch Einschränkung des Luxus, durch die Großmuth der Reichen; und von dem Volke, indem es einen Theil seines Nothwendigen abgiebt. Aber aus diesen Aufopferungen wird der Wohlstand des Staates entstehen. In den Städten wird man bald, durch Einschränkung der Ausgaben, dasjenige wieder erhalten,

was

was man dem Staate geschenkt hat. Mäßigkeit wird das Land bevölkern und anbauen, und die Gesellschaft wird sich von den Lastern reinigen, welche die Eitelkeit in allen Ständen erzeugte. Dann wird die Nation dieser Freiheit, deren Früchte sie nicht genießen kann ehe sie ihre Tugenden sich erworben hat, erst recht würdig seyn. Nur um diesen Preis erwirbt und behält man sie; denn es hilft nichts sie zu kennen, wenn man nicht zugleich die Sitten hat, welche sie verlangt. Opfern wir zuerst der Freiheit unser Vermögen auf. Unser Leben aufzuopfern wird uns desto weniger kosten, je theurer wir dasselbe verkaufen werden. Vielleicht ist jetzt der Zeitpunkt da, in welchem jeder Bürger des Staates sich fragen und sagen muß: Ist es besser frei zu sterben, oder als ein Sklave zu leben? Die Auflagen müssen bezahlt werden, weil ohne dieselben Freiheit nicht bestehen könnte. Je mehr wir uns versagen müssen, um den Staat zu bezahlen, desto theurer muß er uns werden. Sich zu enthalten um geben zu können, ist Pflicht und zugleich das Mittel besser und tugendhafter zu werden. Weniger Genuß vermehrt die Kräfte, und nährt den Muth welchen die Freiheit erfordert. Die Freiheit will mit dem edeln Schweiße der Arbeit, mit dem Wolkenbruche des Volksaufruhrs, und zuweilen auch mit Blut benetzt seyn. Aber dieses durch den Verlust gereinigte Blut, vermehrt sich indem es verschwendet wird, und verschaft zahlreich Kinder den Vätern welche ihr Blut für das Vaterland vergießen; für diese fruchtbare, für diese unerschöpfliche Mutter, die niemals stirbt, so lange sie sich nur unter der Fahne der Freiheit aufopfert.“ a) In

a) In der französischen Sprache läßt sich dieses weit stärker ausdrücken, weil da das Wort Vaterland (la Patrie) weiblichen Geschlechts ist.

In demselben Tone fährt diese Zuschrift noch lange fort, und ladet alle Europäischen Nationen ein, dem Beispiele Frankreichs zu folgen, und ein allgemeines Bündniß zu einem ewigen Frieden zu machen.

Die Einwohner von Montpellier schreiben an die Nationalversammlung: „Wir haben den Eid geschwo„ren, welcher uns die heiligste Pflicht auflegt. Der „Himmel war Zeuge. Mögen die Worte dieses Eides „bis zu Ihren Ohren gelangen; möge er Ihre Stand„haftigkeit erhalten! Die Schwerdter, mit denen der „Patriotismus, in den Tagen des Schreckens, unsere „Hände bewafnet hat, sollen sich gegen die Meineidi„gen kehren, und wir werden nie zugeben, daß der „Ihnen schuldige Gehorsam im Mindesten verletzt wer„de; eben so wenig als die Treue, welche wir der Na„tion, dem Gesetze, und dem Könige geschworen „haben."

Im Dauphine versammelten sich 18,500 bewafnete Bürger, unter freiem Himmel, und schworen folgenden Eid: „Wir französische Bürger, Bewohner der „Alpen, die wir hier, am Ufer des Drome, versam„melt, und, durch die Liebe zu dem allgemeinen Be„sten und zu der Freiheit, vereinigt sind, schwören, „in Gegenwart des Vaters der Menschen, und auf „den Altar des Vaterlandes, bei unserem Gewissen, „bei unseren Waffen, und bei Allem was uns am „Theuersten ist, von dem gegenwärtigen Augenblicke „an, mit allen guten Frankreichern die Bande der Ei„nigkeit und der Brüderschaft zu knüpfen; um die von „der Nationalversammlung gegebenen Gesetze zu unter„stützen, die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder zu be„haupten, und allen für die Freiheit streitenden Frank-

„reichern

„reichern zu Hülfe zu eilen. Wir schwören unserem gu-
„ten Könige getreu zu bleiben, und ihm, bei jeder
„Gelegenheit, Beweise derjenigen Liebe zu geben, wel-
„che, wegen seiner Tugenden, alle Frankreicher für ihn
„hegen. Durchdrungen von Hochachtung für die wür-
„digen Stellvertreter der Nation, und für Bewunde-
„rung ihrer edeln Arbeiten, versprechen wir denselben
„unbegränzte Dankbarkeit, und schwören, für sie unser
„Vermögen und unser Leben in Gefahr zu setzen. Wir
„schwören, einzeln und alle zugleich, über Alles was
„die öffentliche Ruhe betrift zu wachen, die Zirkulation
„der Lebensmittel zu begünstigen, und Personen und
„Eigenthum zu sichern. Wir schwören, uns auf den
„ersten Ruf dahin zu begeben, wohin das öffentliche
„Wohl uns rufen wird; wir schwören allen Unterschied
„der Provinzen ab; und überall, wo Frankreicher,
„aus Liebe zur Freiheit, aus Achtung für das Gesetz,
„und aus Treue für den Monarchen, der ein Freund
„seiner Unterthanen ist, versammelt seyn werden, er-
„kennen wir in denselben unsere Brüder, unsere Freun-
„de, und unsere Mitbürger.“

Die Bretagner schworen folgenden Eid: „Im
„Angesichte der ganzen Welt, auf den Altar des Got-
„tes der den Meineid bestraft, versprechen und schwö-
„ren wir, der Nation, dem Gesetze und dem Könige
„getreu zu bleiben, und die französische Konstitution
„aufrecht zu erhalten. Verderben demjenigen der die-
„sen heiligen Bund zu brechen wagt! Fortdaurender
„Wohlstand demjenigen der denselben heilig beob-
„achtet!“

Dieser Eid, oder ein ähnlicher, wurde über ganz
Frankreich, in allen Provinzen geschworen, und die

Be-

Beschlüsse der Nationalversammlung wurden alle, über ganz Frankreich, pünktlich und genau, ausgeübt und befolgt.

Die berüchtigte Mademoiselle Theroigne de Mericourt, welche am fünften und sechsten Oktober zu Versailles eine so auffallende Rolle spielte, hatte seither auch zu Paris öftere patriotische Versammlungen gehalten. Im März that sie dem Distrikte der Cordeliers, in welchem ihre Wohnung lag, den Vorschlag: einen Pallast für die Nationalversammlung auf den Ruinen der Bastille zu erbauen. „Können denn „die wahren Patrioten, rief sie aus, noch länger lei„den, daß die ausübende Gewalt in den schönsten Pal„lästen der Welt wohne; während die gesetzgebende „Gewalt, welche den einzigen und wahren Souverain „vorstellt, unter Zelten wohnt, und sich bald mit einem „Ballhause, a) bald mit einer Reitschule b) behelfen „muß, und der es geht, wie Noahs Taube, welche „keinen Ort fand, wo sie ihren Fuß hinsetzen konnte." Der Vorschlag dieser Dame wurde mit großen Beifallsbezeugungen aufgenommen, und es wurde beschlossen, daß an alle Bürgergerichte geschrieben, und daß zu dem Bau eines Pallastes für die Sitzungen der Nationalversammlung, Subskriptionen angenommen werden sollten.

Am sechsten März wurde in der Versammlung eine lange Abhandlung über die Finanzen vorgelesen, welche

a) Wie zu Versailles am 20. Junius 1789.

b) Das Haus, in welchem die Nationalversammlung zu Paris ihre Sitzungen hält, ist vorher eine Reitbahn gewesen.

welche Herr Necker an die Versammlung gesandt hatte.

Am eilften März erschien vor den Schranken der Versammlung Marie Louise Jouet, eine Nonne, und nach erhaltener Erlaubniß las sie Folgendes ab:

„Gnädige Herren.“

„Empfindungen, die eben so angenehm auszudrü„cken als zu vernehmen sind, führen mich heute hieher; „es sind die Empfindungen der Dankbarkeit. Sie sehen „an mir eines von jenen unglücklichen Geschöpfen, wel„che Ungerechtigkeit, oder Gewalt, oder Geitz, oder „ein übelverstandener und zu weit getriebener Eifer in „die Sklaverei, bald hätte ich gesagt in das Grab, „gestürzt hatte. Ihr bedaurenswürdiges Schicksal, „welches zu lange vergessen worden ist, hat endlich un„ter Ihnen, gnädige Herren, gefühlvolle Beschützer, „unerschrockene Vertheidiger, und wohlwollende Trö„ster gefunden. Ich, gnädige Herren, bin eine von „jenen, welche am meisten die angenehmen Wirkungen „Ihrer schätzbaren Menschlichkeit empfunden haben. „Auch bin ich eine von denen, welche von Herzen diese „erhabene Versammlung segnen. Wer mich sieht, der „wird mir ohne Zweifel nicht Schuld geben können, „daß ein unbeständiger oder leichtsinniger Karakter mich „angetrieben habe, mir Ihren Beschluß zu Nutze zu „machen. Noch weniger wird man mir weltliche Ge„sinnungen vorwerfen können. Ein Körper, welch„durch Gram, Schmerz, Furcht, und, mehr als Al„dieses, durch das schreckliche Unglück meiner Freih„beraubt zu seyn, ganz hinfällig geworden ist; seh„Sie, dies sind die traurigen Ueberbleibsel des krän„lichen Lebens, welches ich der Gesellschaft zurückbring

„dies ist das Schlachtopfer, welches Eure Weisheit
„der Knechtschaft entrissen hat, und dem Sie das Le-
„ben wiedergegeben haben. O! man wird sehen, daß
„ich dieses Leben bloß allein zu Ausübung der gesell-
„schaftlichen Tugenden (die sich mit den Klostertugen-
„den recht gut vertragen), zu der Ausübung Ihrer
„weisen Grundsätze, und zu der allerunverbrüchlichsten
„Verehrung der Konstitution, der Nation, des Gesetzes
„und des Königs, denen ich hier getreu zu seyn schwöre,
„anwenden werde. Wie angenehm ist es mir, diesen
„Eid in dem Heiligthume des Patriotismus, der Frey-
„heit und der Gesetze, leisten zu können! Erlauben Sie,
„gnädige Herren, daß ich, als einen ersten Beweis
„meines festen Entschlusses dieses neue Versprechen
„strenge zu erfüllen, Ihnen die Schwierigkeiten aller
„Art bekannt mache, welche in den Klöstern der Aus-
„übung Ihrer Gesetze entgegengesetzt werden. Ver-
„sprechungen, Drohungen, Beleidigungen, Schreckun-
„gen, Schlingen, Verführungen, Mittel aller Art
„werden angewandt; Nichts wird versäumt, um aufs
„Neue die Bande zu knüpfen, welche Sie haben zerrei-
„ßen wollen. Nehmen Sie, gnädige Herren, die
„Maßregeln, welche Ihre Klugheit Ihnen eingeben
„wird, um den Fortgang so sträflicher Manövere Ein-
„halt zu thun. Leiden Sie nicht, daß Ihre Wohl-
„thaten aufgeschoben, verkannt und verleumdet werden.
„Endigen Sie Ihr großes Werk. Wenn Ihre Stand-
„haftigkeit Ihnen Feinde gemacht hat, so hat dieselbe
„Ihnen auch auf immer die Bewunderung des Volks
„erworben, und alle wahren Frankreicher sind Ihre
„Freunde."

 Den

„Der Präsident antwortete ihr:

„Die Nationalversammlung, indem sie sich über „die patriotische Anhänglichkeit der Staatsbürger bei „der Geschlechter und aller Stände freut, wünscht sich „selbst mit besonderem Vergnügen Glück dazu, daß sie „schwache und unglückliche Geschöpfe in ihre natürlichen „Rechte wiederum eingesetzt hat; um soviel mehr, da „dieselben von ihrer Freiheit einen so edeln und so rüh„renden Gebrauch machen.“

Am 21. Februar versammelte sich, zu Dole im Burgund, die bewafnete Bürgermiliz der Franche Comté, eines Theils des Elsasses, und der Provinz Champagne. Diese patriotische Armee, von 150,000 Mann, schwor unter freiem Himmel den Bürgereid, und bezeugte einstimmig ihre Anhänglichkeit an die Beschlüsse der Nationalversammlung, und ihre Liebe für den König. Sie übersandte der Nationalversammlung eine Zuschrift, und schrieb an den König folgenden Brief:

„Wenn das Herz Eurer Majestät sich bei der Er„innerung alles des Unglücks betrübt, das wir eben „sowohl gefühlt haben als Sie, so mögen Sie Sich „zu gleicher Zeit sagen, daß diesen Unordnungen über„all Einhalt gethan worden, oder daß dieselben auch „ganz unterblieben sind, aus Furcht Ihnen zu miß„fallen; und daß dieser Grund niemals ohne Wirkung „ist vorgetragen worden, selbst nicht in der Verirrung „und in den schrecklichsten Unruhen. Wenn, mitten in „der Gährung der Anarchie, die Tugenden Eurer „Majestät, und die Verehrung welche dieselben Ihrem „Volke einflößen, dem Schwindel der heftigsten Leiden„schaften haben Einhalt thun können; was werden S[ie]

„der

„denn nicht, Sire, für den Wohlstand und das Glück
„Ihres Königreiches vermögen, wenn die Liebe der
„Frankreicher für Sie bis auf einen unaussprechlichen
„Grad gestiegen seyn wird, und Sie Sich denselben
„nicht mehr anders als mit Gesetzen umgeben, welche
„gerecht, und der Ausdruck des Willens der ganzen Na-
„tion sind, darstellen werden!"

Einige von den neuerrichteten französischen Bür-
gergerichten gaben im Anfange äußerst sonderbare, zum
Theil auch höchst lächerliche Verordnungen. So er-
schien z. B. am achtzehnten März, von dem Bürger-
rathe zu Ouplines, im Französischen Flandern, fol-
gende Verordnung:

„Nachdem wir Maire und Bürgerräthe schon lange
„bemerkt haben, daß die Aristokraten, von denen diese
„Gegend voll ist, den Despotismus begünstigen, und
„auf eine sträfliche Weise unterstützen; wie auch, daß
„sie sich Mühe geben, durch ihre Reden die ruhigen
„Einwohner unserer Stadt zu betrügen, und kränkende
„Unruhe über eine Zukunft zu verbreiten, die so großes
„Glück verspricht; daß sie uns mit antinationalen Bro-
„schüren überschwemmen; daß diese Betrüger ausspren-
„gen, die Plane der Nationalversammlung seyen zwar
„gut in der Theorie, in der That aber unausführbar
„(da doch alle hier schon in Ausübung gebracht sind);
„der König genehmige nur weil er nicht frei sey (da uns
„der König doch selbst die Ehre angethan hat, uns seine
„Rede vom vierten Februar zuzusenden, um uns das
„Gegentheil zu beweisen). Da wir nun gerechter Weise
„aufgebracht sind, daß man Ludwig den Sechszehnten,
„den guten Bürgerkönig, den Wiederhersteller der Frei-
„heit, den Besten der Könige, auf diese Weise zu ver-
„läumden

„läumden wagt; so haben wir verboten, und verbieten „ausdrücklich, aristokratische Reden zu führen, und „Schriften zu lesen, die dahin abzwecken könnten die „Bürger von Duplines über die Folgen der glücklichen „Revolution unruhig zu machen, oder die Hochachtung, „und die schnelle und unbedingte Unterwürfigkeit, un„ter die weisen Beschlüsse der erhabenen Nationalver„sammlung, zu vermindern; bei Strafe gegen die Un„gehorsamen, für Störer der Ruhe und für Feinde „des Vaterlandes angesehen, und als Verbrecher der „beleidigten Nation bestraft zu werden. Und da die „Publicität die Schutzwehr des Volkes ist, so ha„ben wir zu gleicher Zeit befohlen, daß diese unsere „Verordnung in der Kirche verlesen, gedruckt, bekannt „gemacht, und überall, wo es nöthig seyn wird, an„geschlagen werden soll."

Am dreizehnten März gab die Versammlung allen denen die durch Verhaftbriefe ungerechter Weise waren gefangen gehalten worden, durch folgende Verordnung die Freiheit:

„Die Nationalversammlung hat beschlossen, und „beschließt wie folgt: Innerhalb sechs Wochen, nach „der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses, „sollen alle Personen, welche in Schlössern, Klöstern, „Zuchthäusern, Polizeihäusern, oder andern Gefäng„nissen, von welcher Art dieselben seyn möchten, durch „Verhaftbriefe, oder auf Befehl der Agenten der aus„übenden Gewalt, ohne durch ein gerichtliches Urtheil „dazu verurtheilt zu seyn, gefangen gehalten sind, wenn „nicht gegen sie eine Klage über ein Kapitalverbrechen „vorhanden ist, oder wenn sie nicht um des Wahn„sinns

„sinns willen eingeschlossen sind, auf freien Fuß gesetzt
„werden."

Nach der Hinrichtung des Marquis von Favras untersuchte das Gericht des Chatelet zu Paris die Anklagen, welche gegen die übrigen, in den Gefängnissen verwahrten Staatsgefangenen vorhanden waren. Man fand dieselben unschuldig, und gab ihnen ihre Freiheit. Aber die Demokraten waren mit dieser Gelindigkeit sehr unzufrieden, und rächten sich an den Richtern, durch Pasquille, Schimpfwörter und Epigrammen, von welchen letzteren wir Eines zur Probe hersetzen wollen.

Addresse au Châtelet.

Vous, qui lavez Broglie, Augéard,
Qui lavez Bésenval, qui laveriez la peste,
Vous êtes le papier brouillard.
Vous enlevez la tache, et la tache vous reste.

Am achtzehnten März fieng die Nationalversammlung an sich über die Frage zu berathschlagen: ob das ausschließende Privilegium der Französischen Ostindischen Kompagnie ferner fortdauren solle, oder nicht?

Im Jahre 1664 war der Handel nach Ostindien in Frankreich noch sehr geringe, als Colbert es für nützlich hielt, diesen Handel ausschließenderweise einer Kompagnie zu überlassen. Diese Kompagnie gab, im Jahre 1769, dem Staate ihr Privilegium wiederum zurück, weil sie fand, daß sie zu schwach sey, um sich desselben ferner bedienen zu können. Privatpersonen trieben den Ostindischen Handel, mit mehr oder weniger Glück, von 1769 bis 1785. In diesem Jahre gab die Regierung einer neuen Kompagnie abermals das Monopol

die

dieses Handels. Alle Handlungs- und Manufaktur-städte des Königreiches und mit ihnen die Insel Isle de France in Ostindien, thaten Vorstellungen gegen diese Operation der Minister.

Von der Zeit der Aufhebung der alten Ostindischen Kompagnie bis zu der Errichtung der neuen Kompagnie, so lange der Handel frei war, das heißt von dem Jahre 1769 bis zu dem Jahre 1789, sind aus den französischen Seehäfen 340 Schiffe, zusammengenommen 148,945 Tonnen haltend, nach Ostindien abgegangen. Dies giebt, im Durchschnitte genommen, für jedes Jahr, 21 Schiffe und 9,309 Tonnen. In den vier Jahren von 1774 bis 1777 sind 118 Schiffe von 57,190 Tonnen abgegangen, und dieses giebt für jedes Jahr 29 Schiffe und 14,297 Tonnen.

Hingegen hat die neuerrichtete Ostindische Kompagnie, in den vier Jahren 1785, 1786, 1787 und 1788, weit weniger Schiffe weggeschickt. Im Jahre 1785 nur drei, im Jahre 1786 neun, im Jahre 1787 zehen, und 1788 nur sieben; zusammengenommen 29 Schiffe oder 17,038 Tonnen. Dies giebt, im Durchschnitte genommen, für jedes Jahr sieben Schiffe, und 4,258 Tonnen. Zu der Zeit da der Ostindische Handel frei war, betrugen die eingeführten Waaren, in denjenigen Jahren, in welchen die Einfuhr am stärksten war, nahe an drei und dreißig Millionen; die Kompagnie hingegen hat ihre Einfuhr niemals über drei und zwanzig Millionen in Einem Jahre bringen können.

Die Berathschlagung über das ausschließende Recht der Ostindischen Kompagnie wurde von der Versammlung bis auf den dreißigsten März verschoben.

Am ein und zwanzigsten März las Hr. Baron de Menou einen Plan zu den künftigen Arbeiten der Versammlung vor. Er hielt der Versammlung eine Lobrede, bemerkte, dieselbe sey weiter gegangen, als irgend eine andere Nation zu gehen bisher habe wagen dürfen. Sie habe es gewagt, alle Irrthümer, alle vorhandenen Einrichtungen, alle Mißbräuche, alle Gewohnheiten zu zerstören; sie habe es gewagt, durch Vernunft und Gerechtigkeit, auf den Trümmern des Privatvortheils, die Grundlage zu einer neuen Ordnung der Dinge zu legen. „Diejenigen, sagte er, welche unsere Arbeiten tadeln, werfen uns vor, daß wir Alles umgeworfen hätten. Wozu hat sich dann die Nation versammelt, als dazu, auf einmal alle diese Mißbräuche abzuschaffen und den Bankerott zu verhindern, welchem dieselben uns zuführten? Es war keine Zeit mehr Palliativmittel zu gebrauchen: Alles war fehlerhaft, und Alles mußte zerstört werden. Sie werfen uns vor, wir hätten die Monarchie zerstört. Aber wenn sie unsere Arbeiten betrachten, so werden sie finden, daß dieselben dahin abzwecken, eine Monarchie zu gründen, welche frei durch die Gesetze seyn soll. Was für ein Recht hatte der König ehe die Nationalversammlung versammelt war? Das Recht der Gewalt. War der Monarch glücklich? Nein! Mit einer ungeheuren Last beladen, deren Gewicht er allein zu tragen nicht im Stande war, betrogen, von den Höflingen tyrannisirt, hatte er weiter nichts als den Schein der Macht, ohne die Würde derselben zu haben. Was wird jetzt geschehen? Der König, als Mittelpunkt aller Gewalt, als Oberhaupt der ausübenden und der administrirenden Gewalt, wird der ganzen politischen

Ma-

Maschine den Stoß geben. - Jederzeit wird man ihm gehorchen, denn er wird im Nahmen des Gesetzes befehlen, und alle Staatsbürger werden die Gesetze beschützen, welche sie selbst gegeben haben. Er wird Macht haben Gutes zu thun, und das glückliche Unvermögen Böses thun zu können. Als Oberhaupt eines freien Volks, wird er der mächtigste Monarch in der ganzen Welt seyn. Aber (wirft man uns vor) die Nationalversammlung spricht von nichts als von Freiheit, von Ruhe, und von dem Ansehen des Königs: und von alle diesem ist nichts vorhanden. Antwortet, verkehrte Menschen, die ihr Zwietracht streuet, kann der König alle das Ansehen, alle die Freiheit, welche die Konstitution ihm zugestehen wird, erhalten, ehe diese Konstitution noch geendigt ist? Darum schlage ich vor, daß wir einen neuen Plan machen, um die Konstitution so bald als möglich zu Ende zu bringen."

Hr. de la Fayette. Ich unterstütze den Vorschlag des Hrn. Menou, und jeden andern Vorschlag, welcher unsere Fortschritte begünstigt, die Unruhe dämpft, und die Verläumdung verstummen macht. In der That, was können unsere Tadler sagen, wenn die Nationalversammlung in ihren Berathschlagungen Allem ausweicht was nicht zu der Sache gehört, wenn ihre Sitzungen nicht mehr unfruchtbar und nicht mehr stürmisch sind, wenn sie ihre Pflichten und ihre Arbeiten auf folgende zwei Worte einschränkt: Finanzen und Konstitution? Finanzen, denn die Revolution muß, indem sie dem Volke alle seine Rechte zurückgiebt, zu gleicher Zeit sein Glück auf immer bevestigen; und man kann nicht leugnen, daß jetzt das Volk leidet, daß die Handlung in Unthätigkeit ist, daß die Handwerker ohne

rbeit sind, und daß jeder Aufschub uns dem Verder-
en zuführt. Konstitution, denn mit ihr hat man
lles. Stellvertretende Gesetzgeber, welche Gesetze
nit Weisheit geben; eine Justiz deren Grundlagen die
Geschwornen (die englåndischen Jurys) sind; Volks-
zahlen; disciplinirte Armeen, von denen kein Miß-
rauch gemacht werden kann; eine Erziehung, welche
ie Grundsåtze einschårft, und die Anlagen ausbildet;
ine ruhige Nation, unter den Waffen der Freiheit;
inen Kånig, mit aller der Macht begabt, welche eine
große Monarchie erfordert, und mit alle dem Glanze,
welcher sich für die Majeståt eines großen Volks schickt;
endlich, eine festgesetzte und vollståndige Einrichtung
der Regierungsform, und jene genaue Bestimmung ei-
ner jeden Art von Gewalt, welche allein die Tyranney
verbannt. Ich versichere die Versammlung, daß die
Bürgermiliz, deren Eifer eben so anhaltend als kråftig
ist, sehr darnach verlangt, in Unseren Beschlüssen ihre
konstitutionelle Stelle zu finden, und in denselben ihre
Pflichten zu lesen. Doch gestehe ich, daß die vorlåu-
fige Einrichtung der Justiz noch um so viel nothwendi-
ger ist, da das Gesetz nur zu oft noch in denjenigen,
denen die Ausübung desselben übertragen ist, Wider-
sacher findet, und da es noch immer Komplotte aller
Art giebt, welche, in ihren stråflichen Verirrungen, den
Versuch machen kånnten, Schwierigkeiten oder Vor-
wånde (prétextes) der Gründung der åffentlichen Ruhe
entgegen zu setzen. Und vielleicht verzeiht man Unge-
duld die Konstitution geendigt zu sehen demjenigen, der
dem Volke versprochen hat, nicht ihm zu schmeicheln,
sondern dasselbe zu vertheidigen, und der sich selbst ver-
spricht, daß das Ende der Revolution, indem es ihn
ge-

genau wieder auf diejenige Stelle setzt, auf welcher e
war ehe dieselbe anfieng, ihn ganz der Reinheit sein
Erinnerung überlassen werde."

„Am ein und zwanzigsten März sandte die National
versammlung eine Gesandtschaft an den König und di
Königinn, um beiden Majestäten ihr Beileid über de
Tod des Kaisers zu bezeugen. Der Presidènt, Her
Rabaud de St. Etienne, hielt folgende Anrede a
den König.

„Sire."

„Die Nationalversammlung rechnet es mit unte
ihre heiligsten Pflichten, unangenehme Vorfälle, wel
che Eure Majestät betreffen, mit Ihnen zu theilen,
und Ihnen die Gesinnungen eines zahlreichen Volkes,
dessen Stellvertreter sie ist, zu überbringen. Wir ha
ben von ihr den Auftrag erhalten, Eurer Majestä
die Theilnahme zu bezeugen, welche dieselbe an dem
Verluste nimmt, den Eure Majestät erlitten haben,
Wir erfüllen, Sire, diese traurige Pflicht. Ihr Herz
hat großer Tröstungen vonnöthen, und die National
versammlung ist dieselben Eurer Majestät schuldig,
Indem sie sich ohne Aufhören damit beschäftigt, die
Konstitution zu beendigen, deren Grundsätze Eure
Majestät angenommen hat; indem sie sich damit be
schäftigt, Ordnung in die Finanzen zu bringen, hoff
sie zuverlässig, das öffentliche Zutrauen, welches durc
hundert übertriebene Schreckbilder verirrt worden ist,
gegen Eure Majestät wiederum herzustellen. Dann
wird die Nationalversammlung Eurer Majestät, al
einen Tribut, Versicherungen überbringen, die Ihres
gefühlvollen Herzens würdig sind: die Herstellung des
öffentlichen Kredits, ein wiedergebohrnes Reich, ein

nen

ue Ordnung von Dingen, welche aus den Trümmern
ervorgeht, und glückliche Völker, unter der Regie-
ung des besten und großmüthigsten aller Könige."

„Der König antwortete:

„Meine Herren. Versichern Sie die Nationalver-
ammlung, daß ich über den Antheil, welchen dieselbe
n meinem Verluste nimmt, sehr gerührt bin. Sie
ennt mein Herz, wenn sie glaubt, daß das zuverlässig-
te Mittel meinen Schmerz zu trösten darin bestehe,
aß sie thätig für das Wohl meines Volkes arbeite."

Zu der Königinn sagte der President:

„Madame."

„Die Nationalversammlung hat uns aufgetragen,
Ihnen den Antheil zu bezeugen, welchen sie an dem ge-
echten Schmerze nimmt, den Eure Majestät über den
Verlust Seiner Kaiserlichen Majestät, Ihres erhabenen
Bruders, empfunden haben. Indessen glaubt die Ver-
sammlung, sich nicht von der Achtung zu entfernen,
welche dieselbe Ihrer Betrübniß schuldig ist, wenn Sie
Eure Majestät ersucht, Ihren Schmerz zu vergessen,
und sich gänzlich einem großen Volke zu widmen, das
mit Zuversicht seine Blicke auf Sie gerichtet hat. Es
setzt seine Hoffnung in jene Größe des Karakters, durch
welche Eure Majestät Sich so sehr über Ihr Geschlecht
erhebt. Es hofft, Madame, Ihren Trost und den
seinigen in eben den Gefühlen der Natur zu finden,
welche jetzt die Ursache ihrer Trauer sind, und welche,
indem sie sich mit desto größerer Zärtlichkeit auf das
königliche Kind lenken, das Eure Majestät zum Glücke
der Frankreicher erzieht, Ihnen Veranlassung gegeben
haben, uns anzukündigen, daß Sie für jenes und für
diese gleiches Schicksal verlangen. Die Nationalver-
sammlung,

sammlung, indem sie die Bekümmernisse Eurer Majestät mit Ihnen theilt, zweifelt nicht, Madame, daß Sie nicht auch an dem was uns bekümmert Antheil nehmen sollten; und sie hofft, daß, nach den großen Bewegungen, welche das Schicksal Frankreichs gehoben und gleichsam aufgehalten haben, dasselbe bald wiederum seinen Lauf, zum festen Ruhme des Throns, und zu der Wohlfahrt der Nation, nehmen werde."

Die Königinn antwortete:

„Ich bin sehr gerührt, über den Antheil, den die Versammlung an dem Verluste nimmt, welchen ich erlitten habe. Ich bin von den Gesinnungen derselben gegen mich überzeugt, und ich bitte Sie ihr meine Dankbarkeit zu bezeugen." a)

Eines der merkwürdigsten Ereignisse um diese Zeit war die öffentliche Bekanntmachung des sogenannten rothen Buches, oder des Verzeichnisses der geheimen Pensionen und Gnadengehalte, welche aus dem königlichen Schatze, an die große Menge der Höflinge, Pflastertreter, Schmarotzer und Blutigel ausgezahlt wurden. Unwille bemächtigt sich der Seele des Menschenfreundes, der dieses, von dem blutigen Schweiße tief gebeugter und zu Boden gedrückter Unterthanen, roth gefärbte Buch, in die Hand nimmt; und wenn er es weglegt, so lobpreist er die Vorsehung, welche diesem Unfuge endlich ein Ende gemacht, und den stolzen und schmarotzenden Hofadel in Frankreich auf immer zerstört hat!

Wäh-

a) Je suis très sensible à la part que l'Assemblée prend à la perte que je viens de faire. Je suis persuadée de ses sentiments pour moi, et je vous prie de lui en témoigner ma reconnoissance.

Während der letzten zwanzig Jahre der Regierung Ludwigs des Funfzehnten, und seit der Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs, hatten Uebermuth und Ueppigkeit, unter den unnützen Bürgern des Staates, und Elend und Armuth unter den nützlichen Bürgern desselben, in gleichem Verhältnisse zugenommen. In den Städten hatte der Luxus sogar die niedrigsten Klassen ergriffen. Dieser Luxus war ein goldnes Kleid, das einen siechen Körper bedeckte. Das häusliche Glück wurde den Vergnügungen der Eitelkeit aufgeopfert, und man versagte sich die nöthigen Nahrungsmittel um geputzte Kleider tragen zu können. Der Bauer hatte in der Nähe der Städte alle Laster derselben angenommen, und war faul, träge und geldgierig. Ferne von den Städten konnte er sich durch anhaltende Arbeit nicht einmal das Nothwendige verschaffen. Schwarzes Brod, Wurzeln, Wasser, grobe und zerlumpte Kleider, verfallene Strohhütten: dies war der Anblick, den die Provinzen gewährten. Die Bevölkerung nahm zusehends ab, und in einigen Provinzen verfaulte ein Theil der Erndte auf dem Felde, weil nicht Menschen genug vorhanden waren, um dieselbe einzusammeln. Eben so elend lebte der Soldat. Ein wenig warmes Wasser auf grobes und ungenießbares Kommißbrod gegossen; dies war sein Frühstück. Ein Stück schwarzes Brod und ein wenig halbverfaultes oder trocknes Fleisch; dies war sein Abendessen. Auf solche Weise lebten dreimal hundert tausend Frankreicher, während sich der Hof, und was dazu gehörte, in Ueppigkeit und in Wollüsten mästete, und dem Geschrei des Armen nicht nur seine Ohren verschloß, sondern denselben, um durch seinen Anblick im Genusse nicht gestört zu wer-

werden, mit unmenschlicher Insolenz, von sich entfernte. Von dem gedrückten Volke erpreßte man das Geld, und dieses Geldes bediente man sich, um dasselbe noch mehr zu drücken. Die feilen, kriechende Höflinge erniedrigten sich gegen die Großen bis zu den niederträchtigsten Schmeicheleien, und predigten unaufhörlich die Lehre: es gäbe zwei Klassen von Menschen, von denen die Eine zum arbeiten, gehorchen, bezahlen, seufzen, leiden und dulden; die andere hingegen zum verzehren, befehlen, erpressen, genießen, quälen und trotzen, von der Natur bestimmt sey. Die ersten Herren des Hofes waren die kriechendsten Schmeichler. Der Gouverneur Ludwigs des Sechszehnten und seiner Brüder, erhielt, auf seine eigne Bitte, einen Befehl von dem Königlichen Staatsrathe, wodurch ihm und seinen Kollegen verboten wurde, in Gegenwart ihrer Zöglinge sich zu setzen, sich zu bedecken, und mit denselben zu essen. Bald nachher bekam er das Podagra. Er konnte nun nicht mehr stehen. Aber was that der kriechende Höfling? Er ließ sich ein Taburet in den Saal bringen, knieete darauf, und ließ sich, in dieser Stellung, so lange er mit den Prinzen sprach, von zwei Kammerdienern halten, von denen ihm zu jeder Seite Einer stand. Und nun macht man den Prinzen noch Vorwürfe! man wundert sich darüber, daß sie glauben sie wären mehr als andere Menschen; da sie doch von der Wiege an, und schon im Kinderröckgen, gewohnt sind, um sich her kriechende Sklaven zu sehen, und mit abergläubischer Andacht angebetet zu werden! Kein Wunder, daß sie sich, in spätern Jahren, für Gottheiten halten, und ihre Nebenmenschen wie verächtliche Thiere behandeln! Aber, d

Ve

Vorsehung sey es gedankt, diese Zeiten sind vorbei, und sie werden nicht wieder kommen! Ludwig der Sechszehnte schaffte, bei dem jetzigen Dauphin, diese sklavische Etikette ab, und sagte: „Der Sohn des Monarchen ist ein Kind, und muß auch als ein Kind behandelt werden.“

Das rothe Buch ist ein Verzeichniß von Ausgaben. Es ist in rothen Saffian gebunden, und besteht aus 122 Blättern. Das Papier ist das schönste Holländische, aus der Manufaktur des D. et C. Blauw mit der Devise im Papier: Pro Patria et Libertate. Die ersten zehn Blätter enthalten die Ausgaben der Regierung Ludwigs des Funfzehnten. Die zwei und dreißig folgenden gehören zu der Regierung Ludwigs des Sechszehnten; die übrigen sind noch unbeschrieben. Der erste Artikel der jetzigen Regierung ist vom 19. Mai 1774, über 200,000 Livres, welche den Armen, bei Gelegenheit des Todes Ludwigs des Funfzehnten, ausgetheilt worden sind. Der letzte Artikel ist vom 16. August 1789, über 7,500 Livres, als ein Vierteljahr der Pension der Madame d'Ossun. Der König verlangte, daß diejenigen Blätter, welche die Ausgaben seines Vorfahren beträfen, nicht gelesen, sondern versiegelt werden sollten; und dieses ist auch geschehen.

Alle geheimen Ausgaben der gegenwärtigen Regierung lassen sich unter zehen Klassen bringen:

| | | |
|---|---|---|
| 1. | Den Brüdern des Königs . . | 28,364,000 |
| 2. | Geschenke und Gnadenbezeugungen | 6,174,000 |
| 3. | Pensionen und Gehalte . . . | 2,221,000 |
| 4. | Almosen . . . . . . | 254,000 |
| 5. | Entschädigungen und Vorschüsse . | 15,254,000 |
| 6. | Gekaufte Stellen . . . | 20,868,000 |
| 7. | Finanzsachen . . . . . | 5,825,000 |
| 8. | Auswärtige Geschäfte und Posten | 135,804,000 |
| 9. | Verschiedene Ausgaben . . | 1,794,000 |
| 10. | Ausgaben für die Person des Königs und der Königinn . . | 11,423,000 |
| | Summe | 227,981,000 |

Wenn man diese ungeheure Summe betrachtet, so darf man dabei nicht vergessen, daß dieses nur ein kleiner Theil der Königlichen Ausgaben ist; nur die geheimen Ausgaben. Die nicht geheimen sind in der vorher schon gedruckten, ebenfalls ungeheuren Pensionsliste, von welcher oben schon Meldung geschah, und in dem Verzeichnisse der Ausgaben des Departements der auswärtigen Geschäfte (dessen ebenfalls schon erwähnt wurde) zu finden. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß dieses nur das rothe Buch des Finanzministers ist; denn jeder Minister hatte ein eigenes rothes Buch, in welches er die geheimen Ausgaben eintrug, das heißt, diejenigen Ausgaben, welche er anzugeben sich geschämt hatte, oder welche er zu beweisen unmöglich fand. Außerdem gab es noch sogenannte Ordonnances de Comptant, und diese beliefen sich, von dem Jahre 1779 bis zum Jahre 1787, jedes Jahr von 87 bis zu 136 Millionen.

Ei

Es sey uns erlaubt, über jede Klasse der Ausgaben des rothen Buchs einige Bemerkungen zu machen.

Erste Klasse. Den Brüdern des Königs. Monsieur, oder der Graf von Provence, hat, von dem Jahre 1782 bis zum Jahre 1787, aus dem königlichen Schatze genommen: 14,614,000 Livres. Der Graf von Artois, in demselben Zeitraume: 13,750,000 Livres. Außerdem nahm der König, am 28. December 1783, den schändlichen Vorschlag des Calonne an, die Schulden des Grafen von Artois aus dem königlichen Schatze zu bezahlen. Außer demjenigen was schon bezahlt worden ist, hatte sich der Schatz noch anheischig gemacht, für den Grafen, im Jahre 1789, 1,600,000 Livres, im Jahre 1790 eben soviel, und im Jahre 1791 zwei Millionen zu bezahlen. Nun besaßen die Brüder des Königs, noch außerdem, Apanagen, königliche Schlösser, Güter, beträchtliche Leibrenten, und ungeheure Schulden. Wahrlich! wenn man alles dieses bedenkt, so wundert man sich nicht, daß jener Kammerherr am Französischen Hofe, als er die Geburt eines Prinzen erfuhr, überlaut ausrief: „Abermals ein junger Wolf!"

Zweite Klasse. Geschenke und Gnadenbezeigungen. Auch hier steht die Familie Polignac, so wie auf der Pensionsliste, oben an. Es ist ungeheuer, wie viel diese Blutigel des Staates aus dem öffentlichen Schatze geraubt haben. So findet man hier, daß sie die Grafschaft Fenestrange, 1,200,000 Livres an Werth, geschenkt erhalten haben. Der erste Präsident des Pariser Parlaments d'Aligre, bekam, in sieben verschiedenen Artikeln, zusammen 64,500 Livres,

und man begreift leicht, daß eine, durch eine so große Summe bestochene Magistratsperson, die Rechte des Volkes gegen den König nicht vertheidigt haben wird. Der Rheingraf von Salm hatte 400,000 Livres erhalten. Der Gräfinn Lameth, der Mutter der beiden demokratischen Grafen Lameth, 40,000 Livres. Um die Schulden der Prinzessinn Christina zu bezahlen, 150,000 Livres. Dem Hrn. Sartine 200,000 Livres.

Dritte Klasse. Pensionen und Gehalte. Unter diesen geheimen Pensionären findet man den Prinzen von Conde, den Prinzen von Zweibrücken, Thierry den Kammerdiener des Königs, und sehr viele Hof- und Gesellschaftsdamen der Königinn: z. B. die Damen de Pile, d'Albani, de Clermont Tonnerre, d'Andlau, d'Ossun, de Briosne, und andere.

Vierte Klasse. Almosen. Hier steht z. B. „Dem Volke, bei der Ankunft des Königs zu Paris, 15,000 Livres."

Fünfte Klasse. Entschädigungen und Vorschüsse. Der Marschallinn Mirepoix 125,000 Livres, als eine Entschädigung. Der Prinzessinn Conty eine Entschädigung von 2,400 Livres. (Unglaublich! eine Prinzessinn, und nur hundert Louisdors! Wahrlich, dies war der Mühe nicht werth!) Hrn. Furth, am 21. Februar 1778, zur Entschädigung für die ganze Auflage eines Pasquills, 22,680 Livres. Der Madame du Barry, zur Entschädigung, 5,250 000 Livres.

Sechste Klasse. Gekaufte Stellen. Hier erfahren wir etwas sehr Sonderbares. Der König von Frankreich hatte Leibrenten! Sieben Millionen und fünfmal hundert tausend Livres hatte der Prinz von

Conde

Condé auf den Kopf des Monarchen gesetzt. Das heißt: er ließ sich das Interesse dieser Summe zu neun Procent bezahlen, und behielt das Kapital in seinem Portefeuille.

Siebente Klasse. Finanzsachen. An die Pariser Bankiers 5,825,000 Livres, für Seiner Majestät geleistete, und Derselben bekannte Dienste.

Achte Klasse. Auswärtige Geschäfte und Postsachen. Diese Klasse ist die unbegreiflichste von allen. Man findet hier, daß das sogenannte Postgeheimniß, das heißt, das Erbrechen öffentlicher Treue anvertrauter Briefe, der Französischen Regierung jährlich dreimal hundert tausend Livres kostete. Von allen Ministern Frankreichs war keiner, der sich nicht des Mittels bedient hätte, Briefe auf der Post eröffnen zu lassen; sogar Necker nicht, wie folgende Anekdote beweist. Vor einigen Jahren forderte ein Kaufmann aus Bordeaux von Hrn. Necker eine beträchtliche Summe, für den Verlust eines ihm zugehörigen, und mit seiner ganzen Ladung, im Dienste des Königs, aufgeopferten Schiffes. Necker suchte die Sache in die Länge zu ziehen, und machte Schikanen über Schikanen. Einst wurde der Kaufmann, im Gespräche mit dem Minister, sehr dringend und zuletzt heftig. Hierauf warf ihm Necker vor, daß er von ihm sehr unanständig gesprochen hätte, und wiederholte seine eigenen Ausdrücke. — „Nein! antwortete der Kaufmann heftig, „auf diese Weise habe ich mit Niemand von Ihnen gesprochen; aber meinem Vater habe ich es geschrieben, „und Sie können es unmöglich auf eine andere Weise „erfahren haben, als dadurch, daß Sie meine Briefe „auf der Post haben erbrechen lassen.“ Der Minister schwieg

schwieg stille, schien verwirrt, und brach die Unterredung ab.

Die geheimen Ausgaben des auswärtigen Departements belaufen sich, von dem Jahre 1774 bis 1788, auf hundert und siebzehn Millionen. Wo ist dieses Geld hingekommen? Dies scheint ein unauflösliches Räthsel zu seyn. Wir haben oben gesehen, daß unter den bestimmten, festgesetzten Ausgaben des auswärtigen Departements 200,000 Livres für geheime Ausgaben, und 450,000 Livres für unvorhergesehene Ausgaben, jährlich berechnet wurden. Mit dieser Summe könnte man ja alle Spione in ganz Europa bezahlen, und die Hälfte der Sekretairs bestechen. Wo ist dann jene ungeheure Summe hingekommen? Mit Gewißheit können wir diese Frage nicht beantworten: und Vermuthungen würden hier vermessen seyn. Merkwürdig scheint es, daß diese geheimen, auswärtigen Ausgaben, in den Jahren 1787 und 1788 um einige Millionen zugenommen haben, da doch Frankreich in diesen Jahren keinen Krieg führte, sondern des ruhigsten Friedens genoß.

Neunte Klasse, Vermischte Ausgaben. Enthält keine beträchtliche Ausgaben. Mit Erstaunen sieht man, daß die Reise des Königs nach Cherbourg nur 148,000 Livres gekostet hat.

Zehente Klasse. Ausgaben, welche die Person des Königs und der Königinn angehen. Nicht mehr als eilf Millionen, seit der Thronbesteigung des Königs! gewiß eine sehr mäßige Summe!

Der Prinz von Conti, welcher im Anfange der Revolution, mit den übrigen Prinzen geflohen war, kam am Ende des Märzmonaths wiederum nach Paris

zu-

rück. Er kam in die Versammlung der Bürger des-
nigen Distrikts in welchem seine Wohnung war,
chwor den Bürgereid, und schenkte den Armen seines
Distrikts zweitausend Livres. Er wurde mit den größten
Freudenbezeugungen aufgenommen. Das Volk zu Pa-
ris hat diesen Prinzen von jeher mehr als alle übrigen
geliebt: denn er war der Einzige, welcher Handwerks-
leute, die für ihn arbeiteten, bezahlte; von den an-
dern war niemals Geld zu erhalten gewesen.

Hr. Necker hatte, in seiner, am vierten März
an die Versammlung gesandten Abhandlung, verlangt,
daß die Versammlung einige Glieder aus ihrer Mitte
wählen solle, damit diese, mit ihm zugleich, die Auf-
sicht über die Finanzen haben, und einen Finanzrath
(Bureau de Tresorerie) ausmachen möchten, dessen Prä-
sident er seyn würde. Diese Bitte hatte er, am zwölf-
ten März, in einem Briefe an die Versammlung wieder-
holt. Aber die Versammlung hatte sich über diesen
Vorschlag gar nicht berathschlagt, weil derselbe einem
ihrer Beschlüsse entgegen war; nehmlich demjenigen,
welcher verbietet, daß ein Mitglied der Versammlung
irgend eine Stelle von der Regierung annehmen könne.
Nun erhielt, am fünf und zwanzigsten März, der Prä-
sident der Versammlung folgenden Brief von dem Kö-
nige, welchen er der Versammlung vorlas:

„Mein Herr. Ich habe mit Erstaunen erfahren,
„daß die Versammlung über das Verlangen, welches
„mein Finanzminister derselben bezeugt hat, einen Fi-
„nanzrath zu errichten, dessen Mitglieder ich beinahe
„alle aus der Nationalversammlung zu nehmen gedenke,
„sich noch nicht berathschlagt habe. Die Ausführung
„dieses Verlangens wird täglich wichtiger, und darum

„wünsche

„wünsche ich, daß dieser Gegenstand in Berathschlagung
„genommen werden möge."

„LUDWIG."

Die Versammlung beschloß, daß der Presídent sich zu dem Könige begeben solle, um Seiner Majestät zu sagen: die Versammlung würde am folgenden Tage seinem Verlangen entsprechen, und sich über seinen Vorschlag berathschlagen. Am sechs und zwanzigsten März entstanden, über diesen Gegenstand, in der Versammlung folgende Debatten:

Hr. Reubel. Es ist jetzt noch nicht Zeit zu untersuchen, ob der Minister nicht sein Erstaunen bis auf die Zeit hätte verschieben sollen, in welcher die Versammlung den unkonstitutionellen Vorschlag, den er uns gethan hat, annehmen wird.

Hr. de Lepaux (nachdem er ausführlich bewiesen hatte, daß der Vorschlag des Hrn. Neckers der Konstitution entgegen sey und folglich nicht angenommen werden könne, fuhr folgendermaßen fort:) Noch sey es mir erlaubt, über den unkonstitutionellen Brief, welchen die Minister dem Besten der Könige eingegeben haben, einige Bemerkungen zu machen. Dieser Brief müßte von einem Minister unterschrieben seyn. Der Hr. Siegelbewahrer hat sich schuldig gemacht, dadurch daß er uns denselben übersandt hat, indem er uns in die zweideutige Lage versetzt, entweder unsern Grundsätzen und dem Wohl des Volkes entgegen zu handeln, oder einen König zu betrüben, der unserer Liebe so würdig ist. Einem Fürsten die Wahrheit sagen; dies heißt beweisen, er sey würdig dieselbe zu hören; es ist die schönste Lobrede, welche ein König nur verlangen kann. Sagen wir daher freimüthig, daß wir den Vorschlag

Seiner

Seiner Majestät nicht in Berathschlagung nehmen können. Wachen Sie über die Minister! Wachen Sie, meine Herren, über die Minister!

Hr. Barnave. Der Finanzrath, den man Ihnen vorschlägt, ist Ihren Beschlüssen entgegen; er zielt nur dahin ab, den Ministern die Verantwortlichkeit abzunehmen, und dieselbe den Mitgliedern der Versammlung zu übertragen. Diese enthält, wie der Minister sich ausdrückt, die vorzüglichsten Kenntnisse. Aber Sie geben ja die Gesetze. Und was braucht es denn für Kenntnisse dazu, um diese Gesetze auszuüben? Ueberdieß lassen Sie ja den Finanzminister, so oft er etwas vorzutragen hat, in der Versammlung zu. Die Gemeinschaft zwischen ihm und der Versammlung, welche er verlangt, ist demzufolge schon vorhanden. Ein Finanzrath würde also nicht nur gefährlich, sondern auch unnütze seyn. Darum schließe ich, daß dieser Vorschlag keine Berathschlagung verdiene.

Hr. Demeunier. Auch ich bin der Meinung meiner Vorgänger, und ich schlage vor, folgenden Beschluß zu fassen: „Die Nationalversammlung, nachdem „dieselbe den Aufsatz des Hrn. Necker vorlesen gehört „hatte, wollte einen Beweis ihrer Rücksicht auf den „Wunsch des Königs, so wie ihrer Verehrung und ih„rer Liebe für die Person Seiner Majestät geben; sie „hat daher die Beweggründe ihrer Beschlüsse, vom 7. „November 1789 und vom 26. Januar 1790, aufs „Neue untersucht, und sie erklärt, daß sie bei denselben „beharre."

Dieser Vorschlag wurde angenommen, und die Versammlung faßte den Beschluß wörtlich so ab, wie

Hrn.

Hr. Demeunier denselben vorgetragen hatte. Nun entstanden aber neue Debatten.

Graf Mirabeau. Stellen Sie dem Könige vor, daß keiner seiner Vorschläge, als von ihm kommend, der Versammlung vorgelegt werden kann, wenn derselbe nicht von einem Minister unterzeichnet ist.

(Man klatscht Beifall auf der einen Seite der Versammlung.)

Hr. Garat der ältere. Ich verwerfe den Vorschlag, welchen Hr. von Mirabeau als konstitutionell uns vorträgt. Und ich verwerfe ihn mit der Konstitution in der Hand. Der dreizehnte Artikel derselben heißt: „Der König kann die Versammlung einladen einen Gegenstand in Berathschlagung zu nehmen, aber „Gesetze vorzuschlagen, dies kommt den Stellvertretern „der Nation allein zu." Der achtzehnte Artikel lautet wie folgt: „Die Minister und Agenten der ausübenden „Gewalt sollen für ihr Departement verantwortlich „seyn. Kein Befehl des Königs kann ausgeübt wer„den, wenn derselbe nicht von dem Könige unterschrie„ben, und von dem Minister des Departements unter„zeichnet ist." Sie sehen demzufolge, meine Herren, daß die Unterschrift des Ministers nur die Befehle des Königs betrift, aber auf keine Weise die Einladungen des Königs an die Nationalversammlung, und daß Sie Ihrer Konstitution zuwider handeln würden, wenn sie diesen Grundsatz festsetzten. In der That, was würde daraus entstehen? alle persönliche Gemeinschaft zwischen dem Könige und den Stellvertretern der Nation würde aufgehoben: und wie könnte Ihre Vernunft, oder Ihr Herz, so etwas zugeben? Würde der König betrogen, und Sie wollten ihn zurechtweisen, was könn-

önnten Sie da wohl für ein anderes Mittel haben, als ihn vor den Rathschlägen der Minister zu warnen? Es ist nöthig, daß er Ihnen gerade zu seine Meinung bekannt mache, und daß Sie ihm, ohne Umschweife, die Wahrheit und das Interesse seines Volkes müssen vorstellen können. Darum schließe ich, daß man über den Vorschlag des Hrn. von Mirabeau sich gar nicht berathschlagen solle.

Hr. von Mirabeau. Aus den Artikeln der Konstitution, welche mein Vorgänger vorgelesen hat, folgt das gar nicht, was er daraus schließen will. Da die Person des Königs geheiligt ist, und da das Gesetz ihm eine idealische Unfehlbarkeit zugesteht, so frage ich: ob es nicht nöthig sey, daß jederzeit Jemand vorhanden sey, der für den Rath des Königs stehe. Ich schließe, daß dem Presidenten aufgetragen werden soll, dem Könige verehrungsvoll vorzustellen, daß sein Brief gar keinen Karakter der Gesetzmäßigkeit habe, und daß derselbe dem Lehrsatze der Verantwortlichkeit entgegen sey.

(Großer Lärm und Tumult. Auf der einen Seite wird Beifall geklatscht; auf der andern Aufschub der Berathschlagung über diesen Gegenstand verlangt. Endlich beschloß die Versammlung, sich gar nicht darüber zu berathschlagen.)

Die von der Versammlung ausgeschriebene patriotische Steuer, welche den vierten Theil der Einkünfte eines jeden Staatsbürgers ausmachen und freiwillig seyn sollte, wurde so langsam, so saumseelig und so nachlässig bezahlt, daß endlich vorgeschlagen wurde, diese freiwillige Steuer in eine gezwungene, die Bitte in einen Befehl zu verwandeln.

Hr.

Hr. Robespierre. Wenn Sie die freiwillige Kontribution in die drückendste aller Auflagen verwandeln wollen, was wird dann ein solcher Schritt auf die Gemüther für Wirkung hervorbringen? Geben Sie nicht dadurch den Feinden des öffentlichen Wohls selbst die Waffen in die Hände?

Hr. Roederer. Der Vorschlag, den man heute thut, streitet gegen zwei von Ihren Beschlüssen. Sie haben verlangt, daß die patriotische Steuer allen Schein des Patriotismus haben solle; Sie haben beschlossen, daß keine Eintreibung derselben statt finden solle. Warum schlägt man Ihnen denn heute vor, diese freiwillige Steuer in eine gezwungene zu verwandeln? Nein! auf eine solche Weise darf keine Auflage ausgeschrieben werden. Dies hieße der Ehrlichkeit der Staatsbürger eine Falle legen. Verlangen Sie nur freiwillige Opfer, und lassen Sie zur Belohnung die Ehre dieselben gebracht zu haben.

Es wurde beschlossen, daß das Verzeichniß derjenigen, welche die patriotische Steuer bezahlt hätten, gedruckt werden solle.

Am ein und zwanzigsten März trug sich ein sonderbarer Vorfall zu. Der Marquis d'Ambert, der Oberste des Regiments Royal Marine, welches zu Marseille in Garnison lag, kam mit Extrapost nach Marseille. Am Thore wurde er, von der Bürgerwache, so wie jeder andere Reisende, angehalten, und um seinen Nahmen gefragt. Er weigerte sich denselben zu sagen. Nun kam der Officier des Postens und wiederholte die Frage. Er weigerte sich abermals und sagte dem Officier Grobheiten. Der Officier antwortete. Dann sprang d'Ambert aus seiner Chaise, ergriff den

Of-

Offizier bei dem Kragen, und sagte zu ihm: „Wollen Sie Krieg? Meinetwegen! ich rücke mit meinem Regimente aus und mache mich anheischig diese ganze Kanaille zu zerstören. Sie können dem Bürgerrathe sagen, daß der Maire und die übrigen Räthe zum T . . . gehen mögen.“ Hr. d'Ambert wurde wegen dieser Insolenz ins Gefängniß gebracht, und der Vorfall ward an die Nationalversammlung und an den König berichtet. Der König, über dieses Betragen des Hrn. d'Ambert aufgebracht, befahl, daß er solle so lange im Gefängnisse bleiben, bis ihm nach Kriegsrecht der Prozeß gemacht seyn würde; und der Bürgermiliz zu Marseille, so wie dem Bürgerrathe dieser Stadt, ließ der König, für ihr vernünftiges und kluges Betragen bei diesem Vorfalle, danken. Die Nationalversammlung bestätigte dieses Urtheil, und dankte, auch in ihrem Nahmen, dem Bürgerrathe und der Bürgermiliz der Stadt Marseille.

Der unglaublich große Enthusiasmus für Freiheit, welcher Frankreich von einem Ende bis zum andern belebte, zeigte sich vorzüglich in der ungeheuren Menge patriotischer, freiwilliger Geschenke, welche von allen Orten her an die Nationalversammlung gesandt wurden. Da war keine Stadt, kein Dorf, kein Club, keine Gesellschaft von irgend einer Art, welche nicht ein mehr oder weniger beträchtliches Geschenk dem Staate gemacht hätte, um den bedrängten Finanzen aufzuhelfen, außer den großen Summen, die von einzelnen Personen dem Staate geschenkt wurden. Im Märzmonathe 1790 war die Summe, welche diese Geschenke zusammengenommen ausmachten, schon so beträchtlich, daß die Nationalversammlung sich darüber

berathschlagte, auf welche Weise dieselben wohl am besten möchten anzuwenden seyn? Es wurde beschlossen, daß von diesen patriotischen Geschenken die kleinen Leibrenten, von funfzig Livres und darunter, bezahlt, und mit dieser Bezahlung sogleich der Anfang gemacht werden solle.

Während die Ruhe in Frankreich hergestellt schien, während die Nationalversammlung sich eifrig damit beschäftigte die neue Konstitution fest zu gründen, während das Volk mit dem größten Enthusiasmus alle Beschlüsse dieser erhabenen Versammlung auf das Allergenaueste in Ausführung brachte, und mehr und mehr einsehen lernte, wie sehr diese Beschlüsse das allgemeine Beste zum Zweck hatten: während dieser Zeit bemüheten sich die Mißvergnügten, und vorzüglich die Geistlichen, Unordnung und Zwietracht anzufachen und zu erneuern. Sie predigten in den Provinzen Frankreichs einen Kreuzzug gegen die Stellvertreter der Nation. Sie wollten das Volk bewafnen, und einen bürgerlichen Krieg veranlassen, um den vormaligen, so glücklich verbannten Despotismus, wiederum herzustellen, damit sie im Weinberge der Kirche ferner ungestört zechen könnten. Sie predigten dem Volke: die Religion sey in Gefahr; man wolle Aufklärung verbreiten, Philosophie einführen, die Heiligen abschaffen, die Reliquien nicht mehr küssen, und keine Seelmessen mehr bezahlen. Die Priester lasen, auf dem Lande, den Bauern vorgebliche Dekrete der Nationalversammlung vor, und ermahnten sie, sich für die Sache Gottes zu bewafnen, und den König zu befreien, welchen man zu Paris gefangen halte, und welcher nur auf seine Befreiung warte, um sich alsdann an die Spitze

seiner

einer getreuen Unterthanen zu stellen, den Glauben zu beschützen, und sich des Nahmens eines Allerchristlichen Königs würdig zu zeigen. Diese Predigten beschlossen die Priester mit einem Gebet für die Königliche Familie, in welchem gesagt wurde: „Gott! errette den König aus den Händen der Gottlosen, und von dieser Sekte der neuen Philosophen, welche an dem Unglücke Frankreichs Schuld sind!“ Zum Glücke erreichten diese aufruhrpredigenden Priester ihren Zweck nicht.

Am neun und zwanzigsten März wurde in der Nationalversammlung folgender Brief vorgelesen, den eine Dame, aus der Stadt Lanion, an den Presidenten der Versammlung geschrieben hatte:

„Mein Herr President.“

„Von den Weibern kommt in der Konstitution kein „einziges Wort vor, und ich gestehe gerne, daß es ihnen nicht zukomme sich in öffentliche Geschäfte zu mischen. Indessen müssen doch die Mütter Bürgerinnen „des Staates seyn: und welche wollte nicht dem Beispiele unserer Königinn folgen, die da versprochen hat „ihren erhabenen Sohn in den Grundsätzen der neuen „Konstitution erziehen zu lassen? Von dieser patriotischen Erklärung gerührt und durchdrungen, habe ich, „die ich eine Mutter von zehen Kindern bin, und gegenwärtig das jüngste derselben stille, diese Kinder „um mich her versammelt, und dann habe ich, in Gegenwart ihrer Großmutter, auf den Knieen, vor „Gott geschworen, sie in der Treue gegen die Nation „und den König zu erziehen. Meine älteste Tochter „hat denselben Eid geschworen: denn auch sie ist Mutter, und stillt selbst. Ich würde untröstlich seyn, Herr

„Pre-

„President, wenn diese Handlung der Versammlung
„mißfallen könnte. Ich schmeichle mir, im Gegen-
„theil, daß dieselbe einen Befehl werde ergehen las-
„sen, vermöge welches den Müttern erlaubt seyn soll,
„diesen feierlichen Eid, in Gegenwart der Bürgerbe-
„amten abzulegen; denn diese werden wir künftig hoch-
„schätzen, weil sie von dem Volke gewählt seyn werden.
„Ich glaube, daß diese ehrwürdige Zeremonie es wün-
„schenswerth machen müßte Mutter zu seyn, und daß
„durch dieselbe die bürgerlichen Pflichten dieses Stan-
„des den ersten Erzieherinnen der Staatsbürger einge-
„schärft werden würden."

„Ich bin u. s. w."

An eben diesem Tage erschien der Kardinal von Rohan in der Versammlung und bat um Erlaubniß, als Mitglied der Versammlung, den Bürgereid schwören zu dürfen. Diese Bitte wurde ihm gewährt, und er schwor den Eid.

Am ein und dreißigsten März wurden die wichtigen Berathschlagungen über das Privilegium der Französischen Ostindischen Kompagnie angefangen, und an den folgenden Tagen fortgesetzt und geendigt.

Hr. von Noailles. Jedes ausschließende Privilegium ist eine Ungerechtigkeit. Das Privilegium der Ostindischen Kompagnie schadet dem Handel: denn das stärkste Handlungsjahr der Ostindischen Kompagnie steigt nicht höher als ein und zwanzig Millionen; ein Jahr des freien Handels betrug hingegen drei und dreißig Millionen. Die Ostindische Kompagnie kommt dem Staate sehr theuer zu stehen. Wir haben derselben Palläste, Kontore, u. s. w. geschenkt. Warum sollen wir die Mühe ein solches Privilegium zu geben

so theuer bezahlen, da es so viele Staatsbürger giebt, welche diesen Handel umsonst zu treiben bereit sind? Meine Meinung ist, daß das ausschließende Privilegium der Ostindischen Kompagnie aufgehoben werden solle.

Hr. de la Jacqueminiere. Je mehr der Ostindische Handel ausgedehnt und blühend ist, desto mehr wird die Handlung im Inneren des Königreiches, und die Betriebsamkeit der Nation abnehmen. Man bringt uns Waaren für den Luxus, und man führt unser baares Geld aus dem Königreiche. Daher glaube ich, daß die Freiheit dieses Handels zwar einigen Kaufleuten nützlich, aber für den Staat schädlich seyn würde.

Hr. de Sinetty. So lange nur davon die Rede ist, einem Volke einen bisher noch unbekannten Handlungszweig zu eröffnen, solange kann vielleicht eine mit dem Privilegium versehene Kompagnie nützlich seyn: aber wenn der Handlungszweig erst einmal bekannt ist, dann ändert sich die Lage der Dinge gänzlich. Dieses ist nunmehr der Fall mit dem Ostindischen Handel, und darum glaube ich auch, daß das Privilegium der Kompagnie müsse aufgehoben werden.

Abbe Maury. Hier ist nicht die Rede von einer Handlungsaufgabe, sondern der Gegenstand betrift das Interesse des Staats. Drei Nationen handeln nach Ostindien; England, Holland und Frankreich. Die beiden ersten habe eine freie Regierungsform, und dessenungeachtet eine Ostindische Kompagnie. Dreimal schon ist diese Frage, in England und in Holland, vor den geschicktesten Kaufleuten aufgeworfen, und dreimal zu Gunsten des ausschließenden Privilegiums entschieden worden. Monopole im Handel sind noth-

wendig, und thun den Rechten des Menschen keinen Eintrag. Ich gestehe gerne, daß der Ostindische Handel eine Plage ist, die den Staat drückt. Dieser Handel hat den Luxus eingeführt, und durch denselben sind eine Menge künstlicher Bedürfnisse entstanden. Sie kennen jenes alte Sprüchwort des Sully: „So oft „du einen Menschen mit goldnen Treffen siehst, wirst „du jederzeit einen mit Lumpen bedeckten Mann neben „ihm erblicken.“ Der Handel mit Ostindien kann bloß allein mit baarem Gelde geführt werden: denn die Indianer, mäßig in ihrer Nahrung, einfach in ihrer Kleidung, verlangen nichts als Geld, welches sie, nach ihrem Tode, mit ihrem Körper einscharren lassen, in Hofnung in jener Welt sich dasselbe zu Nutze zu machen. Nun verlieren wir schon drei und dreißig Millionen jährlich in der Balanz unsers Handels mit England und der Schweiz. Die Schweiz allein liefert uns jährlich für funfzehn Millionen Mousseline, und wir verkaufen derselben für nicht mehr als vier Millionen Baumwolle, welche wir aus Ostindien holen. Mit England verlieren wir zwei und zwanzig Millionen. Und Sie wundern sich noch daß das Geld so rar ist! Wahrlich! wenn es noch zehen Jahre auf diese Weise fortdauert, so geht der Staat zu Grunde. Es ist daher meine Meinung, daß ein so schädlicher Handel nicht frei gegeben werde, sondern daß das Privilegium der Kompagnie beibehalten werden soll; aber unter der Bedingung, daß dieselbe allen Gewinnst, der mehr als acht Procent beträgt, mit dem Staate theile.

Hr. Nerac. Ich will die Rede meines Vorgängers Wort für Wort widerlegen, und beweisen, daß er von der ganzen Sache nichts versteht . . . . .

(Der

(Der Presideut ruft: „Ordnung! Ordnung!")

(Heftig.) Ja! ich habe Recht; ich will den Kaufmannsstand gegen die Beleidigungen vertheidigen, welche mein Vorgänger demselben zugefügt hat. Ich verstehe mehr davon als der Abbe Maury, und spreche mit mehr Aufrichtigkeit. Die Kaufleute sind nützliche Menschen, welche täglich dahin arbeiten, das Vaterland zu bereichern: aber was hat denn Er für dasselbe gethan?

Hr. von Clermont Tonnerre. Ich habe über diese große, den Staat betreffende Frage, weiter nichts als Zweifel vorzubringen. Weder die Rede des Hrn. Abbe Maury, noch die Widerlegung meines Vorgängers haben mich überzeugt. Die erste schien mir bloß eine traurige Erdichtung, und die zweite ein schöner Traum zu seyn. Ich sehe, nach Allem was bisher gesagt worden ist, weiter nichts, als Erläuterungen die zu verlangen, und Thatsachen die zu beweisen wären. Und wenn ich nicht wüßte, daß das Engländische Parlament drei Monathe mit Debatten über diese Frage zugebracht, und daß es alle unterrichtete Personen darüber verhört hat; so würde ich mich meiner Unwissenheit schämen. Freilich sollte keine Kompagnie das Vorrecht dieses Handels allein besitzen. Wie ist es aber möglich diesen Mißbrauch jetzt abzuschaffen? Die Erfahrung entscheidet nichts: denn sie beweist sogar, daß in England eine mächtige Kompagnie dem Reiche sehr nützlich ist. Der Hr. Abbe Maury hat nicht bewiesen, daß der Ostindische Handel für Frankreich schädlich, und noch weniger, daß die gänzliche Vernichtung desselben möglich sey. Dazu wäre doch nöthig vorher zu wissen, in welchem Verhältnisse dieser Handel mit

unsern Manufakturen stehe. Diese Data haben wi[r]
nicht. Wir können dieselben auch gegenwärtig nicht be-
kommen: folglich sind wir auch nicht im Stande d[ie]
Frage zu entscheiden. Der Abbe Maury hat Colber[t]
den dreimal grossen Colbert genannt! Auch ich vereh[re]
das Andenken Colberts: aber die Nachwelt hat da[s]
Recht alle Menschen strenge zu richten, und nun wi[ll]
ich Ihnen einen Brief vorlesen, welchen dieser Mini-
ster an einen Gouverneur in Ostindien schrieb, und i[n]
welchem er demselben vorwirft, daß er die Koloni[e]
unter der Gestalt von Reichsständen zusammenberufe[n]
habe; wobei er zugleich bemerkt, es sey der Wunsc[h]
des Königs, daß das Andenken an die Reichständ[e]
sich nach und nach verlieren möge, mit dem beigefüg-
ten Befehle, sogar die Stelle eines Syndikus aufzu-
heben, damit man die Unterthanen allmählig gewöhne[,]
daß jeder nur für sich spreche, und daß keiner berechtig[t]
sey im Nahmen von Allen zu sprechen.

Auszug eines Briefes des Hrn. Colbert, an Hrn
de Camprenac, Gouverneur zu ....

„Sie haben nicht wohl gethan die Einwohner Ih-
„rer Kolonie in drei Ständen zu versammeln; denn
„dieses bringt die Reichsstände in das Gedächtniß zu-
„rück: eine Art von Versammlung, welche in dem
„Königreiche abgeschafft ist, und von welcher die Kö-
„nige, zu ihrem eigenen Besten, für gut gehalten ha-
„ben, daß sich das Andenken an dieselbe allmählig ver-
„lieren möge. Suchen Sie, mit der Zeit, den Syndi[k]
„abzuschaffen, welcher, im Nahmen der Einwohner
„Bittschriften überreicht. Es ist besser, daß jeder fü[r]
„sich, und keiner im Nahmen Aller spreche."

Da

Da wir nun also mit dem Gegenstande noch nicht genug bekannt sind, so schlage ich vor, daß über denselben für jetzt noch nichts beschlossen, sondern daß der Beschluß so lange verschoben werde, bis Ihr Kommerzausschuß sich die nöthigen Erläuterungen wird haben verschaffen können.

Hr. Begouen. Ich will den Kaufmannsstand gegen den Hrn. Abbe Maury vertheidigen. Nicht nur einige geldgierige Kaufleute, sondern alle grosse Städte des Königreiches verlangen einstimmig die Freiheit des Handels. Unstreitig kann der Ostindische Handel Europa schädlich werden; aber dies läßt sich leicht verhindern. Legen Sie Zölle auf die aus Ostindien eingeführten Waaren, vorzüglich auf die Waaren des Luxus. Hingegen auf diejenigen Waaren, welche aus Frankreich wiederum ausgeführt werden, legen Sie keine Zölle: dies ist das wahre Mittel den Schaden dieses Handels aufzuheben.

(Lärm und Tumult. Viele Mitglieder rufen: „Stimmt! Stimmt! keine weiteren Debatten!" Aber der gröste Theil der Versammlung rief aus: „Nein! Nein! fahren wir mit den Berathschlagungen fort!")

Hr. de Cazales. Man hat Ihnen gesagt, der Ostindische Handel sey schädlich, weil durch denselben das Geld aus dem Lande geführt wird: aber die Ausfuhr des Geldes ist nicht allemal ein Unglück. Je mehr Geld im Lande ist, desto theurer wird die Händearbeit, und zuletzt können die inländischen Manufakturen den Konkurs mit den auswärtigen nicht mehr aushalten. Wir haben einen beträchtlichen Handel mit Spanien. Wenn nun das Geld, welches wir aus diesem Lande ziehen, nicht nach Ostindien ausgeführt wer-

den könnte; so würde sich dasselbe zu sehr anhäufen, und dadurch an seinem Werthe verlieren: und dann würden auch diejenigen Manufakturen, welche jetzt Waaren liefern, die nach Spanien geführt und gegen die Metalle umgetauscht werden, verlohren seyn. Seit der Revolution hat sich Alles verändert. Durch die Auswanderungen, und durch das Papiergeld ist das Geld verschwunden, und vielleicht wäre daher gegenwärtig der Ostindische Handel schädlich. Aber ein zufälliger Umstand darf uns nicht verleiten einen Beschluß zu fassen, dessen Folgen fortdaurend seyn würden. So lange bis das Zutrauen und das Geld wiederkommen, können wir, weder die Verhältnisse des Geldes zum Handel, noch die Verbindungen, welche die verschiedenen Handlungszweige untereinander haben, genau kennen. Daher können wir auch nicht entscheiden, ob der Handel begünstigt oder eingeschränkt werden solle, noch auf welche Weise dieses geschehen müsse. Darum schlage ich vor, diese Frage den künftigen Gesetzgebern zur Entscheidung zu überlassen.

Hr. Despremenil. Das Privilegium der Ostindischen Kompagnie ist ein Eigenthum, das wenigstens so lange nicht angetastet werden darf, bis der Pachtkontrakt zu Ende ist. So lange der Ostindische Handel frei gegeben war, wurde zwar Handlung dahin getrieben, aber nicht auf eigene Rechnung, und gerade dadurch wurde dieser Handel sehr schädlich für den Staat. Man muß in Ostindien für die Waaren welche man einkaufen will ein Jahr zuvor den Kontrakt schliessen; man muß den Preis derselben voraus bezahlen. Kleine Kaufleute, welche nicht Kapital genug besitzen, um so beträchtliche Auslagen zu machen, kaufen weiter

nichts

nichts als Ausschußwaaren, oder Waaren von der Engländischen Ostindischen Kompagnie. Alle diese Thatsachen sind wichtig. Die Würde der Versammlung erfordert, daß sie dieselben untersuche, und darum verlange ich, daß die Entscheidung dieser Frage noch aufgeschoben werde. Der Ostindische Handel kann nicht anders, als durch eine souveraine und bewafnete Kompagnie geführt werden, und durch eine Kompagnie welche Land besitzt. Ich beweise dieses durch Thatsachen und durch die Erfahrung. Die Ostindische Regierung ist ganz despotisch. Nichts ist dort gewöhnlicher, als daß, unter dem leichtesten Vorwande, willkürliche Auflagen gefordert werden; und dieses ist den ersten Kompagnien, so lange dieselben noch schwach waren, und auch den einzelnen Kaufleuten oft widerfahren. Geschlossene Kontrakte müssen dort durch eine Armee unterstützt werden, wenn sie gültig seyn sollen. Ueberdies verlangt die Natur dieses Handels Besitzungen im Lande selbst, deren Ertrag auf der Stelle gehoben werden könne: damit hiedurch die allzugroße Ausfuhr des Geldes aus dem Königreiche vermindert, und die Indianer genöthigt werden, ihre Waaren mit ihrem eigenen Gelde zu bezahlen.

Hr. Malouet. Wir kennen nicht einmal den Zustand unserer politischen Verbindungen in Ostindien. Neulich ist daselbst eine große Macht entstanden. Tipoo Saib, an der Spitze einer Armee von hundert tausend Mann, und Herr von einem gewaltigen Reiche, hat verlangt mit uns ein Bündniß zu schließen. Mit den Maratten hat er, durch die Hülfe des Hrn. de Cossigny, des französischen Befehlshabers, einen nützlichen Frieden geschlossen. In seinen Staaten werden

größtens

größtentheils diejenigen Mousselinen und Baumwollentücher verfertigt, die am meisten geschätzt sind. Vielleicht sind wir in der Nothwendigkeit unsere Kontore unter den Schutz dieses Fürsten zu setzen. Die Gewißheit, daß, gleich nach dem ersten Ausbruche eines Krieges, unsere Truppen von Madras verjagt werden würden, verbunden mit ökonomischen Gründen, haben uns bewogen unsere Garnisonen wegzuziehen. Wenn nun, zu eben der Zeit da wir unsere Truppen wegnehmen, die Kompagnie genöthigt wird ihre Agenten zurückzurufen und ihre Waarenhäuser zu leeren: so wird Tipoo Saib glauben, wir verwerfen seine Allianz, und wir geben, freiwillig oder gezwungen, den ganzen Ostindischen Handel auf. Wir können also diese Frage nicht entscheiden, ehe wir nicht vorher mit dem Minister des Seewesens uns über diesen Gegenstand berathschlagt haben. Darum verlange ich, daß die Entscheidung noch aufgeschoben werde.

Hr. le Couteux de Canteleu. Wird das Privilegium unserer Ostindischen Kompagnie aufgehoben, so geht unser Handel zu Grunde und fällt in die Hände der Engländer. Aber, sagt man, das ausschließende Privilegium streitet gegen die Bekanntmachung der Rechte des Menschen! Ich sehe aber schon zum voraus, daß Sie niemals im Stande seyn werden irgend einen Gegenstand, welcher auswärtige politische Verbindungen betrift, diesen Grundsätzen anzupassen. Das haben Sie ja schon gesehen, als von den Kolonien die Rede war. Und übrigens glaube ich, es sey der Bekanntmachung der Rechte gemäß, daß der Vortheil des ganzen Königreiches dem Vortheile einiger einzelnen Kaufleute vorgezogen werde. Alles läuft jetzt hier, in dieser

Haupt-

Hauptstadt, durcheinander. Abgesandte aus England, von Ostende, aus Holland und von Brüssel, sind hier angekommen. Sie verbreiten sich in allen Gesellschaften, in allen Klubs, in allen Distrikten. Sie gehen in ihren Freiheitsgrundsätzen weiter als selbst wir gehen. Lassen Sie uns gegen diese hinterlistigen Manöuvres mißtrauisch seyn! Die Engländer jauchzen schon laut vor Freude über den Beschluß, den sie erwarten daß wir fassen werden. Nebendem hat die Kompagnie dreißig Millionen aufgenommen. Müßte sie diese auf einmahl zurückbezahlen, so würde dadurch der Wechselhandel unglaublich leiden. Daher ist meine Meinung, daß die Entscheidung dieser Frage bis auf eine unbestimmte Zeit verschoben werde.

(Geschrei von allen Seiten: „Stimmt! Stimmt! Stimmt! wir wollen nichts mehr hören!“)

Hr. de Tracy: Ein verabscheuungswürdiger Minister, der uns Schande macht, Calonne hat die Ostindische Kompagnie gestiftet; und sein Geist belebt noch jetzt diejenigen welche den Handel tadeln und das ausschließende Privilegium vertheidigen!

(Lautes und wiederholtes Beifallklatschen.)

Am dritten April wurde endlich beschlossen: „Daß „der Handel nach Ostindien, jenseits des Vorgebürs„ges der guten Hoffnung, für alle Frankreicher offen „stehen solle.“

Zwei Kuriere von London warteten, vor der Thüre des Versammlungssaales, auf die Entscheidung dieser, so höchst wichtigen Frage, und reisten sogleich ab, um die angenehme Nachricht so schnell als möglich nach England zu überbringen.

Die

Die drei Bünde der, mit der Schweizerrepublik im Bündnisse stehenden Republik Graubündten, sandten an die Nationalversammlung folgende Zuschrift:

„Meine Herren."

„Unstreitig genügt es Ihnen zu Ihrer Zufriedenheit, aus allen Theilen des grossen Reiches, dessen Stellvertreter Sie sind, wiederholte Danksagungen, und unaufhörliche Versicherungen der Anhänglichkeit an Ihre Beschlüsse erhalten zu haben. Dennoch erlauben Sie, daß zwischen so viel Ruhm sich bis zu Ihnen die Stimme eines Volkes erhebe, welches zwar einfach in seinen Sitten ist, aber die Ehre zu haben wünscht, eins aus der ersten in der glücklichen Brüderschaft zu seyn, welche Sie zwischen allen freien Nationen gestiftet haben. Die hohen Gebirge des alten Rhätiens, welche wir bewohnen, sind wie ein heiliger Tempel, in welchem, begünstigt durch eine reine Demokratie, seit vielen Jahrhunderten der heilige Keim der Freiheit sich erhalten hat. Wir genossen die Früchte desselben allein, und es war der sinnreichsten Nation des Erdbodens aufbehalten, zum Besten der Welt, derselben zu Hülfe zu kommen. Das haben Sie jetzt gethan, meine Herren, durch die Rechte welche sie bekannt gemacht, durch die Grundsätze auf welche sie ihre Konstitution gegründet haben. Durch dieselbe haben die Menschen den Zweck kennen gelernt, zu dem sie gebohren sind, die Bedingungen unter denen sie die Erde bewohnen sollen, und den Vertrag welcher sie in Gesellschaft vereinigen muß. Ihre Beschlüsse, und Ihre kraftvollen Ausdrücke über die Freiheit haben das Gefühl derselben in allen Herzen die sie schon taugen, aufs Neue angefacht, und durch dieselben ist sie sogar in solchen

herzen entstanden, denen sie vorher unbekannt gewesen war. Aber indem sie jetzt die Huldigungen für so viele Wohlthaten erhalten, welche die Wiedergebährung ihres Reiches dem menschlichen Geschlechte bringen wird, ist es nothwendig, meine Herren, daß Ihnen nicht unbekannt bleibe, daß die Gebrechen Ihrer vormaligen Regierungsform ihren traurigen Einfluß bis in solche Staaten erstreckt haben, deren Lage sie von derselben unabhängig zu machen schien. Dieses hat unsere Republik erfahren, und es wird Ihnen leicht werden, und ehrenvoll für sie seyn, dieselben zu vernichten. Aber hören Sie ein Wort über unsere Konstitution. Die Republik Graubündten besteht aus sieben und zwanzig freien Gemeinheiten, welche in allem, sogar in ihrer Administration und ihrer Privatpolizei, unabhängig sind, und deren Oberhäupter und Richter von dem Volke gewählt werden. Mehrere einzelne Gemeinschaften machen vereinigt größere Gemeinschaften, welche nach demselben Grundsatze regiert werden. Die Stellvertreter, oder Abgesandten der Gemeinschaften, vereinigen sich unter dreien Abtheilungen, welche Bünde genannt werden, und nachher in einer einzigen Versammlung, welche die allgemeine Tagsatzung genannt wird. Diese übt das Recht der Oberherrschaft über die ganze Verbündung aus. Erlauben Sie uns den Stolz, unsere Gemeinschaften mit Ihren Bürgergerichten, unsere größeren Gemeinschaften mit Ihren Unterabtheilungen, unsere drei Bünde mit Ihren Abtheilungen, und unsere Tagsatzung mit Ihrer Nationalversammlung vergleichen zu dürfen. Scharfsinnige Gesetzgeber haben Ihre Konstitution gebildet; einfache Menschen, bloß allein durch die Nothwendigkeit der Unterdrückung

zu entgehen geläutet, haben, seit dem Jahre 1400, die unsrige angefangen; und die Uebereinstimmung beider beweist hinlänglich, wie genau Sie die Natur und die Rechte derselben gekannt haben. Einen einzigen Unterschied forderte die Größe Ihres Reiches, und Sie haben denselben, glücklicherweise, in der Existenz, und in der bestimmten Thronfolge eines obersten und unabsetzlichen Oberhauptes gefunden, welcher selbst großmüthig zu Ihrem erhabenen Werke mit beigetragen hat. Aber von so vielen Mißbräuchen, welche Sie vernichtet haben, könnten leicht noch einige Spuren in unserem Vaterlande übrig bleiben, und fortfahren in demselben unserer Freiheit schädlich zu werden. Das System der geheimen Subsidien verträgt sich nicht mit Ihren Grundsätzen. Nun sind aber, unter den außerordentlichen Ausgaben, welche die französische Regierung in unsern Staaten macht, einige, welche ihrer Natur und der Art ihrer Vertheilung nach, unsere Regierungsform zu Grunde richten, ohne Frankreich nützlich zu seyn; und dieses ist ein Uebel das Sie kennen mußten. Ein anderes hat eben diese Wirkung. Die Neigung des Graubündtischen Volkes zu dem Soldatenstande, seine Anhänglichkeit an Frankreich, und die uneingeschränkte Freiheit, welche unsere Konstitution ihm gewährt sich diesen beiden Neigungen zu überlassen, erlauben uns eine gewisse Anzahl Truppen in Ihrem Solde zu haben. Aber, außer den Graubündtischen Kompagnien, die sich unter den Sweizerregimentern befinden, hat ein ganzes Regiment die Ehre den Nahmen unserer Nation zu tragen; und dennoch vergiebt in demselben der Chef alle Aemter, alle Kompagnien, alle Stellen der Staabsofficiere, zufolge einer Einrich-

tung, an welcher unsere Republik keinen Theil hat. Wenn Sie bedenken, daß dieser Chef jederzeit einer unserer Mitbürger ist, so werden Sie leicht einsehen, welchen gefährlichen Einfluß in unsere inneren Angelegenheiten demselben solche Mittel geben müssen; indem dieses zu gleicher Zeit eine Einrichtung ist, welche die wahren militairischen Grundsätze von Grund aus zerstöhren muß. Wir hoffen daher, meine Herren, daß die neue Art von Fortrückung welche Sie einzuführen vorhaben, sich, vermöge eines Ihrer Beschlüsse, auch auf unsere Truppen erstrecken werde, und daß durch dieselbe zugleich die berühmten Zeiten der französischen Armee und die Zeiten unserer vormaligen Milizen wiederum werden eingeführt werden. Nichts ist einer solchen Anordnung entgegen. Unsere Republik hat mit Frankreich keine Kapitulation, und unsere Truppen sind in Ihren Armeen bloß allein vermöge eines gegenseitigen Zutrauens vorhanden. Dieses sind, nach unsern Huldigungen, diejenigen Gegenstände, welche wir die Nationalversammlung in Ueberlegung zu nehmen, und der ausübenden Gewalt zu empfehlen bitten. Wir setzen noch unsere aufrichtigen Wünsche für den Wohlstand der französischen Monarchie hinzu, mit welcher die Grundsätze, nach denen dieselbe jetzt regiert wird, uns nur noch enger verbunden haben, und diese Grundsätze werden auf uns jederzeit kräftiger wirken als die ganze Kunst der Diplomatik. Denn ein freies Volk kann nur allein dort wahre Freunde zu finden hoffen, wo der gesellschaftliche Vertrag auf jenem heiligen Grundsatze ruht: Die Stimme des Volkes ist die Quelle des Gesezes. Wir wünschen uns Glück, daß sich uns diese Gelegenheit dargeboten hat, um Sie von

der

der tiefen Verehrung zu versichern, mit welcher wir die Ehre haben zu seyn u. s. w.

„Die Mitglieder von Graubündten,
drei und funfzig an der Zahl."

Die zu Smyrna, in der Levante, ansäßigen Frankreicher sandten der Nationalversammlung ein patriotisches Geschenk von 31,500 Livres, mit einem Briefe, in welchem sie ihre Anhänglichkeit an die neue Konstitution bezeugten.

Am achten April wurde in der Versammlung ein Brief des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg an den Presidenten vorgelesen, in welchem derselbe eine Summe von 1,500,000 Livres, für, im siebenjährigen Kriege gelieferte, Fouragen verlangte.

Die Ruhe, welche seit einiger Zeit in Paris hergestellt schien, wurde jetzt aufs Neue durch das Gerücht einer Verschwörung gegen die Freiheit und des vorhandenen, und zum Theil schon ausgeführten Plans einer Gegenrevolution gestöhrt. Diesmahl war es Hr. von Maillebois, welcher, von seinem eigenen Sekretair, bei dem Untersuchungsausschusse, als Urheber des Plans heimlich angegeben wurde, und kaum blieb ihm noch Zeit genug übrig, um durch die Flucht einem schmählichen Tode zu entgehen.

Der Sekretair des Grafen von Maillebois, Hr. Massot Grandmaison, sagte, am vier und zwanzigsten März, vor dem Untersuchungsausschusse, Folgendes aus: „In der Mitte des verwichenen Februars kam der Chevalier de Bonne Savardin, Kapitain in Holländischen Diensten, unter der Legion Maillebois, zu mir, und übergab mir einen, von dem Hrn. von Maillebois eigenhändig geschriebenen Aufsatz, mit der

Bitte,

Bitte, denselben für ihn abzuschreiben, weil er mit einer sehr unleserlichen Hand geschrieben wäre. Ich versprach dem Chevalier diese Bitte zu erfüllen; aber nach dem Durchlesen dieses Aufsatzes bin ich über den Inhalt desselben erschrocken. Indessen habe ich ihn dem Hrn. de Bonne übergeben, unter der Bedingung, daß dieser denselben, in seiner Gegenwart abschreiben lassen, und mir meine eigene Handschrift zurückgeben sollte. Dieses geschah, und nachher warf ich meine Abschrift in das Feuer, und gab Hrn. Bonne das Original zurück. Am zwei und zwanzigsten Februar verreiste Hr. de Bonne nach Turin, und ich, dem das Andenken dessen was ich gelesen hatte beständig gegenwärtig blieb, schrieb nur die Hauptideen des Plans auf, und faßte sogleich den Entschluß, die Dienste des Hrn. de Maillebois zu verlassen, um nicht in eine so wichtige Sache mit verwickelt zu werden. Demzufolge schrieb ich meiner Mutter: sie möchte mich, unter irgend einem Vorwande, zu sich rufen. Dieses that ich, damit Hr. von Maillebois nicht auf den Verdacht kommen möchte, daß ich von seinem Vorhaben unterrichtet sey. Hr. von Maillebois sagte mir, bald nachher, es würden Briefe von Hrn. Bonne Savardin, unter folgender Addresse ankommen: A Monsieur de Grandmaison Nr. 91. Rue Grenelle-Saint-Germain, und da die Hand des Hrn. de Bonne Savardin mir bekannt war, so bat er mich, ich möchte diese Briefe uneröffnet ihm zustellen, welche ich, noch außerdem, daran kennen könnte, daß dieselben mit zwei Sternchen bezeichnet seyn würden. Ich erhielt zwei solche Briefe und übergab dieselben dem Hrn. von Maillebois. Meine Furcht wegen dieser Korrespondenz war sehr groß, und nahm noch mehr

zu,

zu, als ich durch einen Zufall entdeckte, daß diese Briefe des Hrn. de Bonne gleichsam an mich geschrieben waren, und daß er mich in denselben: mein lieber Grandmaison nannte. Sonnabends, am zwanzigsten März, verließ ich heimlich das Schloß Thury, wo Hr. von Maillebois wohnte, und am Podagra krank lag. Ich übersandte den Schlüssel meines Zimmers dem Kammerdiener des Hrn. von Maillebois, mit der Bitte, daß er mein Portefeuille zu sich nehmen und verwahren möge. Als ich zu Paris ankam, nahm ich mir vor, Hrn. von Maillebois hier zu erwarten, und ihm zu sagen, ich würde ihn verlassen, da mir sein Projekt bekannt sey, und ich würde ihn angeben, wenn er von demselben nicht abstehe. Als ich aber gestern die Madame de Maillebois besuchte, erfuhr ich von ihr: am verwichenen Sonntage habe Hr. von Maillebois, als er bemerkte, daß ich nicht wieder zurück kam, und erfuhr, daß ich befohlen hätte mein Portefeuille in Verwahrung zu nehmen, Verdacht geschöpft; daher habe er sich mein Portefeuille geben lassen, dasselbe aufgebrochen, und sey nachher, am Montag frühe verreist; ohne zu sagen wohin er gehe. Ich weiß, daß der Sardinische Gesandte von dem ganzen Plane unterrichtet und mit Hrn. von Maillebois einverstanden ist. Ich thue diese Anzeige aus bloßem Patriotismus und verlange keine Belohnung. Das Projekt, welches ich für Hrn. de Bonne abgeschrieben habe, ist folgendes:

„Ein geübter Officier (Hr. von Maillebois) bietet „dem Hrn. Grafen von Artois seine Dienste an, um „ihn, auf eine Seiner würdige Weise wiederum nach „Frankreich zurück zu bringen. Dieser Officier, welcher „die

„die Sache für sehr möglich hält, schlägt vor, den Kö-
„nig von Sardinien dahin zu bewegen, daß er fünf und
„zwanzig tausend Mann Truppen leihen, und sechs
„Millionen Livres vorschießen möge. Ferner, daß
„Spanien an dem Projekte Theil nehme, entweder da-
„durch daß es Truppen liefere, oder aber acht Millionen
„Livres vorschieße. Bei dem Kaiser anzufragen, ob
„nicht vielleicht auch Er geneigt sey, diesen Plan, auf
„die eine oder auf die andere Weise zu unterstützen. Es
„scheint beinahe gewiß, daß der Herzog von Zweibrü-
„cken, der Marggraf von Baden und der Landgraf von
„Hessen Darmstadt aus allen Kräften dieses Projekt
„unterstützen werden, weil sie entschlossen sind ihre
„Rechte im Elsaß gelten zu machen. Wenn diese Ver-
„bündung geschehen ist, dann wird es nöthig seyn in
„dem Kabinet des Prinzen ein Manifest zu verfertigen,
„welches von den Herren Mounier und Lally Tolendal
„aufgesetzt, und auf die Erklärung des drei und zwan-
„zigsten Junius gegründet seyn muß. Dieses Manifest
„müßte, nachdem dasselbe von dem Officiere durchge-
„sehen wäre, vor dem Anfange des Krieges bekannt
„gemacht werden. Man würde den Anfang damit
„machen, daß man gegen Lyon anrückte, wo man nur
„wenige Schwierigkeiten zu finden hofft, vermöge der
„Vorrechte, welche dieser Stadt, für ihren Handel,
„sogleich würden bewilligt werden. Eine andere Divi-
„sion müßte durch Flandern einrücken; und die dritte
„Division durch Lothringen. Es ist voraus zu sehen,
„daß diese drei Divisionen der Armee sich auf ihrem
„Marsche, durch die Menge der Antipatriotischgesinn-
„ten sehr vergrößern müßten. Man würde, durch die
„Manövers verschlagener Leute, und durch Geldaus-

„theilungen, die Truppen gewinnen, welche auf den
„Gränzen stehen. Die drei Divisionen der Armee wür-
„den bis Corbeil, Senlis und Meaux vorrücken, auf
„ihrem Marsche und in der Nähe desselben alle Bürger
„entwafnen, dieselben dem Könige den Eid schwören
„lassen, und sie zwingen ihre Abgesandten bei der Na-
„tionalversammlung zurück zu berufen, vorausgesetzt,
„daß die Reichsstände alsdann ihre Sitzungen noch
„fortsetzen sollten. Paris würde blokirt werden; und
„durch dieses Mittel hofft man dann die Nation zu Paa-
„ren zu treiben."

„Gestern erhielt ich einen an mich addressirten,
und für Hrn. von Maillebois bestimmten Brief des
Hrn. Bonne. Ich eröffnete denselben, und fand, daß
er von Novalese datirt ist, aber keine wichtige Nach-
richten enthält. Ich überliefere denselben hiemit."

Bald nachher erschien auch Hr. Lenoir Duclos,
der Kammerdiener des Hrn. von Maillebois, vor dem
Untersuchungsausschusse, und sagte:

„Vor ungefähr drei Wochen hörte ich von Hrn.
Massot Grandmaison, dem Sekretair des Hrn. von
Maillebois, bei welchem ich Kammerdiener war, daß
Hr. von Maillebois an einer Gegenrevolution arbeite,
und wir versprachen uns gegenseitig, daß wir seinen
Dienst verlassen wollten. Nachdem Hr. Massot sich
aus dem Schlosse Thury entfernt hatte, übersandte er
mir den Schlüssel seines Zimmers, und bat mich sein
Portefeuille in Verwahrung zu nehmen. Ich gieng in
sein Zimmer, nahm das Portefeuille und wollte es auf
mein Zimmer tragen, als ich Hrn. von Maillebois an-
traf, welcher mir dasselbe abforderte. Ich gab es ihm
und sogleich schloß er sich mit Madame de Cassini auf

sein

sein Zimmer ein. Am Montag früh, als ich, meiner Gewohnheit gemäß, zwischen acht und neun Uhr des Morgens, zu Hrn. von Maillebois in das Zimmer trat, um ihm seine Chokolate zu bringen, fand ich ihn in großer Unruhe. Ungefähr eine Viertelstunde nachher befahl er mir, seinen Reisewagen fertig zu halten, und ihn anzuziehen. Als er sich niedergesetzt hatte, um sich rasieren zu lassen, sprang er hastig wiederum auf, sagte nichts, und gieng nach dem Zimmer der Madame de Cassini. Bald nachher kam er zurück und schien jetzt noch viel unruhiger als vorher zu seyn. Während des Rasierens stieg ihm die Hitze in das Gesicht. Nachdem er fertig war, stand er auf, stützte sich auf das Kamin, und sagte zu mir: „Massot hat mich schrecklich hintergangen." Dann zog er sich an, stieg in seinen Wagen, wiederholte noch einmal dieselben Worte, und befahl mir, nach Paris zu reisen, und der Madame de Maillebois zu sagen, daß Massot ihn betrogen habe, und daß er deswegen verreist sey."

Sobald diese Anklagen bei dem geheimen Untersuchungsausschusse geschehen waren, gab sich derselbe Mühe, den andern Mitschuldigen, Hrn. de Bonne Savardin, auf seiner Reise irgendwo auffangen zu lassen, und denselben in seine Gewalt zu bekommen. Sie sandten zu dem Ende eine Beschreibung seines Aussehens an die meisten Städte des Königreiches.

Der Plan einer solchen Gegenrevolution war wohl der ungereimteste Plan dieser Art, der nur hätte ausgedacht werden können. Die deutschen Fürsten sollten das Elsaß einnehmen; der König von Sardinien sollte, mit 25,000 Mann und mit vierzehn Millionen Livres, Frankreich erobern; Legionen von unzufriedenen Frank-

 reichern

reichern sollten die, aus sechs bis siebenmal hunder tausend Mann bestehende Bürgermiliz, niedermetzeln Lyon sollte eingenommen, die Weiber und die Kinde der Widerspenstigen ermordet, und endlich Pari blokirt, ausgehungert, geplündert, eingenommen un verbrannt werden, damit der Glanz und die Prach dieser Hauptstadt wiederum hergestellt, und die Herze der Frankreicher mit Liebe für ihre Ueberwinder erfül würden. Welch ein ungereimter Plan! Auch verwar der Graf von Artois denselben geradezu, als er ihm vorgelegt wurde; und das Projekt diente in der Tha zu weiter nichts, als dem Urheber desselben, dem Hrn von Maillebois Verfolgungen zuzuziehen, und dem ge heimen Untersuchungsausschusse der Stadt Paris au einige Zeit Beschäftigung zu geben.

Nichts war ein größeren Beweis des schwachen, furchtsamen, unbeständigen, und zur Unzeit hartnäcki gen und eigensinnigen Karakters des Hrn. Necker, als sein Betragen um diese Zeit. Bald gab er der National versammlung in Allem was dieselbe verlangte nach, bald verweigerte er ihr Alles. Zuweilen nahm er sogar zu den kleinsten und unanständigsten Ausflüchten seine Zuflucht. Drei Monathe lang hatte er sich geweigert das rothe Buch herauszugeben, aber endlich gab er dasselbe dennoch; und so verfuhr er auch jetzt, als die Rech nungen der vorigen Administrationen der Finanzen von ihm gefordert wurden. Schon seit dem neunzehnten März hatte der Pensionsausschuß der Nationalversamm lung diese Rechnungen von dem Minister verlangt. Die ser zögerte, ohne eine bestimmte Antwort zu geben, bis zum dritten April. An diesem Tage schrieb er endlich an den Ausschuß: „Die Mitglieder desselben möchten

al

m sechsten April, um sechs Uhr des Abends, sich zu
Herrn Dufresne de St. Leon verfügen, um daselbst
diese Rechnungen zu sehen, welche ihnen vorgelegt wer-
den sollten. Um halb sieben Uhr schrieb Hr. Dufresne
an den Ausschuß: „er sehe sich genöthigt auszugehen,
u Hrn. Necker, und er könne demzufolge ihren Besuch
icht annehmen.“ Die Mitglieder des Ausschusses be-
gaben sich dessen ungeachtet zu ihm, und als sie ihn
nicht zu Hause fanden, schrieben sie einen Brief an
Hrn. Necker. Der Minister bat sie, in seiner Antwort,
daß sie nach seiner eigenen Wohnung kommen möchten.
Sie giengen hin, und da gestand Hr. Necker, er habe
Hrn. Dufresne befohlen nicht zu Hause zu seyn, damit
ie die Rechnungen nicht sehen könnten, denn da sie das
othe Buch hätten drucken lassen, so wolle er ihnen diese
Rechnungen nicht eher zeigen, als bis er über diesen
Gegenstand mit dem Könige gesprochen, und den Be-
fehl Seiner Majestät erhalten hätte. Die Mitglieder
des Ausschusses gaben zur Antwort: „sie fänden es
sehr sonderbar, daß Hr. Necker ihnen seine Gesinnun-
gen nicht geradezu und offenherzig bekannt gemacht,
sondern zu dem armseeligen Mittel seine Zuflucht ge-
nommen hätte, seinen Kommis aus dem Hause zu
schicken.“ Hr. Necker beklagte sich hierauf, daß der
Ausschuß das rothe Buch hätte drucken lassen, ohne
hiezu, weder von der Nationalversammlung noch von
dem Könige, Befehl erhalten zu haben. Die Mitglie-
der des Ausschusses antworteten: „Was die National-
versammlung betreffe, so seyen sie Niemand anders als
der Versammlung, über die Beweggründe, durch wel-
che sie zu diesem Schritte wären bewogen worden,
Rechenschaft schuldig. Und was den König angehe,
so

so seyen sie nicht seine Stellvertreter, und daher wären sie ihm auch, von dem Auftrage den sie im Nahmen der Nationalversammlung ausgeführt hätten, keine Rechenschaft schuldig." Die Versammlung beschloß hierauf: daß der Finanzminister gehalten seyn solle, alle Rechnungen die im Nahmen der Versammlung von ihm gefordert würden, unverweigert zum Einsehen dem Ausschusse mitzutheilen.

Die Sitzung welche die Nationalversammlung am dreizehnten April hielt, war eine der stürmendsten und lärmendsten, die seit langer Zeit waren gehalten worden. Partheihaß und Wuth stiegen auf den höchsten Grad, und man erwartete schon den Augenblick, in welchem die Mitglieder der Versammlung untereinander handgemein werden würden. Dom Gerle, ein Kartheusermönch, schlug vor: „Damit man nicht ferner „der Nationalversammlung den ungerechten Vorwurf „mache, der größte Theil ihrer Mitglieder habe keine „Religion, und aus dieser Ursache hätte sie sich der „Güter der Geistlichen bemächtigt; so möchte die Ver„sammlung beschliessen, daß die Römischkatholische „und Apostolische Religion, die herrschende Religion „des Königreiches, und der öffentliche Gottesdienst „derselben der einzige gesetzmäßige sey." Hierauf las der Abbe Samarie eine lange Rede vor, in welcher er ausführlich bewies, daß die Römischkatholische Religion vor allen andern Religionen den Vorzug verdiene. Dann stand der Baron de Menou auf, und sagte:

„Meine Herren. Mit großem Mißvergnügen sehe ich die gegenwärtige Frage zur Berathschlagung aufgeworfen. Ich fange damit an, öffentlich mein Glaubensbekenntniß abzulegen. Innig verehre ich die Römisch

nischkatholische und Apostolische Religion; ich halte dieselbe für die einzige wahre, und unterwerfe ihr meinen Verstand und mein Herz. Aber meine Ueberzeugung in Rücksicht auf diese Religion, und die Art des Gottesdienstes, den ich dem höchsten Wesen leiste, sind nicht, und können nicht die Folgen eines Beschlusses, oder eines Gesetzes seyn. Nein, gewiß nicht! Meine Meinungen und mein Gewissen gehören mir allein, und ich bin nicht schuldig Jemand anders, als dem Gott welchen ich anbete, darüber Rechenschaft zu geben. Weder Gesetze, noch Regierungsformen, noch Menschen, haben, in Rücksicht auf diesen Gegenstand, irgend einige Gewalt über mich. Ich darf Niemand in seinen Religionsmeinungen stören; aber auch mich darf Niemand in denselben stören. Diese Grundsätze sind in Ihrer Bekanntmachung der Rechte feierlich anerkannt worden; denn diese Bekanntmachung sichert allen Menschen bürgerliche, politische und religiöse Freiheit zu. Warum sollte ich denn aus derjenigen Religion die ich verehre, die herrschende Religion meines Landes machen wollen? Wenn das Gewissen und die Meinungen keinem Gesetze unterworfen seyn können; wenn alle Menschen an Rechten gleich sind: wie darf ich mir dann das Recht anmaßen, meine Gebräuche, meine Meinungen, meine religiösen Zeremonien herrschend machen zu wollen? Könnte nicht ein Anderer zu mir sagen: „Meinen Meinungen gehört der Vorzug, nicht den „Deinigen! Meine Religion muß die herrschende seyn, „denn ich halte sie für besser!“ Und wenn wir nun beide gleich hartnäckig darauf bestünden, unsern Meinungen das Uebergewicht geben zu wollen, müßte dann nicht nothwendig daraus ein Streit entstehen, welcher

sich

sich nur mit dem Tode des Einen von uns, vielleicht mit dem Tode Beider, endigen würde? Und was unter zwei einzelnen Personen einen bloßen Streit veranlaßt, das verursacht unter dem Volke einen blutigen Krieg. Enthält dann nicht das Wort herrschend die Idee einer Uebergewalt die den Grundsätzen derjenigen Gleichheit entgegen ist, welche die Grundlage unserer Konstitution ausmacht? Unstreitig ist in Frankreich die katholische Religion, Religion des größten Theils der Nation. Aber gesetzt, es gäbe auch nur einen einzigen Menschen, der eine andere Religion hätte: so hat er eben das Recht nach derselben zu leben, vorausgesetzt, daß er weder der Religion des größten Theils, noch der öffentlichen Ruhe, schädlich werde. Von allem übrigen ist er nur Gott allein Rechenschaft schuldig. In jedem Staate, in welchem die wahren Grundsätze der Moral und der Vernunft befolgt werden, kann es demzufolge keine herrschende Religion geben. Man öffne die Jahrbücher der Geschichte, und vorzüglich der Geschichte Frankreichs. Wie viel Unglück haben nicht die Religionskriege über dieses schöne Reich gebracht! O, welche Greuelthaten haben nicht die Regierungen mehrerer unserer Könige, von Franz dem Ersten bis auf Ludwig den Vierzehnten, befleckt! Ich bin weit entfernt dieselben der katholischen Religion allein zuschreiben zu wollen. Diese Greuel sind das unausbleibliche Resultat von Religionsstreitigkeiten aller Art. Aber lassen Sie uns die Augen von diesen greulichen Denkmalen des Religionsfanatismus abwenden, und diesen entehrenden Theil unserer Geschichte mit einem Schleier bedecken. Ihr Priester eines Gottes des Friedens, der sein Reich nur durch Sanftmuth und durch Ueberre-

dung

dung gründen will, der Euch so große Beispiele von Toleranz und von Liebe gegeben hat, solltet Ihr die Fackel der Zwietracht anzünden wollen, anzünden können? Solltet Ihr verlangen, daß die Nationalversammlung das Werkzeug des Unglücks, und vielleicht der Zerstörung des Volkes werde! Ach nein! Ein übelverstandener Eifer hat Euch auf einen Augenblick irre geführt. Sobald Ihr zu Euch selbst kommt, sobald Ihr Euch Eueres heiligen Dienstes erinnert: sobald werdet Ihr Euch auch bemühen, durch Eure Beispiele und durch Eure Tugenden die Religion auszubreiten, welche Ihr lehrt. Ihr werdet derselben nicht durch ein Gesetz Vorzüge geben wollen. Hat nicht Gott, ja Gott selbst, gesagt, daß, ungeachtet aller Bemühungen der Menschen, seine heilige Religion sich ausbreiten, zunehmen, und endlich sich über die ganze Welt verbreiten würde? Hat er nicht gesagt: die Pforten der Hölle würden dieselbe nicht überwältigen? Und Ihr solltet nun, durch einen Beschluß, diese erhabenen Worte des Schöpfers der Welt bestätigen wollen? Wenn Ihr, wie ich nicht zweifle, von der Wahrheit dieser Religion, deren Priester Ihr seyd, überzeugt seyd, wie könnt Ihr dann fürchten, daß dieselbe untergehen werde? Könnt Ihr glauben, daß der Wille und die Gesetze der Vorsehung den Beistand unserer Beschlüsse vonnöthen haben? Hieße dieses nicht im Gegentheil die Hochachtung verletzen, welche wir derselben schuldig sind? Hieße dieses nicht eben soviel, als uns Gott gleich machen wollen? Und ist nicht die Religion von allen Bemühungen des menschlichen Verstandes unabhängig? Und haben wir nicht schon, in Allem was von unserer Macht abhängt, alles gethan, und thun

wir

wir nicht noch täglich Alles was von uns abhängt, zur Aufrechthaltung des Gottesdienstes der katholischen Religion? Beschäftigen wir uns nicht damit, die Anzahl der zum Dienste des Altars nöthigen Priester zu bestimmen? Arbeiten wir nicht, um die Ausgabe, welche die Unterhaltung der Kirchen, und die ganze geistliche Hierarchie erfordert, festzusetzen? Wollte man, um die Nationalversammlung in einen übeln Ruf zu bringen, das Volk überreden, daß wir uns mit der Religion gar nicht hätten beschäftigen wollen? Ferne von mir sey dieser Gedanke! Alles was ohne Unbequemlichkeit zu thun möglich ist, das wollen wir thun: aber warum sollen wir, durch unnütze, ich sage sogar, durch der Majestät der Religion schädliche Beschlüsse, dem Volke die Waffen in die Hand geben; Intriguen, Haß, Rachsucht, und Laster aller Art, welche sich in den Mantel des Fanatismus einhüllen, begünstigen? Können wir voraus sagen, wann und wo das Morden und das Zerstören sich endigen würden? Nein! solche Gedanken sind nicht in dem Verstande irgend eines Mitgliedes dieser Versammlung aufgestiegen. Aber, wenn es möglich wäre, daß sie in demselben aufsteigen könnten; wenn die Nationalversammlung den Beschluß faßte, den man vorgeschlagen hat, und dem ich mich zu unterwerfen genöthigt seyn würde, weil die Mehrheit der Stimmen das Gesetz giebt: so fürchte ich mich nicht zu sagen, daß ich, als Stellvertreter der ganzen Nation, diejenigen welche für den Beschluß gestimmt haben werden, verantwortlich für alles das Unglück mache, das ich voraussehe, und für alles das Blut, welches fließen wird. Demzufolge verlange ich, daß die Versammlung, aus Hochachtung für das höchste Wesen und für die

Rö=

römischkatholische Religion, über diesen Gegenstand gar nichts beschliessen solle."

Dom Gerle. Ich nehme meinen Vorschlag zurück, und stimme dem Herrn de Menou bei.

(Ein großer Theil der Mitglieder ruft: „Stimmt! Stimmt! Stimmt!" Großer Lärm und Geschrei. Hr. de Cazales, Despremenil und andere verlangen zu sprechen. Der President verweigert ihnen das Wort. Sie sprechen dennoch. Der Lärm wird heftig und dauert lange fort.)

Hr. de Cazales. Der größere Theil der Versammlung tyrannisirt den kleineren. Die Stimmen sind nicht mehr frei!

Hr. de la Rochefoucauld. Ich schlage vor, daß die Versammlung folgenden Beschluß fassen solle: „Die „Nationalversammlung sieht ein, daß sie über das Ge„wissen und über Religionsmeinungen keine Gewalt „auszuüben hat, noch haben kann; daß die Majestät der „Religion, und die tiefe Verehrung die ihr gebührt, „nicht erlauben, daß sie der Gegenstand einer Berath„schlagung werde. Da ferner die Anhänglichkeit der „Nationalversammlung an die Römischkatholische und „Apostolische Religion keinem Zweifel unterworfen seyn „kann, besonders in einem Zeitpunkte, in welchem die„ser Gottesdienst von ihr unter den öffentlichen Ausga„ben an die erste Stelle gesetzt worden ist, und in wel„chem, durch ein einstimmiges Gefühl von Hochach„tung, sie ihre Gesinnungen auf die einzige Weise aus„gedrückt hat, welche der Würde der Religion und „dem Karakter der Nationalversammlung angemessen „ist: so beschließt dieselbe, daß sie über den gethanen „Vorschlag sich weder berathschlagen kann noch darf,

und

„und daß sie die Ordnung des Tages vornehmen wird,
„welche von den geistlichen Zehenten handelt.“

(Lärm und Tumult. Sehr viele Mitglieder stimmen diesem neuen Vorschlage bei. Hr. de Virieu, Abbe Maury, Hr. Madier, und andere, verlangen das Wort, um gegen denselben zu sprechen.)

Hr. de Montlausier. Man sieht wohl, daß hier ein Komplott vorhanden ist; denn der Versammlungssaal ist rund herum mit Truppen umgeben.

Hr. de Foucaud (steigt auf den Rednerstuhl und fängt an zu sprechen.)

Hr. de Biauzat. Hr. President, warum lassen Sie Hrn. de Foucaud sprechen? er hat ja das Wort nicht.

President. Sie haben das Wort nicht! Stillschweigen!

Hr. de Biauzat. Herr President, ich habe das Wort nicht; aber ich nehme es, um Sie an Ihre Pflicht zu erinnern. (Hr. de Foucaud steigt vom Rednerstuhl herab, und hört auf zu sprechen.)

Abbe Maury (indem er sich zu seiner Parthei auf der rechten Seite wendet.) Meine Herren. Sie können sich nach Hause begeben. (Allgemeines Geschrei, und Murmeln des Unwillens bei diesen Worten.)

Hr. de Cazales. Ich nehme das Publikum zu Zeugen, daß die Versammlung nicht frei ist.

(Großer Lärm und Tumult auf der rechten Seite der Versammlung.)

President. Es soll jetzt über den Vorschlag des Hrn. de la Rochefoucauld gestimmt werden. Wer Verbesserungen in demselben anzubringen hat, der spreche.

Hr.

Hr. Despremenil. Die Ausdrücke des Vorschlages des Hrn. de la Rochefoucaud sind geschraubt. Als die Juden Christum am Kreuze sahen, riefen sie ihm zu: „wir grüßen dich, du König der Juden!“

Graf Mirabeau. Hr. President, rufen Sie Hrn. Despremenil zur Ordnung.

Hr. de Clermont Lodeve. Hr. President, verschaffen Sie Stillschweigen. Hr. von Mirabeau muß zur Ordnung gerufen werden. Und wenn es Ihnen nicht gelingt ihn dahin zurückzubringen, so will ich ihn lehren die Redner nicht zu unterbrechen.

Der President (liest die Ordnung vor, und sagt alsdann zu Hrn. de Lodeve) Mein Herr, ich rufe Sie zur Ordnung.

Hr. de Lodeve. Wenn ich jetzt Zeit hätte mich mit mir selbst zu beschäftigen, so würde ich beweisen, daß ich nicht hätte zur Ordnung gerufen werden sollen. Aber in dem gegenwärtigen Zeitpunkte rechne ich mir es zur Ehre zur Ordnung gerufen worden zu seyn.

Hr. Destourmel. Zufolge der Traktaten, zwischen einem von unsern Königen und dem Französischen Flandern, wurde festgesetzt, daß der König nicht zugeben sollte, daß die Protestanten, weder heimlich noch öffentlich, ihren Gottesdienst feierten, und daß keine Gewissensfreiheit seyn solle. Nun verlange ich, daß dieser Traktat gehalten werde.

Graf Mirabeau. Wir sind nicht mehr in den Zeiten der Bartholomäusnächte! Hier, hier sehe ich das Fenster, an welchem der fanatische König Karl der Neunte stand, und auf seine Unterthanen schoß!

Abbe Maury. Man stellt sich, als hätte man Hochachtung und Verehrung gegen die Religion, und den=

dennoch will man ihr die gröste aller Huldigungen sagen! Die Versammlung hat nicht einmal d... über den dogmatischen Theil der Religion etwas z... schließen!

Hr. de Foucaud. Ich sage, die Stimmen der Versammlung seyen nicht frei! Zu Ihnen spreche ich, Hr. Maire von Paris, und ich verlange von Ihnen, daß Sie der grossen Anzahl von Menschen, welche jezt unsern Versammlungssaal umgeben, befehlen sollen, daß sie sich wegbegeben. Zu Ihnen spreche ich, Herr Kommendant, und ich verlange von Ihnen, daß Sie den bewafneten Truppen, die unsern Saal umgeben, befehlen sollen, daß sie sich entfernen.

Hr. de la Fayette. Da einige Personen dem Hrn. Maire von Paris gesagt haben, daß Unruhen zu befürchten seyen; so hat er geglaubt mir befehlen zu müssen, daß ich die Bürgerwache, mit welcher die Nationalversammlung sich zu umgeben gewürdigt hat, vermehren möchte, ob er gleich eben so wenig als ich glaubte, daß diese Furcht gegründet sey. Erlauben Sie mir, meine Herren, mich dieser Gelegenheit zu bedienen, um der Versammlung, im Nahmen der Bürgermiliz, zu wiederholen, daß keiner unter uns ist, der nicht den letzten Tropfen seines Blutes dahin geben würde, um die Ausführung Ihrer Beschlüsse, sowohl als die Freiheit Ihrer Berathschlagungen zu unterstützen, und die Unverletzbarkeit eines jeden Ihrer Mitglieder sicher zu stellen.

Endlich nahm die Versammlung den Vorschlag des Herrn de la Rochefoucaud, wörtlich so wie er denselben vorgetragen hatte, an; und so war denn auch

diese

diese stürmische Sitzung geendigt, und dem Fanatismus wurde abermals ein tödtlicher Streich versetzt.

Am folgenden Tage war die Sitzung nicht weniger stürmisch. Die Versammlung berathschlagte sich über die Zehenten der Geistlichen, und über die beste Methode die Güter der Geistlichen für die Nation in Besitz zu nehmen. Hr. Royer, ein Priester von Chavannes, fieng die Berathschlagung an. Er hielt eine schöne Rede, in welcher er, aus der Kirchengeschichte, den Ursprung der geistlichen Güter zeigte, und bewies, daß die Priester gar kein Recht haben könnten, sich der Besitznehmung dieser Güter zu widersetzen.

„Es giebt, sagte er, zwei Mächte, durch welche die Welt vorzüglich regiert wird: die Macht der Priester und die Macht der Könige. Glauben, Moral und innere Disciplin; dies ist das Gebiet der Kirche. Zeitliche Glückseeligkeit, Beobachtung der Gesetze, Erhaltung und Unterstützung des politischen Körpers; dies ist das Gebiet der weltlichen Macht. Die Kirche muß, durch ihre Lehren, und noch mehr durch ihr Beispiel, den Staat und die Gesetze zu lieben lehren, allen Unterthanen ein Interesse an der Wohlfahrt desselben einflößen, das Glück der Ruhe, und das Verdienst der Unterwürfigkeit kennen lehren, und das Ebenbild der Gottheit in der Person derjenigen zeigen, auf welchen die ganze Macht derselben ruht. Der Staat muß die religiösen Einrichtungen beschützen, dieselben in dem Genusse ihrer natürlichen Rechte erhalten, und über die Ausübung ihrer Gesetze wachen. Die Kirche, welche weiter nichts als eine religiöse Gesellschaft ist, hat weder eine weltliche Gerichtsbarkeit, noch eine zwingende Gewalt ausser ihr; und der Staat hat, seiner

Na-

Natur nach, weder Einfluß auf die Meinungen, noch Gewalt über die Gewissen. Die Macht der Kirche ist bloß allein geistlich; und den Fürsten kommt es zu, in soferne sie die obersten Magistratspersonen sind, über die äußere Polizei der Kirche zu wachen, die Lehren der Disciplin anzunehmen oder zu verwerfen, je nachdem ihnen dieselben mit den, in ihrem Staate angenommenen Grundsätzen, und mit dem Wohl ihrer Unterthanen, übereinstimmend oder nicht übereinstimmend scheinen. Warum schränken sich dann nicht die Priester in die geheiligten Pflichten ihres Amtes ein! Allein damit müssen sie sich beschäftigen, den Glauben vor dem Gifte der Neuheit zu bewahren, von der Heerde die reißenden Wölfe zu entfernen, und durch weise Anordnungen die Kirchendisciplin aufrecht zu erhalten. Aber auch von seiner Seite muß der politische Magistrat sich mit dem Titel und den Pflichten eines Beschützers begnügen. Er darf nicht die Hand an das Rauchfaß legen, und sich nicht das Recht anmaßen, über die Lehre zu entscheiden, und die Grundsätze vorzuschreiben, welche die Priester, in der Austheilung der geistlichen Güter, leiten sollen. Auf diese Weise wird Alles in Ordnung seyn. Beide Gesellschaften werden sich gegenseitige Hülfe leisten, und gegenseitig wird die Eine zu dem Glanze der Anderen beitragen. Aber sobald diese geheiligten Gränzen, durch eine von den beiden Mächten, überschritten werden, entstehen Unruhen, Argwohn, und Streitigkeiten; und dasjenige, was dazu bestimmt war die Welt glücklich zu machen, wird die Quelle unendlicher Uebel. Zu viele traurige Beispiele haben, in dem Laufe der Jahrhunderte, diese Bemerkungen bestätigt."

Am zwei und zwanzigsten April erschien der berühmte Korsikanische General Paoli vor den Schranken der Versammlung, und mit ihm die Korsikanischen Abgesandten, die Herren Panathieri und Casabianca. Hr. Casabianca sagte:

„Gnädige Herren. Das freie Korsika sendet uns zu Ihnen, um Ihnen zu danken, daß Sie es befreit haben. Der Despotismus hatte uns zu Boden gedrückt, aber, wir dürfen es sagen, er hatte uns nicht unterjocht. Ihre Gerechtigkeit allein hat uns erobert, und vor Ihrer Großmuth legen wir die Waffen nieder. Wir haßten die Frankreicher, so lange sie unsere Herren waren; jetzt lieben wir sie, als Brüder und Befreier. Vier hundert Jahre lang haben wir für die Freiheit gestritten; Ströme von Blut haben wir für dieselbe vergossen, und dennoch haben wir sie nicht erhalten können. Sie haben uns dieselbe in Einem Tage geschenkt: schließen Sie nun selbst, ob wir aufrührisch oder undankbar seyn könnten. Ganz Europa bewundert Ihre Arbeiten, ganz Frankreich dankt Ihnen für Ihre Gesetze; aber keine Abtheilung Frankreichs bewundert dieselben mehr, fühlt besser den Werth derselben, als Korsika. Es giebt nicht Einen Ihrer Beschlüsse, welcher nicht dem Volke ein Recht wiedergegeben, eine Einschränkung vernichtet, eine Wohlthat erzeigt hätte: urtheilen Sie nun selbst, ob die Urtheile verschieden seyn können! Wenn wir unseren vorigen Zustand mit dem jetzigen vergleichen, und betrachten was wir künftig seyn werden, so nimmt unsere Dankbarkeit noch zu, und unsere Anhänglichkeit wird noch fester. Wir waren eine schwache Nation, ein eingeschränkter Staat. Seitdem wir Frankreicher wurden,

 sind

sind wir eine mächtige Nation geworden. Wir haben die Stärke eines grossen Reiches, und geniessen aller Vortheile desselben. Es schützt unsere Ruhe, und wir sind für dasselbe ein Hafen der Vertheidigung und des Handels. Die feste Grundlage jeder Verbindung, das gegenseitige Interesse bevestigt die unsrige. Ja! gnädige Herren, seyn Sie versichert, Frankreich hat kein Volk das ihm mehr ergeben, die Nationalversammlung keine Anhänger, welche eifriger, und die Konstitution und der König keine Unterthanen, welche getreuer wären, als die Korsen. Dieses Gemählde unserer Pflichten ruft uns ein anderes in das Gedächtniß zurück, welches uns um soviel theurer ist, da Sie selbst es gebilligt haben, und da es sich an die Gesinnungen anschließt, die wir Ihnen anbieten. Meine Landsleute haben, indem sie von Ihnen mit Dankbarkeit sprechen, nothwendig unter denen, die für die Vertheidigung ihrer Freiheit gefochten haben, sich des Mannes erinnern müssen, der ihnen die Reize derselben so lebhaft gemahlt hat; und durch ein Gefühl von Gerechtigkeit haben sie gewollt, daß derjenige, welcher in ihrem Unglücke an ihrer Spitze war, auch an dem Tage ihres Triumphs und ihres Glückes an ihrer Spitze seyn sollte. Nun diese Pflicht erfüllt ist, verlangen sie ihn inständigst zurück, um das Beispiel seiner Tugenden vor Augen zu haben, um sich seine Kenntnisse, bei der Beobachtung der Gesetze welche Sie geben, zu Nutze zu machen, und um ihnen behülflich zu seyn, das Uebel einer Regierungsform welche alles verheert hat, wiederum gut zu machen. Wir kommen jetzt von dem äußersten Ende Frankreichs; wir sind das Land beinahe in seiner ganzen Länge durchgereist; überall haben wir nicht

al

ls Freude und Wohlstand gesehen; überall haben wir
ehört, daß man diese Wohlthaten der Nationalver-
mmlung zuschrieb. Ueberall haben wir Ihre Weisheit
gnen, ihren Muth loben, gehört, und wenn wir jetzt
e Huldigungen unserer Dankbarkeit und unserer Ver-
rung Ihnen darbringen: so sind es nicht bloß Korsi-
s Huldigungen, sondern die Huldigungen des ganzen
ankreichs, nunmehr unsers gemeinschaftlichen Vater-
ndes."

Hr. Paoli sagte hierauf: „Meine Herren. Dieser
ag ist der schönste und der glücklichste meines Lebens.
h habe dasselbe damit zugebracht Freiheit zu suchen,
d hier sehe ich ihr edelstes Schauspiel. Unterjocht
be ich mein Vaterland verlassen; frei finde ich es
eder. Nun bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig.
h weiß nicht, was für eine Veränderung die zwanzig-
hrige Knechtschaft auf meine Landsleute hervorge-
acht haben mag. Sie muß wohl traurig seyn, denn
terdrückung verdirbt den Karakter. Aber Sie haben
n Korsen ihre Ketten zerbrochen, und dadurch haben
e ihnen ihre vorige Tugend wiedergegeben. Da ich
t wiederum in mein Vaterland zurückkehren darf,
wird es Ihnen leicht werden, sich meine Empfindun-
 hiebei zu denken. Sie sind großmüthig gegen mich
wesen, und ich, ich war niemals ein Sklave. Meine
tige Aufführung, welche Sie zu billigen gewürdigt
ben, ist Ihnen Bürge für meine künftige Aufführung.
) darf wohl sagen, daß mein ganzes Leben ein der
eiheit geleisteter Eid gewesen sey. Dadurch habe ich
on vorläufig denselben der Konstitution geleistet,
lche Sie gründen. Aber ich muß ihn noch der Na-
 leisten, die mich aufnimmt, und dem Fürsten, den

ich anerkenne. Dieses thun zu dürfen verlange ich v
der Versammlung als eine Gunst."

(Langes, anhaltendes und wiederholtes B
fallklatschen.)

Der President antwortete: „Ein für die Una
hängigkeit gebornes Volk, ein Volk, dessen Mu
Frankreich bewunderte, so lange es mit demselben
streiten hatte, und welches in der That nicht eher
obert wurde, als an dem Tage an welchem ihm
Freiheit wiedergeschenkt ward, muß unstreitig, me
als irgend ein anderer Theil des Reiches, den Wer
einer Konstitution fühlen, welche dem Menschen a
seine Rechte wiedergiebt, und welche dem Staatsbü
ger, Glück, Ehre und Wohlstand verheißt. Die H
digung, welche Sie der Nationalversammlung überbri
gen, ist Ihrer und der Versammlung würdig. M
Vergnügen wirft dieselbe ihre Blicke auf eine stolze u
großmüthige Nation, welche künftig mit Frankre
nur Eins seyn wird, und gerne sieht sie, mitten unt
Ihnen, denjenigen, den eine freie Wahl vormals
Ihre Spitze setzte, und den nunmehr ein Beschlu
welchen sich die Versammlung vorzüglich zur Ehre re
net, Ihren Wünschen wiedergeschenkt hat. Sie sie
in ihm den Helden und den Märtyrer der Freih
Nehmen Sie, die Frankreich zu Kindern angenom
hat, erhalten Sie das Glück, welches Ihnen zube
tet wird; und bezahlen Sie es durch Ihre Liebe,
durch jene Treue, welche Sie so feierlich geschwo
haben. Schenken Sie dieselbe Liebe und dieselbe T
dem Monarchen, dem auch wir geschworen ha
dem Bürgerkönige, welcher der Ruhm des Volkes
das ihn anbetet; diesem Könige, der unser Glück

un

sere Freiheit wiederum hergestellt hat. Die Römer
hten sich Kinder in fremden Familien aus; Frank-
ch findet welche in einer benachbarten Nation; und
Kinder welche es angenommen hat, welche es ge-
sen hat, um seine Rechte und seinen Nahmen mit
nselben zu theilen, sind ihm nicht weniger lieb, nicht
niger theuer, als die übrigen. Die Nationalver-
nmlung hat Ihren Eid erhalten, und Sie erlaubt
nen der Sitzung beyzuwohnen."

Am sechs und zwanzigsten April schrieb der Mini-
r des Königs, der Graf de la Luzerne folgenden
ief an den Presidenten der Versammlung:

„Mein Herr President. Der König trägt mir auf
nen Nachricht zu geben, daß die Streitigkeiten wel-
mit der Regierung zu Algier entstanden waren, und
lche dem Handel zu drohen schienen, glücklich beyge-
t sind. Der Marquis de Saineville, der außer-
dentliche Abgesandte Seiner Majestät zu dem Dey,
t, am neun und zwanzigsten des verwichenen Mo-
ths, mit diesem Fürsten einen Vertrag geschlossen,
möge welches der Friede wiederum auf hundert
hre erneuert ist, und hat in diesem Vertrage solche
dingungen gemacht, die am zuverlässigsten schienen,
künftig alle Ursache zu Mißverständnissen zu ver-
den. Obgleich diese Sache noch nicht ganz zu Ende
racht und der Traktat noch nicht ratificirt ist, so
ifelt dennoch Seine Majestät nicht, daß die Na-
alversammlung mit Vergnügen den Erfolg einer
die Sicherheit der Schiffahrt so wichtigen Unter-
dlung vernehme; und daher hat auch der König es
t wollen anstehen lassen Derselben davon Nachricht
geben. Diejenigen Frankreicher, welche sich auf

einigen,

einigen, im vorigen Jahre von den Algierischen See-
räubern weggenommenen Schiffen befanden, und wel-
che bis jetzt in Sklaverei waren gehalten worden, sind
freigegeben, und der Herr Marquis de Saineville hat
sie nach Toulon gebracht. Ich bin mit Verehrung
u. s. w.“

Die Versammlung trug ihrem Presidenten auf,
dem Könige in ihrem Nahmen dafür zu danken.

Nach einem, von Hrn. Malouet, der National-
versammlung vorgelegten Plane, werden die Ausgaben
für das Seewesen, im Jahre 1790 seyn:

| | | |
|---|---|---|
| I. Bestimmte Ausgaben . . . | 13,281,746 | Liv. |
| II. Unbestimmte Ausgaben, ungefähr | 16,718,254 | – |
| Summe | 30,000,000 | Liv. |
| III. Ausserordentliche Ausgaben für 1790. . . . | 3,679,548 | – |
| Summe | 33,679,548 | Liv. |

IV. Kolonien. St. Domingue 119,250.
Martinique . 1,795,585.
Guadeloupe . 845,989.
Sainte Lucie . 585,863.
Tabago . . . 104,069.
Cayenne . . 718,415.
Saint Pierre . 117,492.
Senegal . . . 8,250.
Kontor zu Juda 37,800.
Isle de France 4,583,071.
Pondichery . 139,568.
Vermischte Aus-
gaben . . 1,044,646.

10,499,998 - 10,499,998.

Summe 44,179,546 Liv.

Tran-

| | Transport | 44,179,546 Livr. |
|---|---|---|
| V. | Außerordentliche Negociation mit Algier . . . . | 1,800,000. |
| VI. | Unbestimmte Ausgaben für die Kolonien . . . . | 1,683,307. |
| | Summe | 47,662,853 Livr. |

Die Französische Flotte hatte, im Jahre 1789: 2,138 Officiere, welche 3,351,759 Livres kosteten. Ein Schiff von 118 Kanonen kostet in Frankreich zu bauen 1,362,764 Livres. Ein Schiff von 80 Kanonen kostet 1,053,350. Eines von 74 kostet 906,531. Eine Fregatte von 18 Kanonen kostet 449,433. Eine von zwölf Kanonen kostet 399,800 Livres.

Die oben angegebenen Ausgaben für die Kolonien, begreifen nicht die ganze Ausgabe, sondern nur die Ausgabe, nach Abzug dessen was die Kolonien selbst, an Auflagen und Abgaben, an die Regierung bezahlen: denn dieses ist zu ihrer Erhaltung lange nicht hinreichend.

| Ein Jahr lang ein Schiff bewafnet zu erhalten, | | kostet im Frieden; | | u. im Kriege: |
|---|---|---|---|---|
| Für ein Schiff von 118 Kanonen | | 708,950 | — | 854,544. |
| — — — 110 | — | 655,844 | — | 790,304. |
| — — — 80 | — | 525,670 | — | 644,606. |
| — — — 74 | — | 448,510 | — | 542,110. |
| — — — 64 | — | 363,902 | — | 434,672. |
| Für eine Fregatte v. 18 Kanonen | | 234,012 | — | 276,729. |

Die Französische Seemacht besteht gegenwärtig: aus Einem Schiffe von 118 Kanonen, fünf von 110, sieben von 80, neun und vierzig von 74, und Einem von 64 Kanonen, außer den Fregatten und Schaluppen.

Die

Die Versammlung beschloß, daß, unter dem Nahmen von Assignaten, ein neues Papiergeld verfertigt und in Umlauf gebracht werden solle, dessen Hypothek die eingezogenen Güter der Geistlichen seyn würden. Hierüber ließ der König an die Frankreicher folgende Proklamation ergehen:

„Am 19. April 1790.“

„Der König hat das Dekret der Nationalversammlung, durch welches dieselbe die Verfertigung von 400 Millionen Assignaten beschlossen hat, genehmigt. Dieses Papiergeld muß als die heiligste Schuld der Nation angesehen werden. Und da der von dem Könige genehmigte Beschluß der Versammlung weiter nichts gethan hat, noch thun kann, als die Pflicht aufzulegen diese Noten an Zahlungsstatt, zwischen Gläubiger und Schuldner, anzunehmen: so ersucht Seine Majestät noch ganz ausdrücklich alle Einwohner Seines Königreiches, diese Noten ohne Einwürfe oder Schwierigkeiten anzunehmen, und sich derselben bei allen Kontrakten und Kaufen zu bedienen; damit, durch die Folge eines gerechten Zutrauens, die Nationalnoten überall dem baaren Gelde gleich geachtet werden mögen. Eine patriotische Gesinnung muß allen guten Frankreichern dieses zur Pflicht machen, und zu einer Zeit wo eine solche Gesinnung soviel Gutes hervorbringen wird, zweifelt Seine Majestät nicht, daß jeder sich getreu zeige. Niemals wird es eine Gelegenheit geben, wo man, auf eine reellere, und auf eine nützlichere Weise, die ausgedehnte Macht einer Nation wird zeigen können, deren Staatsbürger durch Ehre, Vernunft und Freiheit vereinigt sind. Der König wird zu jeder Zeit das feierliche Versprechen, welches die Stellvertreter dieser

dieser grossen Nation für die Sicherheit der Assignate gethan haben, beschützen. Indem also der König seine Unterthanen ersucht, aus allen ihren Kräften den Kredit und den Umlauf dieser Assignaten zu begünstigen, so glaubt er, seine unverletzliche Anhänglichkeit an die unveränderlichen Grundsätze der Gerechtigkeit, mit dem Antheil welchen er an der Wiederherstellung der Ordnung in den Finanzen und an dem allgemeinen Wohl des Königreiches nimmt, vollkommen zu vereinigen."

„LUDWIG."

Eine Streitigkeit, welche an den Thoren von Paris entstand, hätte gefährliche Folgen haben können, wenn nicht die unermüdete Wachsamkeit des Hrn. de la Fayette denselben zuvorgekommen wäre. Der Unterofficier eines Schweizerregiments, welcher seit der Revolution sein Regiment verlassen, und sich unter dem Jägerkorps der Bürgermiliz hatte anwerben lassen, kam auf den Einfall, seinen Landsleuten und vormaligen Kameraden einen Besuch zu machen. Der Adjutant der Kompagnie beleidigte ihn. Darauf schlugen sie sich, und der Adjutant wurde verwundet. Daraus entstand nachher ein Streit zwischen den Schweizern und dem Jägerkorps. Die Schweizer nehmen sich vor, ihren verwundeten Adjutanten an allen Jägern zu rächen die sie antreffen würden. Sie zogen auf die Jäger los und die Jäger zogen ihnen entgegen. Schon hatte das Gefecht angefangen, als Herr de la Fayette erschien, und die Ruhe wiederum herstellte. Er befahl den Jägern sich zurückzuziehen, und gieng dann zum Könige, um die Befehle des Monarchen in Rücksicht der Schweizer zu er-

erhalten, weil diese nicht unter seinem Kommando standen.

Das Gericht des Chatelet sezte indessen zu Paris die Untersuchung über die Greuelthaten des fünften und sechsten Oktobers fort. Eine Gesandtschaft dieses Gerichtes kam zu der Königinn, um auch ihr Zeugniß sich zu erbitten. Aber die grosmüthige Monarchinn antwortete: „Niemals werde ich die Angeberinn „der Unterthanen des Königs seyn." a) Bald nachher wurde eine zweite Gesandtschaft zu der Königinn gesandt, welche die Bitte um ihr Zeugniß wiederholen sollte. Aber sie sagte: „Ich habe Alles gesehn, Alles „gewußt, und Alles vergessen." b)

In den Provinzen fiengen, um diese Zeit, die Unruhen aufs Neue an. Zu Marseille versammelten sich die Bürger, und faßten den Entschluß die Zitadelle der Stadt einzunehmen. In der Nacht vom neun und zwanzigsten auf den dreißigsten April zogen sie, in der Stille, Pelottonsweise, auf die Zitadelle zu, und verlangten, daß die Zugbrücke niedergelassen werden solle. Dieses geschah. Nun überfielen zwei von ihnen die Schildwache auf ihrem Posten, und befahlen ihr, im Nahmen der Nation, mit der Pistole auf der Brust, keinen Lärm zu machen. Sie dringen ein und der Haufe folgt nach. Sie bemächtigen sich aller Ausgänge, überfallen die Officiere in ihren Betten, und nehmen dieselben gefangen. Nun senden sie einige Abgesandte an den Bürgerrath, mit der Nachricht, daß sie die Zitadelle eingenommen hätten. Es wird in allen

Straßen

a) Jamais je ne ferai la Délatrice des sujets du Roi.
b) J'ai tout vu, j'ai tout su, et j'ai tout oublié.

Straßen Lärm geschlagen, die Sturmglocken in der ganzen Stadt werden geläutet, der Pöbel versammelt sich haufenweise, er begiebt sich nach der andern Zitadelle, dem Fort St. Jean, und verlangt, mit wüthendem Geschrei, daß ihm auch diese übergeben werden solle. Die Officiere in der Festung versammeln sich, halten Kriegsrath, und beschließen, daß sie, um die Stadt und die in dem Hafen liegenden Schiffe zu verschonen, einen Theil der Bürgermiliz in die Festung hereinlassen wollten: denn man konnte aus der Festung keinen Kanonenschuß thun, ohne die gegenüberliegenden Häuser zu zerstören. Am folgenden Tage wurde in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß sich der Chevalier de Bausset, der Kommendant der Festung, in dem Kriegsrathe der Aufnahme der Bürgermiliz widersetzt hätte. Der, durch diese Nachricht aufgebrachte Pöbel, zog hierauf nach seinem Hause, ermordete ihn auf der Schwelle seiner Hausthüre, schlug ihm den Kopf ab, steckte denselben auf eine Stange, und trug denselben im Triumphe in den Straßen der Stadt herum. Die Garnison hatte nicht einen einzigen Schuß gethan. Der Bürgerrath der Stadt unterstützte die Aufrührer, und billigte den Aufruhr.

Auch zu Montpellier bemächtigte sich die Bürgermiliz der Zitadelle.

Zu Toulouse wiegelten fanatische Priester das Volk auf. Sie predigten Aufruhr, veranstalteten Prozessionen, Wallfahrten, öffentliche Gebete, und streuten unter das Volk aufrührische Schriften gegen den König und gegen die Nationalversammlung aus. Das Volk wurde, durch diese Schriften, aufgefordert, zu verlangen, daß die Römischkatholische Religion für die

Re=

Religion des Staates erklärt, und daß die Klöster nicht aufgehoben werden möchten. Am achtzehnten April geschahen solche Aufforderungen an das Volk von allen Kanzeln. Am achtzehnten April, und an den folgenden Tagen, versammelten sich die Aufrührer, in der Augustinerkirche, und in dem Saale der Akademie der Wissenschaften. In allen Straßen wurde gerufen: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Der Bürgerrath verbot diese Versammlungen und stellte endlich, nach vieler Mühe, die Ruhe wieder her.

Zu Nismes versammelten sich, am zwanzigsten April, die katholischen Einwohner der Stadt, und verlangten, daß die katholische Religion für die einzige Religion des Staates erklärt, und daß in allem was die geistliche Hierarchie angehe keine Veränderungen gemacht werden sollten. Sie verlangten ferner, daß dem Könige seine vorige, uneingeschränkte Macht wieder übergeben werde. Zu gleicher Zeit legte ein großer Theil der Bürgermiliz die Nationalkokarde ab und steckte die weiße Kokarde an deren Stelle. Die Soldaten des Regiments Guienne, das zu Nismes in Garnison lag, rissen die weiße Kokarde, allen denen welche dieselbe trugen, von den Hüten. Daraus entstanden Streitigkeiten, und kleine Scharmützel, in denen einige Personen verwundet wurden. Endlich verbot der Bürgerrath die weiße Kokarde zu tragen, und die Ruhe wurde wieder hergestellt.

Die Einwohner der Stadt Alais widersetzten sich der Aufhebung der Klöster, und sandten eine Bittschrift an die Nationalversammlung, in welcher sie sagten: „Das Gerücht, daß einige Bißthümer aufgehoben werden sollen, beunruhigt uns. Das Dom-

„kapitel

„kapitel erhält die Majestät des Gottesdienstes, und „die Gottesfurcht der Gläubigen, durch sein Bei„spiel. Die Mönchsorden beider Geschlechter sind „offene Zufluchtsörter für die verirrte Tugend, und für „die verlassene Armuth."

Zu Vitteaux, in der Gegend von Semur, wurde, am acht und zwanzigsten April, der Graf von Sainte Colombe, ein fünf und siebenzigjähriger Greis, von seinen Bauern ermordet, ob er gleich den Bürgereid geschworen hatte. Und an demselben Tage warfen eben diese Bauern die Herren de Damas und de Sainte Maure mit Steinen todt, und ermordeten den Priester von Massigny mit Messerstichen.

Zu Valence, im Dauphiné, wurde Herr de Voisins, der Kommendant der Garnison, von dem Pöbel umgebracht. Er war schon seit langer Zeit, wegen einiger unvorsichtigen Reden, verdächtig gewesen, und da er nun, im Anfange des Maimonaths, als er erfuhr was zu Montpellier und zu Marseille vorgefallen war, einige Anstalten machte, um sich zu vertheidigen, so wurde der Verdacht bei dem Volke in Gewißheit verwandelt. Am zehnten Mai begab sich der Bürgerrath, begleitet von dem Pöbel, in seine Wohnung. Er wurde gefangen genommen und nach der Kirche St. Jean geführt, damit er sich daselbst, vor dem versammelten Volke und den Soldaten, vertheidigen könne. Sobald er aus dem Hause kam, rief der Pöbel mit Ungestüm: „Wo ist er! Wo ist er! Wo ist das Unge„heuer! Wir sind verlohren wenn er unserer Rache ent„geht!" Man drängte sich von allen Seiten auf ihn zu; die Bürgermiliz bemühete sich vergeblich ihn zu beschützen und wegzuführen. Er erhielt zwei Messerstiche, und

und bald nachher streckte ihn ein Flintenschuß, der aus dem Haufen kam, todt nieder.

Zu Bastia, im Korsika, wurde Hr. de Rully, Oberster des Regiments du Maine, von dem Volke ermordet. Man hatte ihm Schuld gegeben, daß er, während der Unruhen zu Bastia, den Truppen Befehl gegeben hätte auf das Volk zu schießen. Er bemerkte die Gefahr, in welcher er sich wegen dieses Gerüchts befand, und entfernte sich aus der Stadt, in welcher er proskribirt war. Nach einiger Zeit kam er nach Bastia zurück, in der Hoffnung daß alles vergessen seyn würde. Aber, in der Nacht nach seiner Ankunft, wurde er umgebracht.

Zu Toulon versammelten sich, am dritten Mai, um zwei Uhr Nachmittags, die Arbeiter der Schiffswerfte vor dem Arsenale. Sie fanden die Thore verschlossen, und zogen daher nach dem Hotel des Seewesens, wo der Herr Kommandeur de Glandeves wohnte, welcher eben bei Tische saß. Sie verlangten von ihm, daß er drei Matrosen, welche auf der Fregatte Alceste gefangen gehalten wurden, frei geben möchte. Hr. de Glandeves antwortete: „ich habe „über diese Sache an den Kriegsminister geschrieben, „und ich gebe sie frei.“ Hierauf verlangten die Aufrührer Flinten und Patrontaschen. Auch diese Forderung wurde bewilligt. Dieser Nachgiebigkeit ungeachtet, zwang man ihn das Hotel des Seewesens zu verlassen, und nach dem Rathhause zu kommen. Seinen Bruder, den Chevalier de Glandeves, der ihn begleiten wollte, riß der Pöbel von seiner Seite. Herr de Chaulet, der neben ihm gieng, bekam drei Säbelhiebe und zwei Bajonettstiche, und wurde ermordet wor-

worden seyn, wenn ihn nicht die Bürgermiliz noch gerettet hätte. Der Kommandeur selbst wurde von dem Pöbel beleidigt und geschimpft. Endlich kam er auf dem Rathhause an, wo er den Hrn. Maire an der Spitze des versammelten Bürgerraths antraf. Auf dem Rathhause wurde er einige Tage gefangen gehalten; dann aber wiederum frei gelassen.

Zu Montauban waren die Priester geschäftig. Der Bischof von Montauban schrieb einen Hirtenbrief gegen die Nationalversammlung, und verordnete öffentliche Gebete um Erhaltung der katholischen Religion, und der Klöster. Am zehnten Mai war man damit beschäftigt, in dem Franziskanerkloster das Inventarium zu machen. Die Geistlichen bezahlten einige Weiber, damit diese nach dem Kloster hingehen und sich widersetzen möchten. Zu denselben gesellten sich noch eine Menge anderer Weiber, und schon um sieben Uhr des Morgens begab sich der ganze Haufe nach dem Franziskanerkloster. In einem Nonnenkloster, welches nahe dabei lag, ließen die Nonnen eine hohe Messe lesen, und alle diese Weiber hörten dieselbe mit an. Die Bürgerräthe kamen um das Inventarium aufzunehmen, aber die fanatischen Weiber widersetzten sich ihnen, und sie mußten sich zurückbegeben. Die Bürgerräthe, statt, durch Hülfe der Bürgermiliz, und des zu Montauban in Garnison liegenden Regiments Languedok, den Aufruhr zu dämpfen, begaben sich weg, und ließen diese Weiber, sammt dem Pöbel der sich um sie her versammelt hatte, machen was sie wollten. Der Pöbel begab sich nach dem Hause des Hrn. de Puy Mombrun, des Kommendanten der Bürgermiliz, und drohte ihn aufzuhängen. Indessen hatte sich die Bürger-

germiliz nach dem Rathhause begeben, um dort Waffen zu holen, und bald nachher wurde der Kommendant der Miliz von dem Pöbel auch dahin gebracht, um gefangen gesetzt zu werden. Indessen giengen einige, von den Mänchen abgesandte, Aufwiegler des Volks, in der Stadt umher, und sagten: die Protestanten hätten sich gegen die Katholiken verschworen, es wären Waffen in ihren Häusern versteckt, und sie wollten sich der geistlichen Güter bemächtigen. Der, durch diese und ähnliche Gerüchte aufgewiegelte Pöbel, erhebt ein fanatisches Mordgeschrei gegen die Protestanten. Sie versammeln sich vor dem Rathhause, und verlangen, mit rasendem Geschrei, Waffen, um die Protestanten umzubringen. Die Bürgermiliz stellt sich in Ordnung vor dem Rathhause, und vertheidigt den Eingang desselben. Der Pöbel dringt auf die Miliz zu. Ein Bürgersoldat schießt seine Flinte los, und nunmehr fängt das Morden an. Vier Dragoner der Miliz werden auf der Stelle umgebracht, und der Pöbel begiebt sich wieder nach dem Franziskanerkloster. Hier steigt ein Priester in der Kirche auf die Kanzel. Er bittet den Pöbel, daß derselbe die Bürgermiliz angreiffen möge; er zerreißt öffentlich die Nationalkokarde und steckt, statt derselben, eine weiße, mit einem rothen Kreuz versehene Kokarde, auf seinen Hut. Ein Hause, unter den Zuhörern vertheilter, und dazu bestellter Leute, folgt seinem Beispiele. In diesem Augenblicke tritt der Herzog de la Force in die Kirche. Er zieht seinen Säbel, und ladet Alle ein, die Waffen zu ergreiffen, und ihm nachzufolgen. Sie bewafen sich mit allem was ihnen zuerst unter die Hände kommt; sie verfolgen, beschimpfen und ermorden die Protestanten:

sie greifen die Dragoner der Bürgermiliz an und nehmen dieselben gefangen. Indessen rückt das Regiment Languedok aus; um dem Blutvergiessen Einhalt zu thun: aber es wird zurückgeschlagen, und einige von den Soldaten gefangen genommen. Diesen zieht der Pöbel die Kleider aus, führt sie mit fliegendem Haare, und mit bloßem Kopfe, in Prozession, durch alle Straßen der Stadt, läßt sie in der Hauptkirche Kirchenbuße thun, und schließt sie nachher in das Gefängniß ein. Zwei Mitglieder des Bürgerrathes führten die Prozession selbst an. Die Nachricht von diesen Greueln verbreitete sich bald bis nach Bordeaux, und sogleich verlangte ein Theil der dortigen Miliz abzureisen, um zu Montauban die Ruhe wiederum herzustellen. Der Bürgerrath von Bordeaux erlaubte, daß funfzehnhundert Soldaten abreisen durften, und diese wurden durch das Loos gewählt. Es gelang ihnen auch in kurzer Zeit, dem, durch die Intoleranz der Pfaffen verursachten, Kriege gegen die unschuldigen Protestanten, ein Ende zu machen.

Auch in den **Kolonien** dauerten die Unruhen noch immer fort, und daher schrieb der König an die Einwohner der Kolonie St. Domingue und Martinique folgenden Brief.

„Gute und geliebte Unterthanen. Zweifeln Sie nicht, daß ungeachtet der Entfernung, in welcher Sie Sich von dem Orte meiner Residenz befinden; ich mich unaufhörlich mit Ihrer Wohlfahrt beschäftigt habe. Ich hätte gewünscht genau zu wissen, was eigentlich zu derselben beitragen könnte, und dann würden Sie noch deutlicher die Wirkung meiner guten Gesinnungen haben bemerken können. Aber jetzt, da ich

die Kenntnisse und den Rath der ganzen Nation zu mei-
nem Beistande angerufen habe, finde ich mehr Mittel,
um Ihre Zufriedenheit auf eine feste und unveränderli-
che Weise mir zu erwerben. Der Beschluß der Na-
tionalversammlung, welchen ich Ihnen zusende, nach-
dem ich denselben zuvor gebilligt und genehmigt habe,
ist Ihnen der erste Beweis, wie groß die Hoffnungen
sind, die Sie fassen dürfen. Es ist nicht mehr als ge-
recht, daß Sie auch an den Vortheilen der Konstitu-
tion, deren Früchte meine Unterthanen in Europa künf-
tig genießen werden, Antheil nehmen: denn Sie ha-
ben mit diesen gleiche Rechte, und gleichen Anspruch
auf meine Gewogenheit. Sie pflanzen, mit Einsicht
und mit gutem Erfolge, eine Kolonie an, deren Pro-
dukte einen wesentlichen Theil der Reichthümer des fran-
zösischen Reiches ausmachen. Demzufolge werden Si[e]
zu dem gemeinen Besten beitragen, wenn Sie Sich,
wie Sie jetzt dazu eingeladen sind, damit beschäftigen
die Einrichtungen anzuzeigen, welche unter Ihnen di[e]
beste Ordnung hervorbringen und alle Einwohner de[r]
Kolonie, durch die Bande des Glückes und des Zu-
trauens, unter sich vereinigen können. Sie werde[n]
niemals vergessen, daß, da Sie mit uns nur Ein[s]
sind; Sie sorgfältig für den Vortheil des französisch[en]
Handels sorgen müssen; so wie Frankreich gegenseiti[g]
die Mittel aufsuchen wird, welche fähig sind Ihre nüt[z-]
lichen Arbeiten zu begünstigen. Durch eine solche Ei[n-]
tracht, welche der Gegenstand meiner Wünsche ist, we[r-]
den meine Unterthanen auf beiden Halbkugeln zusam-
men nur eine einzige Familie ausmachen, und die Pla[ne]
derjenigen, die unglücklich genug sind nur an Uneini[g-]
keit Vergnügen zu finden, werden zerstört werden.

Ihr

Ihrer Treue habe ich keinen Augenblick gezweifelt; denn Sie sind Frankreicher, und Sie haben großmüthigen Patriotismus bei den wichtigsten Gelegenheiten bewiesen. Darum habe ich auch Vergnügen daran gefunden, Ihnen geradezu einen Beweis meiner Gesinnungen zu geben, und Sie können und dürfen zu jeder Zeit auf dieselben zählen."

„LUDWIG."

Zuschriften und Danksagungsbriefe kamen indessen immer noch, aus allen Theilen des Reiches, an die Nationalversammlung. Unter der ungeheuren Menge derselben zeichnete sich vorzüglich die Zuschrift der Städte Mezieres und Charleville aus. Sie lautete folgendermaßen:

„Meine Herren. Wir, die Wahlherren der Städte Mezieres und Charleville, kommen, um den weisen Gesetzen zu huldigen, welche Sie gegeben haben. Wir waren Sklaven, und nun sind wir zu freien Bürgern des Staates umgeschaffen worden. Sie haben den Koloß der Ministergewalt, welcher das Volk drückte, umgeworfen. Die ungeheure Beraubung der Finanzen hatte das Reich seinem Untergange nahe gebracht: und Sie retten dasselbe jetzt, indem sie die Wunde in ihrer ganzen Tiefe sondieren, und indem Sie eine unverbrüchliche Ordnung in der Verwaltung der öffentlichen Gelder einführen. Die Provinzen waren durch Kommissarien gedrückt; Sie haben verwaltende Korps an deren Stelle gesetzt, und diese Korps bestehen aus Bürgern, über deren Geschäfte Sie wachen werden. Das Lehensystem, jenes Ungeheuer, welches durch die Unwissenheit der Völker und die Schwäche der Regie-

rungen entstanden war, setzte der Wiederherstellung Frankreichs einen Widerstand entgegen, den man für unüberwindlich hielt. Euer Muth hat ihn zerstört. Dieses große und ausgedehnte Reich, welches vormals durch innere Unruhen, deren Vorwand die Religion war, erschüttert wurde, wird nun künftig nicht mehr fürchten dürfen sein Inneres durch den Fanatismus verheeren zu sehen. Sie haben die Freiheit der Meinungen zum Gesetz gemacht, und aus Verehrung für die katholische Religion haben Sie ihr, auf eine derselben würdige Weise, gehuldigt, indem Sie sogar den Verdacht daß ein Beschluß in dieser Rücksicht nöthig seyn könnte, entfernten. Ihre neue Eintheilung des Königreiches ist ein Meisterstück, welches aus allen Einwohnern der verschiedenen Provinzen nur eine Familie macht, da dieselben vorher, durch verschiedenes Interesse, so wie durch Gewohnheiten und Vorrechte, getrennt, und eben soviel verschiedene Völkerschaften zu seyn schienen. Die Parlamenter hatten eine gewisse Uebermacht, welche mit derjenigen stritt, die eigentlich nur in der Nation allein ruht. Diese gefährlich gewordenen Korps haben Sie zerstört, und ihre Stellen haben Sie mit Männern besetzt, welche nur vermöge ihrer Talente und ihrer Tugenden zu der Verwaltung der Justiz gelangen werden. Was vermögen nun noch Pasquille, Kabalen, und falsche Gerüchte gegen so viele Wohlthaten? Glauben Sie, meine Herren, der Liebe zur Freiheit und zum Glücke, welche beide tief in das Herz der Frankreicher gegraben sind: alle Bemühungen der Feinde der Revolution werden gegen die Menge der guten Bürger des Staates und der Nationaltruppen, die zu Erhaltung der Konstitution bewafnet

sind,

sind, nichts ausrichten, und Frankreich wird, unter Ihrem Schutze, unter Ihren Gesetzen, und durch das Beispiel des Besten der Könige beseelt, mit großen Schritten der Vollkommenheit entgegen gehen."

Die Damen der Stadt Auray im Poitou sandten eine Zuschrift an die Versammlung, welche folgendermaßen lautete:

„Gnädige Herren. Da wir gewünscht haben dem Vaterlande Beweise unsers Patriotismus zu geben, so haben wir, nach dem Beispiele unserer Mitbürger, unter uns, mit dem Nahmen Nationalamazonen, eine Miliz errichtet. Dieser Vorschlag wurde unserem Bürgerrathe vorgelegt, und von demselben mit lautem Beifalle aufgenommen. Am achtzehnten dieses Monaths nahm er unsern Eid ab, daß wir der Nation, dem Gesetze und dem Könige getreu seyn, und aus allen unsern Kräften die neue Konstitution des Staates zu erhalten trachten würden. Am Abend desselben Tages verbanden wir uns mit unsern Mitbürgern, um vor dem Altare den Bürgereid zu schwören. Nunmehr eilen wir, gnädige Herren, Ihnen unsere Zuneigung für unser Vaterland zu erkennen zu geben, unsere Anhänglichkeit an Ihre erhabenen Beschlüsse in Ihre Hände niederzulegen, und unsere Wünsche für die Wohlfahrt und die Ruhe Frankreichs, und für die Erhaltung des Monarchen den wir lieben, Ihnen mitzutheilen. Wir ersuchen Sie, daß Sie uns erlauben mögen, unsere Verbindung, welche bloß allein den Zweck hat in unsern Männern und in unsern Kindern den Wunsch des öffentlichen Wohls zu erwecken, ferner fortzusetzen. Glücklich und tausendmal glücklich werden wir uns schätzen, wenn unser Rath und unser Beispiel jederzeit bei denselben

selben die patriotischen Gesinnungen unterhält, von denen wir durchdrungen sind und durchdrungen bleiben werden."

Auch der berühmte Gefangene de la Tude, dessen Schicksale oben erzählt worden sind, stellte sich der Versammlung vor, und sein Advokat, Herr Thierry, der Verfasser seiner Geschichte, hielt an die Versammlung folgende Rede:

„Meine Herren. Herr de la Tude, dessen Vertheidiger ich bin, hat mir es überlassen für ihn zu sprechen; denn die Schwäche seiner Stimme und die Schüchternheit, welche er in Ihrer Gegenwart fühlt, erlauben ihm nicht Sie selbst anzureden. Dieses unglückliche und nur zu berühmte Schlachtopfer des Despotismus hat fünf und dreißig Jahre in Staatsgefängnissen zugebracht. Hr. de la Tude hat fünf und dreißig Jahre in Thränen und Verzweiflung verlebt. Und er war unschuldig! Wenigstens war sein Verbrechen kein anderes, als das Mißfallen einer Favoritinn und zweier Minister auf sich gezogen zu haben. Jetzt macht er die Geschichte seiner Leiden öffentlich bekannt, und Ihnen, meine Herren, war er die erste Huldigung derselben schuldig. Er übergiebt Ihnen dieses Buch, und hält dafür, dasselbe sey würdig auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt zu werden. Eine zu traurige Erfahrung hat ihn gelehrt, wessen der vorige Despotismus fähig war. Er hat denselben aufgedeckt; er hat alles gesagt; und er hat es vielleicht nicht ohne Kraft gesagt. Wie angenehm ist es nicht für ihn, daß er seine, durch eine so lange Einkerkerung geschwächten Blicke, bis zu Ihnen, meine Herren, erheben kann! Wie tröstend ist es ihm nicht, daß er jetzt sagen kann, er habe, auch in

den Fesseln, seinem Vaterlande gedient, und daß er denken darf, die Thränen, welche er vergossen hat, seyen nicht ganz unfruchtbar gewesen! Ja, meine Herren, wenn man dieses traurige Schlachtopfer des Hasses zweier Minister betrachtet, wenn man die Eindrücke der Fesseln sieht, welche sie ihm aufgelegt haben, so bekommt man neuen Muth; und bei der Erzählung dessen was man damals zu thun wagen durfte, und was man ungestraft zu thun wagen durfte, werden unsere Mitbürger, mit desto mehr Stolz über Ihre Arbeiten erfüllt, auch desto lebhafter die Ruhe fühlen, welche wir durch Sie erhalten haben. Sie werden desto mehr den Werth Ihrer Wohlthaten einsehen lernen."

Seitdem der Untersuchungsausschuß erfahren hatte, daß der Chevalier de Bonne Savardin Mitverschworner des von Hrn. Maillebois angelegten Plans zu einer Gegenrevolution war, gab man sich viele Mühe, sich dieses Mannes zu bemächtigen, und endlich gelang es. Bonne Savardin war nach Paris gekommen, hatte sich daselbst einige Zeit versteckt, bei dem Sardinischen Gesandten, aufgehalten, und war dann mit neuen Depeschen nach Turin abgereist. Zu Pont de Beauvoisin, an der Gränze von Savoyen, wurde er in Verhaft genommen. Er war vor der Stadt aus seiner Postschaise gestiegen, und wollte zu Fuß, durch die Stadt und auf das Savoische Gebiet, über die Gränze übergehen. Aber am Gränzthore ward er als verdächtig angehalten, und nach dem Rathhause zurückgeführt. Einige Zeit nachher wurde er nach Paris gebracht, und daselbst in den Gefängnissen des Chatelet gefangen gehalten, und ausgefragt. Durch seine Antworten, auf die an ihn geschehenen Fragen,

erfuhr man, daß auch der Minister Graf von St. Priest um den Plan wußte und denselben gebilligt hatte. Doch waren die Thatsachen nicht hinlänglich bewiesen, um auch gegen den Minister zu einer Klage Gelegenheit zu geben. Hr. de Bonne gestand, daß er folgende Unterredung, welche er aufgeschrieben hatte, und welche man geschrieben unter seinen Papieren fand, mit Hrn. de St. Priest wirklich gehalten hätte.

Chev. Bonne. Wann wird sich dies endigen?

St. Priest. Es muß doch wohl einmal aufhören. Und wenn uns diese Hoffnung nicht erhielte, so müßte man das Haus zuschließen, und dann geduldig warten bis man ermordet würde.

Chev. Bonne. Aber sehen Sie voraus, wann das Ende da seyn wird?

St. Priest. Im Frühling, denn um diese Zeit will der König in die Provinzen reisen.

Chev. Bonne. Aber fürchten Sie nicht, daß die Miliz im Wege stehe; daß dieselbe darauf bestehe Ihnen zu folgen, und daß sie die Ausführung aller Ihrer Projekte verhindere?

St. Priest. Meinetwegen! wenn sie uns folgen will, so mag sie es thun. Sitzen wir erst einmal auf dem Sattel, so wollen wir dann schon sehen!

Chev. Bonne. Ja, ich begreife daß es alsdann Mittel geben würde, wenn Sie Truppen hätten; aber wo werden Sie welche finden? (keine Antwort) Wie wollen Sie Sich la Fayette vom Halse schaffen? Sein Ehrgeiz ist groß, und er hat jetzt die Macht in Händen.

St. Priest. Ach! der arme Teufel ist mehr als wir in Verlegenheit!

Chev. Bonne. Man spricht von seinen Projekten: man sagt er wolle Connetable werden.

St. Priest. Und ich, ich glaube, er will werden was er werden kann, bis die Konstitution geendigt ist; und dann wird er das Volk im Stiche lassen.

Chev. Bonne. Aber, mein Herr, er wird es nicht im Stiche lassen, ohne etwas Anderes vorzunehmen. Seine Thätigkeit und sein Ehrgeiz werden ihm nicht erlauben unthätig zu bleiben, oder thätig zu seyn ohne etwas Nützliches zu thun.

St. Priest. Wenn uns weiter Niemand im Wege steht, als er, so wird es uns an Mitteln nicht fehlen.

Chev. Bonne. Ja, es wird Ihnen nicht fehlen; aber an einem General fehlt es Ihnen, wenn Sie nicht Maillebois zu gewinnen suchen.

St. Priest. Es ist gar nicht möglich, daß ich mich jetzt damit abgeben, oder die Schwierigkeiten zu überwinden hoffen dürfte.

Chev. Bonne. Schwierigkeiten, mein Herr! Es giebt keine, und kann keine geben. Niemand in Frankreich kann es an Talenten, an Fruchtbarkeit der Erfindungskraft, und an Mitteln zur Ausgleichung, mit ihm aufnehmen: und ich glaube, daß man schon lange die größten Aufopferungen gegen ihn sich nicht hätte gereuen lassen sollen.

St. Priest. Ich bin davon überzeugt, weil ich ihn kenne: aber er gehört nicht in meinen Plan. Dennoch sage ich nicht, daß es nicht noch geschehen könne.

Chev. Bonne. Gesetzt aber Sie nähmen ihn nicht; wollten Sie dann den Marschall von Broglio wählen?

St. Priest: Welch eine Thorheit! Er hat sich so betragen, daß auch diejenigen, die am meisten für ihn eingenommen sind, die Lust sich seiner ferner zu bedienen verlohren haben. Ich habe seine Parthei genommen und mich lange gestritten. Was thut er denn seither? Warum ist er da wo er sich aufhält? Was kann er hoffen? Wenn er Verstand und Kraft hätte: so würde er nach Turin, zu dem Grafen von Artois, sich begeben haben. Dort wäre er um soviel mehr an seiner Stelle gewesen, weil er in Savoyen Güter hat. Aber sein Kopf ist weg! Leben Sie wohl.

Seitdem der König mit seiner Familie zu Paris wohnte, fuhr er zuweilen aus, um die öffentlichen Anstalten in Augenschein zu nehmen. Im April besah der König, mit der Königinn, die große Spiegelmanufaktur in der Vorstadt St. Antoine. Die Arbeiter drängten sich um den König. Er griff in seine Tasche, zog einige Assignatennoten heraus, und wollte sie austheilen. Aber in demselben Augenblicke steckte er die Noten wiederum ein, und sagte: „Kinder, ihr würdet „auf diese Noten verlieren, und hättet noch überdies „Mühe und Zeitverlust, um dieselben in Geld zu ver„wandeln. Geht in meinem Nahmen zu Hrn. de Ville„quier, und er wird euch Thaler geben.“ a) Als der König, durch die Vorstadt St. Antoine wiederum nach seinem Schlosse zurückfuhr, rief das Volk, in der Vorstadt St. Honore, wiederholt und anhaltend: „Hoch

lebe

a) Mes enfans, ces billets vous occasionneroient quelque perte, des embarras et emploi de tems pour les convertir en especes. Allez trouver de ma part M. de Villequier, il vous donnera des écus.

ebe der König! Hoch lebe die Königinn!" Der König agte hierauf: „Es ist doch ein gutes Volk, wenn man kommt es zu besuchen." a) Eine Hofdame der Königinn antwortete: „Ja, aber es ist ganz anders wenn es kommt um zu holen." b) „Das kommt daher" versetzte die Königinn lebhaft „weil es alsdann durch fremden Einfluß geleitet wird." c)

Am siebenten April hielt Madame, die älteste Tochter des Königs, ihre erste Kommunion in der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Am Abend vorher warf sie sich zu den Füßen des Königs nieder, und bat um seinen Segen. Hierauf hielt der Monarch folgende Rede an sie, und weinte dabei heiße Thränen: „Meine „Tochter, Sie verlangen meinen Segen. Ich gebe „Ihnen denselben von ganzem Herzen. Sie kennen die „Wichtigkeit der Handlung welche Sie jetzt vornehmen „sollen. Vergessen Sie niemals was Sie Gott schuldig „sind. Mein Kind, die großen Grundsätze der Religion „müssen das Gesetz Ihrer Aufführung seyn, und wir „sind, um des Beispiels willen, noch mehr als Andere, „verbunden darnach zu leben. Diese heilige Religion „ist der einzige Trost, den wir in unserem Unglück haben. Sie sind alt genug, meine Tochter, um unsere „Leiden zu fühlen. Ich habe niemals mit Ihnen darüber gesprochen, aber jetzt glaube ich, daß sich mein „Herz gegen Sie ergießen darf. Unser Unglück ist groß, „aber es betrübt mich weniger, als das Unglück meines „Königreiches. Das Gebet der Unschuld muß bei dem „Him-

a) Que ce peuple est bon, quand on vient le chercher!
b) Il est bien différent lorsqu'il vient chercher lui-même.
c) C'est qu'alors il est mû par des impulsions étrangères.

„Himmel-Gnade finden. Beten Sie zu ihm, mit aller
„der Andacht deren Sie fähig sind, um das Ende un-
„seres Unglücks, und vorzüglich für mein Volk, dessen
„Lage, ich wiederhole es, mir äußerst nahe geht."

Die Stadt Avignon, welche dem Papste zuge-
hört und mit ihrem Gebiete mitten in Frankreich liegt,
wurde bald auch von dem Schwindel der Freiheit er-
griffen. Schon im Februar entstanden daselbst Unru-
hen, und diese nahmen nachher immer mehr und mehr
zu. Am vierzehnten März berief der Vicelegat des
Papstes eine allgemeine Versammlung aller Einwohner
zusammen, damit sie funfzig Abgesandte wählen möch-
ten, welche den Plan zu einer neuen Einrichtung des
Bürgerrathes ihm vorlegen sollten. Es wurde, unter
großem Lärm und Tumult, ein Maire der Stadt und
ein Bürgerrath gewählt, dem man eben die Einrich-
tung gab wie den neuen Bürgergerichten in Frankreich.
Am dreizehnten April entstand ein neuer und heftiger
Aufruhr. Das Volk versammelte sich haufenweise vor
dem Hause des Hrn. Grafen Palamede de Forbin,
und verlangte Hrn. de Coeffier, einen Officier der
Bürgermiliz, dessen Grundsätze verdächtig waren. Der
Pöbel drohte mit Gewalt in das Haus einzudringen.
Um diesem Unglücke zuvorzukommen, verließ Hr. de
Forbin (welcher nur achtzehn Jahre alt ist) das Haus.
Er drängte sich durch den Pöbel, und dieser wagte es
nicht ihn anzugreifen, aber man verfolgte ihn mit Dro-
hungen und Schimpfwörtern. Endlich wurde er um-
ringt. Ein Mann ergriff ihn bei dem Kragen, und
schrie ihm in das Gesicht: „an die Laterne! an die La-
terne!" Der Graf Palamede zog seinen Degen und
sagte: „ich achte das Leben der Staatsbürger, aber

ich

ch werde meine Ehre vertheidigen." Ein Kerl aus
dem Haufen faßte den Degen um, denselben zu zerbre-
chen. Der Graf wehrte sich, und verwundete den Kerl
an der Hand. Der rasende Haufe wird noch wüthender
da er das fließende Blut erblickt. Er bricht in ein wü-
thendes Geschrei aus: „Tödtet ihn! zerreißt ihn! stecht
ihn todt!" Man dringt von allen Seiten auf den
Grafen zu, und er wehrt sich standhaft, und so kalt-
blütig, daß er, nach einem langen Gefechte, nicht mehr
als drei oder vier Männer verwundet hat. Endlich
sind seine Kräfte erschöpft, und schon ist er im Begriffe
niederzusinken, als ein alter Bedienter seines Vaters,
Nahmens Richard, welchen das Geschrei des Pöbels
herbeigeführt hatte, ihn mitten unter den Mördern
erblickt. Dieser drängt sich mit Gewalt durch den Hau-
fen, und faßt den Grafen. Der Pöbel hält ihn für ei-
nen Henker, und erwartet nunmehr die Ermordung sei-
nes Feindes mit anzusehen: aber der Bediente flieht
mit dem Grafen in ein nahe gelegenes Haus. Sie ver-
rammeln inwendig die Thüre, und der Pöbel droht
das Haus in Brand zu stecken. Der junge Graf, wel-
cher diese Drohungen hört, will das Leben seines Freun-
des und der Bewohner des Hauses nicht in Gefahr se-
tzen, sondern er bietet sich an, das Haus zu verlassen
und sich dem wüthenden Haufen zu übergeben. Aber
Richard und der Mann dem das Haus zugehört, bitten
ihn knieend, sich zu retten. Mit Hülfe einer Leiter steigt
er auf das Dach. Das Volk erblickt ihn. Er steigt
von Dach zu Dache, von Straße zu Straße. Im-
merfort verfolgt ihn unten der Haufe, mit rasendem
Mordgeschrei, und Richard folgt dem Grafen überall
nach. Endlich, erschöpft an Kräften, steigen sie beide

in

in ein Haus, verstecken sich im Keller, und verlassen in der darauf folgenden Nacht, verkleidet die Stadt.

Am achtzehnten April traten die neuen Bürgerräthe zu Avignon ihr Amt an. Die päpstlichen Truppen und die Bürgermiliz versammelten sich, und, unter kriegerischer Musik, wurde folgender Eid geschworen: „Wir schwören dem Vaterlande und dem heiligen Stuhl getreu zu verbleiben, unsere Pflichten wohl und getreu zu erfüllen, und aus aller unserer Macht die Berathschlagungen der Distrikte dieser Stadt und die von denselben angenommene Konstitution aufrecht zu erhalten." Die Bürgermiliz und die Truppen schworen denselben Eid. Nachher wurde das Te Deum gesungen, die Glocken geläutet, die Kanonen gelöst, und des Nachts die Stadt erleuchtet. Der Papst war über alle diese Vorfälle höchst unzufrieden. Er ließ, am ein und zwanzigsten April, ein Breve nach Avignon ergehen, in welchem er alle Anordnungen und Befehle seines Vicelegaten mißbilligt, verwirft und für null und nichtig erklärt; so wie auch alles, was, zufolge dieser Verordnungen, geschehen und beschlossen worden ist, oder noch ferner beschlossen werden könnte. Zugleich sandte der Papst Hrn. Celestini nach Avignon, um mit dem Vicelegaten und mit der Bürgerschaft über die Herstellung der Ruhe sich zu berathschlagen. Sobald dieses päpstliche Breve in Avignon bekannt wurde, versammelte sich die Bürgerschaft, und beschloß einstimmig, den Hrn. Celestini gar nicht in die Stadt zu lassen. Zu diesem Ende wurde ihm eine Staffette auf die nächste Poststation entgegen gesandt, mit der Bitte, daß er seine Reise nicht weiter fortsetzen möchte. Auch wurde an den Thoren der Stadt Befehl gegeben, daß wenn

er sich daselbst blicken ließe, man ihm sagen sollte: er müßte sich auf der Stelle wiederum zurückbegeben, wenn er nicht als ein Störer der öffentlichen Ruhe und der öffentlichen Freiheit angesehen und behandelt werden wolle. Der Bürgerrath beschloß ferner, das päpstliche Breve gar nicht anzunehmen, sondern, statt desselben, alle Beschlüsse der französischen Nationalversammlung, welche auf die Lage der Stadt Avignon passend wären, bei sich einzuführen.

Am zwölften Mai wurde, in der Nationalversammlung, ein Brief des Ministers, Hrn. de St. Priest vorgelesen, in welchem derselbe der Versammlung die zu Marseille vorgefallenen Unruhen und die Einnahme der beiden Festungen durch die Bürgermiliz, berichtet, und zugleich bekannt macht, was für Maßregeln der König zu nehmen für nöthig gehalten habe. Die Berathschlagung über diesen wichtigen Vorfall wurde sehr heftig und lärmend. Zuerst sprach Hr. Dandre.

Hr. Dandre. Die Stadt Marseille hätte ruhig bleiben sollen. Alles was sie verlangt hat ist ihr gewährt worden: was verlangt sie denn noch? Der Bürgerrath nimmt die königlichen Festungen ein! Sind denn die Bürgergerichte souverain? Sind sie mit dem Könige im Kriege? Aber der König hat sich an die Spitze der Revolution gesetzt; und nunmehr frage ich, ob Festungen anzugreifen, welche unter seinen Befehlen stehen, nicht eine Verletzung aller Grundsätze sey? Was für Mittel haben Sie um eine Stadt, wie Marseille ist, im Zaum zu halten, wenn sich dieselbe gegen Ihre Beschlüsse auflehnen wollte, und diejenigen Mittel, welche der ausübenden Gewalt zugehören, selbst in Händen hätte? Wenn überall die der ausübenden

Ge-

Gewalt zugehörige Kraft geraubt wird; so giebt es in Frankreich keine Polizei und keine Regierung mehr. Ich spreche offenherzig, ob mir gleich die Gefahr nicht unbekannt ist, welche durch diese Offenherzigkeit über mich kommen kann. Alles was ich habe; meine Güter, meine Frau und meine Kinder, befinden sich in der Nähe von Marseille, nur fünf Stunden von der Stadt. Ich habe ihre Gefahr und dasjenige was mir am theuersten ist vergessen, weil es meine Pflicht erfordert, für die Revolution und für die Freiheit zu sprechen, und Ausgelassenheit und Gesetzlosigkeit einzuschränken.

Hr. de Castellanet. Alles was der Bürgerrath zu Marseille nicht gethan hat, und, wie man jetzt behauptet, hätte thun sollen, würde zu weiter nichts gedient haben, als das Unglück noch größer zu machen. Das Volk war schwer zu beruhigen. Es war aufgebracht darüber, daß die Truppen so viele Schwierigkeiten machten, um die Stadt zu verlassen. Das Kriegsgesetz vermag nichts, in einer Stadt wie Marseille, wo das wüthende Volk nicht ermangeln würde das Lazareth zu öfnen und den Keim der Pest in die Stadt zu bringen. Es vermag nichts, in einer Stadt, wo dreißigtausend Matrosen von diesem Gesetze nichts zu befürchten haben, sobald sie sich auf ihre Schiffe begeben.

Hr. de la Fayette. Die Begebenheiten, welche zu Marseille vorgefallen sind, haben meine Vorgänger Ihnen ausführlich erzählt. Wenn der König eine verirrte Stadt zu ihrer Pflicht wieder zurückruft; wenn er die Urheber einer Mordthat aufsuchen läßt; wenn er über die Sicherheit der Seehäfen und der Zeughäuser wacht; wenn er, in verschiedenen Theilen des Reiches, den

den Unordnungen Einhalt thut: so kann ich, in dieser nothwendigen und konstitutionsmäßigen Ausübung seines Ansehens, weiter nichts finden, als Sorge für das öffentliche Wohl. Ich glaube nicht an jene Bewegungen zu einer Gegenrevolution, welche es thöricht seyn würde nur zu versuchen, feigherzig zu fürchten, und welche weiter nichts als Wachsamkeit erfordern, um sie im Keime zu ersticken. Und sogar dann, wenn neidische Nachbarn unsere werdende Freiheit angreifen sollten; was würde da eine, durch ihre alte Tapferkeit und durch ihre neuen Tugenden starke Nation nicht vermögen, wenn sie durch Freiheit vereinigt wäre, und für dieselbe streiten sollte? Der Gesinnungen ihres Oberhauptes gewiß, was vermag sie nicht, um eine Revolution vollkommen zu machen, die sich vorzüglich durch zwei Hauptzüge auszeichnet; durch Kraft des Volkes und durch Rechtschaffenheit des Königs? Aber ich muß mich dieser Gelegenheit bedienen, um die Versammlung aufmerksam auf diese neue Gährung zu machen, welche sich jetzt von Strasburg bis nach Nismes, und von Brest bis nach Toulon erstreckt, und welche die Feinde des Volkes vergeblich von dem Volke herleiten wollen, da sie vielmehr, deutlich genug, die Folge eines geheimen Einflusses ist. Ist man damit beschäftigt die neuen Eintheilungen Frankreichs einzurichten: so werden die Felder verwüstet, und Personen proskribirt! Waffnen sich die benachbarten Mächte: so ist sogleich Unordnung in unsern Seehäfen! Möge der gerechte Unwille der Versammlung, gegen solche ungesetzmäßige Gewaltthätigkeiten, künftig unsre Kommendanten und unsre Zeughäuser beschützen! Wahrlich! man findet in solchen Excessen, weder den Vortheil noch die Gesinnungen des Volks! Aber wenn sogar Bür-

gergerichte ihre Gewalt überschreiten; wenn sie Miß-
trauen gegen die Regierung beibehalten, nachdem
alle Mißbräuche derselben abgeschaft sind; wenn sie ver-
gessen, daß in der unrichtigen Vertheilung der Gewalt
die Tiranney besteht; und daß, sobald sie vertheilt ist,
die freie Ausübung eines jeden Theils derselben zu dem
allgemeinen Besten nothwendig wird: dann, meine
Herren, lassen Sie ja nicht einen eiteln Wunsch nach
Popularität irgend Einen von uns verhindern, die
Grundsätze festzusetzen, und unsere Mitbürger zu den-
selben zurückzuführen.

Graf Mirabeau. Ich unterscheide den Befehl
des Königs, von der Schrift des Ministers. Das Bür-
gergericht zu Marseille läßt sich leicht entschuldigen.
Es hat etwas Ungesetzliches gethan; aber deswegen ist es
keiner Rebellion schuldig. Die Einwohner von Mar-
seille haben am dreißigsten April weiter nichts gethan,
als was auch wir am fünften Oktober thaten. Und
warum sollte denn nicht auch das Beil, wegen jenes
Tages, auf die Pariser fallen, da man alle Blitze der
ausübenden Gewalt auf die Einwohner von Marseille
herabruft! Aber man sieht wohl die Absicht gewisser
Leute. Sie wollen die Stadt Marseille zum Aufruhr
reizen, um das Kommando einer Armee gegen dieselbe
zu erhalten, und den König mit sich nehmen zu können.

Hr. de la Fayette. Mit der Ruhe eines reinen
Gewissens, welches niemals über irgend eine seiner Hand-
lungen, noch über irgend eine seiner Gesinnungen
erröthen hatte, und mit dem lebhaftesten Wunsche, daß
alle Umstände, welche die Revolution betreffen, an das
Tageslicht kommen mögen, wünsche ich, daß auch die Um-
stände des Vorfalls zu Marseille auf das genaueste un-
tersucht werden mögen.

Gr

Graf Mirabeau. Ich verachte die Verläumder, welche vorgeben, daß ich die Unruhen zu Marseille unterhalte, und welche sagen, das Chatelet untersuche den Vorfall des sechsten Oktobers nur um das Verbrechen zu beleuchten. Ich habe den Frieden zu Marseille hergestellt; ich stelle den Frieden zu Marseille her; ich werde den Frieden zu Marseille herstellen. Laßt sie kommen diese Verläumder! Laßt sie mich anklagen! Ich verlange es! Ich verlange, daß alle meine Verbrechen bekannt gemacht werden!

Am sechszehnten Mai, und an den folgenden Tagen, berathschlagte sich die Nationalversammlung über die wichtige Frage: „Soll die Nation dem Könige „das Recht übertragen, Krieg zu führen und Frie„den zu schließen?“

Der Herzog von Levis. Der offensive Krieg muß von dem defensiven wohl unterschieden werden. Offensiven Krieg darf Niemand führen; aber der defensive ist gerecht. Wir müssen also damit den Anfang machen, zu erklären, daß unsere Nation niemals etwas gegen die Freiheit irgend eines Volks unternehmen wolle, aber daß sie die Angriffe ihrer Feinde zurückzustoßen bereit sey. Nachher wird man untersuchen, wer das Recht haben solle den Krieg zu erklären. Endlich wird man untersuchen müssen, ob Bündnisse für Frankreich nützlich oder schädlich seyn.

Graf de Serent. Die Ausübung der öffentlichen Gewalt muß einem Einzigen übertragen werden. Der König muß das Recht haben Krieg und Frieden nach Gefallen zu beschließen. Alle Einwürfe, welche man dagegen, wegen des Ehrgeizes der Könige und der Leidenschaften der Minister, machen könnte, sind unbe-

deutend. Ein zahlreiches gesetzgebendes Korps ist de[r]
Wirkung der Leidenschaften noch mehr ausgesetzt, al[s]
das Kabinett der Minister; und es wird fremden Na-
tionen leichter werden Mitglieder der Versammlung zu
bestechen, als Minister. Ausserdem verlangt der Krieg
Geheimniß des Beschlusses und Schnelligkeit in der
Ausführung. Behält sich die Versammlung vor, in
solchen Fällen zu entscheiden: so wird der Feind die
Entscheidung erfahren, ehe dieselbe noch gegeben ist.
Der König wird verachtet und die Nation ohne Anse-
hen seyn.

Herzog von Aiguillon. Alle Gewalt gehört der
Nation zu; folglich auch die Gewalt Krieg und Frieden
zu schließen. Könige, gleichviel ob gut oder schlecht,
und die guten am meisten, lassen sich allemal von ihren
Ministern leiten. So ließ Louvois das Blut der
Frankreicher fließen; bloß allein damit er Ludwig dem
vierzehnten Beschäftigung geben möge, weil dieser Kö-
nig, wegen eines unrecht angebrachten Fensters zu
Trianon, gegen Louvois aufgebracht war. Um den
gefährlichen Folgen der Launen der Maitressen und des
Ehrgeizes der Minister auszuweichen, muß man dem
Könige das Recht nicht überlassen Krieg und Frieden
zu schließen. Daß das Geheimniß beibehalten werden
müsse, ist nur ein eitler Vorwand. Wer sich nicht [zu]
fürchten braucht, der hat kein Geheimniß nöthig. E[in]
großmüthiges Volk, welches die Größe seines Kara[k-]
ters gezeigt hat, muß die Ehre, die ganze Welt zu [den]
Vertrauten seiner Plane zu machen, einer krumm[en]
und verwickelten Politik vorziehen. Nach der Bekan[nt-]
machung der Rechte des Menschen wird noch e[in]

Bekanntmachung der gegenseitigen Rechte der Nationen erfordert.

Der Weltpriester Jallet. Keine Nation hat das Recht offensiven Krieg zu führen. Laßt alle Nationen frei werden, wie wir es sind, dann wird es keinen offensiven Krieg mehr geben, weil es dann Könige und keine Despoten mehr geben wird. Die Kriege, welche der Geschichte Schande machen, sind nicht die Folge des Hasses und der Feindschaft der Nationen, denn diese liegt gar nicht in der Natur; sondern sie sind die Folge des Ehrgeizes der Despoten, der Fürsten, der Minister, welche das Vermögen und das Blut ihrer Unterthanen für nichts rechnen.

Hr. de Custine. Diese Grundsätze sind sehr schön und gut. Aber man muß die Lage des Königreiches, seine Kräfte, seine Traktaten, nicht aus den Augen verlieren. Frankreich hat schöne Kolonien; aber ohne ein ansehnliches Seewesen wird es dieselben bald verlieren. Wir haben England zum Nachbar, welches sich unsere Schwäche und die großmüthige Uneigennützigkeit von der man spricht, zu Nutze machen wird. Das System eines allgemeinen Friedens schickt sich nur für ein Königreich, das mit der See überall umgeben ist, und keinen plötzlichen Einfall zu befürchten hat. Daher ist es unumgänglich nothwendig, dem Oberhaupte der Nation das Recht zu lassen Krieg und Frieden zu beschließen. Die Nation ist geschützt genug, durch die Verantwortlichkeit der Minister; durch die Verbindlichkeit des Monarchen, dem gesetzgebenden Korps Nachricht zu geben, acht Tage nachdem die Maßregeln genommen sind; und durch die Todesstra-

fe,

se, welche die Strafe eines jeden schuldigen Ministers seyn muß.

Graf Charles de Lameth. Das gesetzgebende Korps, und nicht der König, muß das Recht haben Krieg und Frieden zu beschließen. Dieses hat zwar seine Unbequemlichkeiten: aber wer würde nicht lieber sich denselben aussetzen, als einen Grundsatz festsetzen, von welchem selbst der furchtsame Montesquieu die Gefahr nicht verbergen konnte? Der Abgott Frankreichs, Heinrich der vierte selbst, hatte eben das Projekt, um des Besitzes der Prinzessin von Conde willen, ganz Europa in einen Krieg zu verwickeln, als ein schreckliches Verbrechen ihn der Welt entriß. . . .

(„Dieß ist eine Verleumdung!“ schrie der Abbe Maury.)

Ich wundre mich darüber, daß man es wagen darf mich zu unterbrechen, und ich sage noch einmal: Heinrich der vierte war im Begriffe, ganz Europa, um des Besitzes der Prinzessin von Conde willen, in einen allgemeinen Krieg zu verwickeln, als er ermordet wurde. . . . .

(„Dieß ist eine Verleumdung!“ schrie der Abbe Maury abermals.)

Nun dann, wer daran zweifelt, der lese die Memoiren des Sully, des Freundes Heinrichs des vierten. Es ist unmöglich, daß ich, der ich diesen König so sehr hoch schätze, einen solchen Zug in seinem Leben sollte erfinden können. Hätten wir jederzeit einen so tugendhaften König, wie Ludwig der sechszehnte ist, so dürften wir dieses Recht mit Zuversicht in den Händen des Monarchen lassen. Aber das väterliche Herz dieses Fürsten würde ein solches Recht, ein Recht Tau-

sende von Frankreichern dem Tode entgegen zu senden, ein Recht das Reich zu entvölkern, vielmehr verwerfen als annehmen. Daher schließe ich, daß, da die ausübende Gewalt weiter nichts thun kann, als ausüben, das Recht den Krieg zu bestimmen der Nation zugehöre, und von den Stellvertretern derselben müsse verwaltet werden.

Graf Virieu. Der Fürst muß dieses Vorrecht besitzen, wenn Einheit, Geheimniß und Schnelligkeit in den Operationen seyn soll. Müßte nicht eine Versammlung von Gesetzgebern, bestehend aus Mitgliedern, welche mit den diplomatischen Kenntnissen unbekannt sind, und welche gar keine Verantwortlichkeit haben, ein Schlachtfeld werden, auf welchem benachbarte Nationen, durch Guineen und Piaster, um eine ihnen günstige Entscheidung sich streiten würden? Friede und Krieg würden in einer solchen Versammlung, an den Meistbietenden verkauft werden! Betrachten Sie das Beispiel der Athenienser, der Schweden, der Holländer!

Marquis de Sillery. Unstreitig muß die ausübende Gewalt mit hinlänglicher Macht versehen seyn, um alle Unternehmungen der Feinde von außen zu verhindern; aber von ganz anderer Art ist das Recht zu urtheilen, ob Krieg oder Frieden vorzuziehen sey. Dieser Gegenstand ist kein Gegenstand der Ausübung, und darum muß auch darüber von der Nation selbst, durch die Stimme ihrer Stellvertreter, entschieden werden.

Hr. Malouet. Der König kann den Krieg nicht fortsetzen, wenn die Nation ihm die Subsidien versagt. Auch die Engländer haben ihrem Könige das Recht übertragen Krieg und Frieden zu beschließen, nicht um

aus

aus demselben einen Despoten zu machen; sondern weil es ein Recht ist welches Verschwiegenheit fordert. Freie Nationen haben mehr ehrgeizige Kriege geführt als die Despoten, ob man gleich das Gegentheil hier behauptet. Seit einem Jahrhunderte ist der Großsultan der Einzige, der bloß allein defensive Kriege geführt hat. Defensive Kriege muß der Monarch allein, offensive aber nur mit der Einstimmung des gesetzgebenden Korps, führen dürfen.

Hr. Pethion de Villeneuve. Von dem Jahre 1356 bis zu dem Jahre 1614 findet man die Reichsstände über Krieg und Frieden, über Traktaten und Bündnisse, sich berathschlagend. Für das Glück Frankreichs haben Sie gar nichts gethan, wenn Sie ihrem Oberhaupte eine so gefährliche Macht in den Händen lassen! Betrachten Sie Frankreich; sehen Sie was das Reich, durch das Uebertragen dieser Macht, gelitten hat! Betrachten Sie mit mir, was ein ehrgeiziger und grausamer Despote zu thun im Stande seyn würde. Er wird seine Nachbaren reizen; er wird Krieg führen, um von der Nation Geld zu bekommen; mit diesem Gelde wird er die Armee verführen; er wird die Fremden überwinden: und vor seinem mit Sieg gekrönten Oberhaupte, wird das Volk in den Staub niederfallen. Die Nation, einmal in den Krieg verwickelt, wird denselben fortsetzen müssen; und das gebieterische Joch der Nothwendigkeit wird sie zwingen Subsidien zu bewilligen, welche sie gerne abschlagen möchte. Aber, sagt man, Geheimniß ist nothwendig. Nein! Das Geheimniß dient nur der Ungerechtigkeit, und bringt lauter Fehler hervor. Es giebt keine andre verehrungswürdige und feste Traktaten, als solche, die auf Gerechtigkeit ge-

baut

baut sind, und sich auf das gegenseitige Interesse grün-
den. Das wahre Interesse des Menschen besteht darin,
gerecht zu seyn! Alle Wissenschaft der Staatsmänner
ist kindisch und eitel. Sie betriegen ihre Zeitgenossen,
und opfern ihre Nachkommen auf. Bestechungen, wel-
che auf einzelne Menschen so sehr wirken, werden un-
nütze in einer grossen Versammlung, wo die vereinig-
ten Kenntnisse nicht allein dazu dienen, um die Diskus-
sion zu erhellen, sondern auch um die Kabalen zu ent-
decken. Lassen Sie uns, meine Herren, durch ein Ma-
nifest, feierlich erklären, daß wir aus der Politik alle
List, alle Betrügereien verbannen, und Aufrichtigkeit
und Gerechtigkeit an deren Stelle setzen wollen. Laßt
Frankreich allen ehrgeitzigen Planen, allen Eroberun-
gen entsagen! Seine Gränzen scheinen durch das ewige
Schicksal festgesetzt. Laßt uns erklären, daß jeder Ein-
fall in ein frembes Territorium für eine feigherzige
Niederträchtigkeit anzusehen sey. Sie können nichts
thun, was, mehr als eine solche Erklärung, das Er-
staunen und die Bewunderung der Nachwelt erwecken
würde!

Der Graf de Montlausier. Es ist schwer über
eine Frage zu sprechen, zu einer Zeit, wo in Frank-
reich, über diesen und ähnliche Gegenstände, ein all-
gemeiner Wahnsinn herrscht. Die Könige bedienen
sich ihrer Gewalt jederzeit zum Besten der Nationen.
Dennoch schont man nicht einmal das Andenken der Kö-
nige; nicht das Andenken von Ludwig dem vierzehnten;
nicht das Andenken von Ludwig dem funfzehnten;
nicht das Andenken von Heinrich dem vierten. Sogar
der schreckliche Mord des Ravaillac wird jetzt ent-
schuldigt.

Graf

(Graf Lameth: „keine persönlichen Beleidigungen mein Herr.")

Herr President, ich muß Ihnen im Voraus sagen, da ich noch einige solche Redensarten habe.

(President. Zur Ordnung, mein Herr!)

(heftig) Heinrich der vierte war vielleicht nicht ohn Schwachheiten, aber er deckte dieselben mit seine öffentlichen Tugenden zu. Liebe zu seinem Volke wa jederzeit die erste Leidenschaft seines Herzens. Es i daher sehr ungeschickt, wenn man ihn zum Beispiele an führt, um hämische Blicke auf den königlichen Karak ter zu werfen. Man spricht viel von Freiheit. Aber was ist Freiheit? Sie kommen mir vor wie die ersten Römer, welche nur Brodt und Freiheit verlangten aber bald werden Sie auch, wie jene, nur Brodt und Schauspiele verlangen.

Hr. de Sinetti. Die vortrefflichen Ideen des Herrn Pethion, verdienen meine ganze Bewunderung Aber ich bitte, um der Klugheit, um der Erhaltung des Friedens, und um des Gleichgewichts von Europa willen, daß das neugeborne Frankreich sich nicht blos allein auf seine Vertheidigung einschränke, damit seine Verbündeten sicher seyn können, in seiner Tapferkeit den Beistand zu finden, auf welchen die Traktaten ihnen den Anspruch geben. In der Politik darf man nicht eine mathematische Vollkommenheit suchen.

Hr. de Beaucharnois. Herr de Montlauzier, und diejenigen, welche ähnliche Gesinnungen mit ihm haben, verleumden die Nation, ihre Stellvertreter und die Beschlüsse derselben. Vielleicht hat man nicht mit Unrecht das System eines allgemeinen Friedens für ein schöne Schichäre gehalten. Aber es darf wohl i

ach

achtzehnten Jahrhunderte, der Nationalversammlung erlaubt seyn, die Hoffnung dieses System erfüllt zu sehen vorzutragen.

Der Herzog von Praslin. Der Unterschied zwischen offensiven und defensiven Kriegen, worüber soviel gesprochen worden ist, ist eigentlich ganz ungegründet. Jede kriegführende Macht behauptet, daß der Krieg von ihrer Seite defensiv sey. Als der König von Preussen in Sachsen einfiel, als die Kaiserin von Rußland die Pforte angriff, schienen beide die allerrechtmäßigsten Beweggründe dazu zu haben.

Hr. von Robespierre. Ich wünsche, daß man dieses gefährliche Recht demjenigen überlasse, der am wenigsten geneigt seyn wird dasselbe zu mißbrauchen. Das gesetzgebende Korps wird nur im Falle der unabänderlichen Nothwendigkeit Krieg verlangen. Hingegen die ausübende Gewalt wird den Krieg suchen, um ihre Vorrechte zu üben und auszudehnen.

Hr. D'Harambure. Die Versammlung darf nicht das Recht haben Krieg und Frieden zu beschließen. Denn das Volk kann seine Rechte keinen andern als solchen Agenten übertragen die verantwortlich sind. Dem Könige gehört dieses Recht zu.

Hr. de Clermont Tonnerre. (Er bewies, in einer langen und vortrefflichen Rede, daß das Recht Krieg und Frieden zu beschließen dem Könige zugehöre.)

Hr. Reubel. Unstreitig muß die Nationalversammlung das Recht behalten über Krieg und Frieden zu entscheiden. Sonst würde eine Vermischung der Gewalt entstehen; Wille und Ausführung, Gesetz und Ausübung desselben, würden vereinigt. Die Verantwortlichkeit

keit der Minister, bürgt für nichts: denn wie könnte der Kopf der Minister oder ihr Vermögen, für die traurigen Folgen eines unvorsichtig unternommenen Krieges entschädigen? Die Minister wünschen allemal Krieg: denn der Krieg verschafft Ihnen Mittel heimlich Geld zu erhalten.

Hr. de Crillon. Diejenigen, die alle Last des Krieges tragen, müssen auch entscheiden können, ob derselbe Statt haben solle oder nicht. Folglich müssen die Stellvertreter des Volkes über den Krieg entscheiden, aber dem Könige muß das Vorrecht bleiben den Frieden vorschlagen zu können.

Abbe Maury. Auflagen sind eine beträchtliche Ressurce, sie sind das Maaß der öffentlichen Macht. Man hat Ihnen gesagt, Auflagen könnten verweigert werden, und man hat darauf geantwortet: dieses würde ein wahres Mittel seyn Aufruhr zu stiften. So lange aber die Auflage noch nicht ausgeschrieben ist, so lange kann dieselbe auch keinen Aufruhr veranlassen. Dieß ist der Schild der öffentlichen Freiheit. Hören wir nunmehr auf den Wunsch der Nation, und auch dieser wird Sie lehren, daß es besser sey dem Könige das Recht Krieg und Frieden zu beschliessen zu übertragen. Sonst würden Sie ja mit Völkern umgeben seyn, welchen alle Ihre Plane bekannt wären, während Sie die Plane jener Nationen nicht kennen könnten. Wäre Ihre Absicht, Anstalten zum Kriege zu machen, um einen Krieg zu vermeiden: so könnten Sie Ihren Zweck nicht erreichen, weil Ihre Absicht bekannt werden würde. Sie werden gar kein Geheimniß haben; aber um Sie her wird Alles geheim seyn. Was können Sie wohl von dieser neuen Ordnung der Dinge erwarten? Wer

wir

wird Ihr Freund werden, und seine Geheimnisse öffentlich bekannt gemacht sehen wollen? Welch ein Unterschied zwischen der Politik und den Finanzen! Der Wohlstand beruht auf dem Kredit, und der Kredit auf der öffentlichen Bekanntmachung der Lage der Dinge. Ganz anders verhält es sich mit politischen Operationen. Hier fängt die Gewalt der Meinung an sich zu zeigen; hier muß man auf den moralischen Karakter der Könige, auf ihre Talente, auf ihre Tugenden und auf ihre Laster, Rücksicht nehmen. Man muß ihre Minister, ihre Verbündeten, und ihre Feinde, kennen gelernt haben. Wie ist nun so etwas in dieser Versammlung möglich? Oder soll etwa dieser Rednerstuhl in ein Tribunal der Verleumdung und der bösen Nachreden verwandelt werden? Wer möchte wohl der Verbündete eines solchen Volkes seyn? Seit den großen Grundlagen, welche der Kardinal Richelieu gelegt hat, ist in Europa alles im Gleichgewicht. Sie können daher nicht allein, und für sich existiren; sonst würden Sie bald von Ihren Nachbarn verschlungen werden. Der Wunsch und das Interesse der Nation erfordern demzufolge, daß der König das Recht habe, den Krieg zu erklären. Die Könige, sagt man, werden dieses Recht mißbrauchen: aber welche Republik hat dasselbe nicht auch gemißbraucht? Sehen Sie einmal, ob es genug ist frei zu seyn, um die Freiheit anderer Nationen zu schätzen! Sehen Sie ob nicht die freien Staaten am meisten kriegerisch sind! Man hat uns gesagt, Heinrich der vierte habe ganz Europa in einen Krieg verwickeln wollen, damit er zu dem Besitze der Charlotte de Montmorenci, Prinzessin von Conde gelange. Erlauben Sie mir, erlauben Sie einem Stellvertreter der Nation, das Andenken

Heinrichs zu vertheidigen. Nein, er wollte nicht, um einer unsinnigen Leidenschaft willen, das Feuer über ganz Europa verbreiten; er wollte einen Plan ausführen, den er, schon seit ein und zwanzig Jahren, überlegt, und mit der Königin Elisabeth verabredet hatte. Es brauchte viele Mühe seinen Freund Sully diesen Plan billigen zu machen. Endlich aber erkannte Sully denselben für leicht, gerecht und glorreich. Heinrich wollte aus ganz Europa nur eine einzige, große Verbündung machen. Nun sieht man, warum Heinrich, noch am Abende vor seinem Todestage, schrieb: „Lebe ich am „Montag, so fängt am Montag mein Ruhm an.“ Aber am Freitage beraubte ein Ungeheuer die Franzreicher ihres Vaters; und Frankreich vergoß Thränen, welche zwei Jahrhunderte noch nicht haben trocknen können.

(Allgemeines Beifallklatschen von allen Seiten des Saals.)

**Hr. de Volney.** Sie müssen, meine Herren, den jetzigen, traurigen Zustand der Dinge in Europa umändern. Sie müssen nicht länger zugeben, daß Millionen Menschen das Spielzeug einiger Weniger ihres Gleichen seyn. Sie werden den Nationen ihre Würde und ihre Rechte zurück geben! Die heutige Berathschlagung ist darum wichtig, weil sie gleichsam der Uebergang in diese neue Welt ist. Heute halten Sie Ihren Einzug in die politische Welt. Bisher haben Sie in Frankreich, und für Frankreich, sich berathschlagt: aber heute berathschlagen Sie Sich in der Welt und für die Welt. Sie rufen heute, ich darf es sagen, eine Versammlung aller Völker zusammen. Darum ist es auch sehr wichtig, auf eine eindruckmachende Weise, die Meinung

sch

festzusetzen, welche die Völker von Ihnen, und von ihren Grundsätzen erhalten sollen.

Hr. de Saint Fargeau. Es sind hier zwei Fragen, welche wohl müssen von einander unterschieden werden: nehmlich die konstitutionelle Frage, über das Recht Krieg und Frieden zu beschließen, und das Verzichtthun auf alle Eroberungen. Das ausschließende Recht Traktaten und Bündnisse zu schließen, ist mit der ersten Frage so genau verbunden, daß beide von einander unzertrennlich sind, oder sich einander aufheben, wenn sie getheilt werden. Die Gefahr dieses Recht der ausübenden Gewalt zu überlassen ist allzu groß. Die Einwohner von Großbrittannien bewohnen eine Insel, und haben von auswärtigen Kabalen nichts zu befürchten. Eine Seemacht ist überhaupt für die Freiheit nicht gefährlich. Ausserdem hat jedes Parlamentshaus sein eignes Veto. Da nun diese Konstitution eine augenblickliche Unthätigkeit voraussetzt; so hat man das Recht Krieg zu führen einer thätigen Gewalt übertragen müssen, deren Beschlüsse durch nichts aufgehalten werden können. Hingegen in Frankreich, wo es nur ein einziges gesetzgebendes Korps giebt, muß man demselben dieses Recht übertragen, weil es dasselbe am wenigsten mißbrauchen wird.

Hr. de Bousmard. Lassen Sie dem Könige ein Recht, in dessen Besitze er schon ist.

Hr. Chabroud. Das Recht über Krieg und Frieden zu beschließen ist ein Recht, welches die Nation nicht ausüben kann, welches man ohne Gefahr dem Könige nicht übertragen kann, und welches, in den Händen der Stellvertreter der Nation, zu Grunde gehen würde. Was ist nunmehr zu thun? Der König muß die Anstal-

stalten zum Kriege machen, und alle nöthigen Maaß-regeln nehmen; dann muß er die Stellvertreter der Nation zusammen berufen, und wenn sie den Krieg erklärt haben, so übernimmt der König das Kommando der Armee, bestimmt alle Bewegungen derselben, und ernennt die Generale. Findet die Versammlung es für nöthig, gegen den Willen der Minister, Frieden zu schließen, so wird dieses jederzeit in ihrer Macht stehen; denn sie darf nur einen Theil der Armee zurück berufen.

Hr. Dupont. Das Recht einen offensiven Krieg zu führen gehört Niemand, nicht einmal der Nation zu. Nun kann man aber ein Recht, welches man selbst nicht hat, auch niemand anders übertragen, und daher kann die Nation dasselbe ihrem Oberhaupte nicht übergeben. Aber das Recht zu einem defensiven Kriege gehört Jedermann zu, und dieses Recht kann ohne Ungerechtigkeit dem Könige nicht genommen werden. Ja, noch mehr, zu der Zeit eines Einfalls in das Reich, würde sich der König strafbar machen, wenn er, um den Feind zurückzutreiben, so lange warten würde, bis das gesetzgebende Korps sich versammelt und berathschlagt hätte. Ein defensives Bündniß ist ein um so viel heiligeres Bündniß, da es auf die Gerechtigkeit und auf das gegenseitige Interesse beider Partheien sich gründet, und ohne die Uebereinstimmung beider nicht gebrochen werden kann. Da aber ein offensiver Krieg allemal ein Verbrechen ist, so ist auch ein offensives Bündniß ein Verbrechen, und bindet keinesweges: denn ein Versprechen Böses zu thun ist kein gültiges Versprechen. Es ist zwar ein erhabener Wahnsinn, aber doch gewiß ein Wahnsinn, zu behaupten, daß Frankreich gar keiner Bündnisse bedürfe. Ehre und

Klug-

klugheit legen uns das Gesetz auf, die defensiven Bünd-
isse zu halten, welche wir geschlossen haben.

Abbe de Montesquiou. Es giebt keinen defen-
ven Krieg, der nicht in kurzer Zeit offensiv würde:
olglich ist der Unterschied zwischen beiden nicht gegrün-
et. Der König muß das Recht haben den Krieg zu
rklären. Und dieses Recht ist für ihn nicht so vortheil-
aft, wie es zu seyn scheint. Fällt der Krieg unglück-
ch aus, so schiebt die öffentliche Meinung dieses auf
m; da hingegen alles auf die Nationalversammlung
rückfallen würde, wenn diese sich das Recht vorbe-
ielte den Krieg zu erklären. Im ersten Falle wird da-
er der König nicht ohne große Ueberlegung den Krieg
nfangen; aber in dem zweiten Falle wird ihn nichts
rückhalten. Wilhelm der Dritte war, genau betrach-
et, König in Holland und Statthalter in England.
as einzige Mittel unsere Freiheit zu erhalten, besteht
arin, daß wir den Monarchen aufmuntern dieselbe zu
ertheidigen. Der Wunsch eines allgemeinen Friedens,
eses Projekt des Abbe Saint Pierre, ist ein schöner
Wunsch, den jeder erleuchtete und gefühlvolle Mann
ünscht, ohne an die Möglichkeit der Erfüllung zu glau-
n. Meine Meinung ist also, daß das Recht Krieg
nd Frieden zu beschließen dem Könige übertragen wer-
. Man fürchtet sich vor einer Gegenrevolution!
Was heißt denn das, eine Gegenrevolution? Ist
nsere Konstitution gut, so kann dieselbe unmöglich
ngeworfen werden: ist dieselbe nicht gut, gefällt sie
r Nation nicht, so ist nichts im Stande zu verhindern,
ß sie nicht umgeworfen werde.

Der Graf de la Galissonniere. Unsere Nachba-
n haben nicht, so wie man uns zu thun vorschlägt,

 den

den Entschluß gefaßt, niemals das Eigenthum eines andern anzugreifen. Sie werden uns, im Stillen, Unglück zubereiten; Geheimniß wird ihre Anschläge bedecken. Wie groß ist nicht der Vortheil, welchen wir denselben über uns, durch unsere öffentlichen Berathschlagungen, gestatten? Schöne Plane anzugeben ist nicht alles: diese Plane müssen auch auszuführen möglich seyn! Nur wenn man richtig den Zufall berechnet, nur dann ist man in dem Erfolge seiner Unternehmungen glücklich; sind aber einmal unsere Plane bekannt, so wird der Zufall weiter nichts mehr für uns thun. Wir haben gar kein Recht, dem Könige die Entscheidung über Krieg und Frieden zu rauben.

Hr. Regnaud. Man sagt uns, der König sey schon lange im Besitze dieses Rechtes. Besitzung ist aber nicht Recht, und keine Besitzung kann eine Nation ihrer unvergeblichen Rechte berauben. Wir leben nicht in einem Staate, wo der Wille des Monarchen Alles thun kann. Wie darf man verlangen, daß der König bei uns, wo er nicht einmal das Recht hat mit dem Eigenthume eines seiner Unterthanen nach Willkühr zu schalten, mit der Existenz seiner Unterthanen nach Willkühr solle schalten können?

Hr. Freteau. Das Recht Krieg zu führen hat jederzeit der Nation zugehört, und, ohne gegen alle Grundsätze zu handeln, ohne das Interesse des Vaterlandes in Gefahr zu setzen, können Sie dieses Recht Niemand anders als dem gesetzgebenden Korps übertragen. Ich kann aus der Geschichte beweisen, daß seit der Existenz unserer Monarchie, die letzten hundert und sechszig Jahre ausgenommen, die Nation allezeit dieses Recht ausgeübt hat. Sie haben beschlossen, die Na-

tion

tion solle frei seyn. Aber dieses ist unmöglich, wenn dieselbe der Gewalt der Minister und dem Spiele fremder Mächte ausgesetzt ist. Jeder Krieg zweckt dahin ab, die monarchische Gewalt zu theilen. Könnten die Minister Krieg nach Gefallen führen: so würden sie auch Auflagen ausschreiben, und mit dem Eigenthum der Nation nach Gefallen schalten können.

Graf von Mirabeau. Wenn ich über eine Materie spreche, welche schon seit fünf Tagen ein Gegenstand der Berathschlagungen ist: so thue ich es nur um die Frage gehörig zu bestimmen; denn, wo ich nicht irre, so ist dieses bis jetzt noch nicht geschehen. Muß der König das Recht bekommen über Krieg und Frieden zu beschliessen; oder muß das Gesetzgebende Korps dieses Recht erhalten? So, meine Herren, so hat man bisher die Frage gesetzt; aber ich gestehe, daß die Frage, wenn dieselbe auf diese Weise gesetzt wird, für mich selbst unauflöslich seyn würde. Ich glaube nicht, daß man, ohne die Konstitution umzuwerfen, die Ausübung des Rechts Krieg und Frieden zu beschließen, dem Könige überlassen könne; ich glaube auch nicht, daß man ausschliessend dem gesetzgebenden Korps dieses Recht überlassen dürfe, wenn wir uns nicht Gefahren einer andern Art aussetzen wollen. Aber wir brauchen ja nicht eine ausschließende Wahl zu treffen. Kann man nicht zu einem Geschäfte, welches Willen und Handlung, Ausübung und Berathschlagung, zu gleicher Zeit erfordert, beide Arten von Gewalt, welche zusammen die nationelle Stärke ausmachen, zugleich beitragen lassen? Kann man nicht die Rechte, oder vielmehr die Mißbräuche, des vormaligen königlichen Ansehens einschränken, ohne deswegen die öffentliche Kraft zu lähmen?

men? Daher, meine Herren, denke ich mir die Aufgabe, welche aufzulösen ist, auf folgende Weise: Muß man nicht das Recht Krieg zu führen und Frieden zu schließen den beiden Arten von Gewalt, welche unsere Konstitution festgesetzt hat, gemeinschaftlich übertragen? Ehe wir über diesen neuen Gesichtspunkt entscheiden, will ich erst mit Ihnen untersuchen, ob in Krieg und Frieden die Natur der Dinge uns nicht den Zeitpunkt, wo jede der beiden Gewalten abgesondert handeln muß; die Punkte wo sie zusammentreffen; die Geschäfte welche beiden gemein sind; und die Geschäfte welche jeder einzeln zugehören; von selbst anzeigen. Erstens muß der König oder das gesetzgebende Korps auswärtige Verbindungen unterhalten, über die Sicherheit des Reiches wachen, und die nöthigen Vorkehrungen zu der Vertheidigung desselben befehlen? Gewiß kommt dieses allein dem Könige zu. Wenigstens können Sie diese Frage auf keine andere Weise entscheiden, wenn Sie nicht in dem Königreiche zwei ausübende Gewalten haben wollen. Entscheiden Sie aber, daß dieses dem Könige zukomme, so haben Sie auch dadurch schon entschieden, daß die öffentliche Macht sich in dem Falle befinden kann, einem feindlichen Einfalle sich widersetzen zu müssen, ehe noch das gesetzgebende Korps Zeit gehabt hat, seinen Beifall oder seine Abneigung dagegen an den Tag zu legen. Was heißt das aber anders, einem feindlichen Einfalle sich widersetzen, als den Krieg anfangen? Ist also von einem defensiven Kriege die Rede: so hat entweder der Feind Feindseligkeiten begangen, und dann hat der Krieg schon seinen Anfang genommen; oder derselbe macht Kriegszurüstungen, und verräth dadurch seine Absicht. Auch in dem letztern

tern Falle hat der Krieg schon angefangen. Es giebt noch einen dritten Fall, nehmlich: wenn entschieden werden muß, ob ein bestrittenes oder angemaaßtes Recht, durch die Gewalt der Waffen erhalten werden soll. In allen diesen Fällen sehe ich gar nicht ein, worüber das gesetzgebende Korps sich zu berathschlagen hätte. Die Zeit kommt aber, wo die Zurüstungen zu der Vertheidigung die gewöhnlichen Fonds überschreiten, und daher dem gesetzgebenden Korps angezeigt werden müssen; und ich will nunmehr zeigen, was es in diesem Falle für ein Recht hat. Aber, werden Sie sagen, sollte dann das gesetzgebende Korps nicht jederzeit das Recht haben den Anfang des Krieges zu verhindern? Nein! das ist eben soviel, als wenn Sie verlangten, daß ein Mittel ausgefunden werden sollte, um fremde Nationen zu verhindern uns anzugreifen: und wo giebt es ein solches Mittel? (In einer langen Rede bewies nun Mirabeau, mit bewunderns würdiger Beredsamkeit, daß dem Könige allein das Recht zukomme, den Krieg anzufangen.)

Hr. de Cazales. Die Nationalversammlung hat anerkannt, daß die französische Regierungsform eine Monarchie sey. Sie hat ferner erklärt was sie unter einer Monarchie verstehe, nehmlich, daß die ausübende Gewalt ganz allein in den Händen des Königs bleiben solle. Nun ist doch unstreitig das Recht Krieg und Frieden zu beschließen ein Theil der ausübenden Gewalt. Es ist wohl Niemand hier, in dieser Versammlung, der sich unterstehen dürfte zu behaupten, einen Frieden zu schließen heisse ein Gesetz geben. In einer freien Regierungsform muß das gesetzgebende Korps sich darauf einschränken, die Grundsätze der Traktaten

und

und der Kriegserklärungen zu bestimmen: und von diesen Grundsätzen darf die ausübende Gewalt niemals abgehen. Ich frage die Versammlung: Ist ein einziges unter ihren Mitgliedern, welches, als es dafür stimmte, daß die höchste ausübende Gewalt dem Könige zugehören solle, nicht auch zugleich ihm das Recht Krieg und Frieden zu beschließen zu übertragen glaubte?

(Ein Theil der Versammlung ruft: „Nein! Nein! Nein!")

Ich antworte denjenigen, die mich jetzo unterbrechen, daß zu Versailles über jenen Beschluß lange Debatten gehalten worden sind. Man stritt sich lange über das Wort höchste, und wahrscheinlich waren diejenigen, die mich jetzt unterbrechen, damals nicht der Meinung, daß das Wort höchste sollte angenommen werden.

(Lärm, Tumult, und Gemurmel des Unwillens).

Es ist kein Zweifel, daß, wenn die Nationalversammlung noch aus eben den Mitgliedern bestände, aus denen dieselbe damals bestand, und wenn nicht unsere feigherzigen Kollegen den Posten verlassen hätten, auf welchen das öffentliche Zutrauen sie gesetzt hatte, diese Frage nicht einmal einer Berathschlagung würde unterworfen werden. Da es aber unglücklicher Weise nicht geleugnet werden kann, daß diese Versammlung, durch ihre eignen Beschlüsse, nicht gebunden ist; daß diese Beschlüsse, in dem, was sie selbst angeht, bloße Resolutionen sind; und daß sie am Morgen umwirft, was sie am Abend vorher gebauet hatte. . . .

(Heftiger Lärm und Tumult.)

Obgleich die Versammlung beschlossen hat, daß über diese Frage debattirt werden solle; so glaube ich

doch

doch überzeugt zu seyn, daß sie nicht seit sechs Monaten ihre Grundsätze werde umgeändert haben; und daß sie nicht das Beispiel einer für den Gesetzgeber sehr entehrenden Veränderlichkeit in den Gesetzen geben werde. Viele Redner haben, auf diesem Rednerstuhle, behauptet, kein offensiver Krieg sey gerecht; sie haben die Grundsätze der modernen Philosophie ausgekramt: aber die Gesetzgeber dürfen nicht auf die unbestimmten Grundsätze der Menschlichkeit ihre Gesetze gründen. Diese Grundsätze begreifen alle Völker der Welt in sich. Lassen Sie dieses allgemeine Menschengefühl, welches weiter nichts ist als Prahlerei; und bedenken Sie, daß das Vaterland der Gegenstand unsrer Liebe vorzüglich seyn muß. Vaterlandsliebe macht mehr als Menschen: sie macht Bürger des Staates. Diese Liebe hat die Spartaner hervorgebracht, an deren Existenz wir beinahe zweifeln möchten, wenn wir betrachten, wie unwürdig wir sind ihnen nachzuahmen. Ich für mich, ich sage es offenherzig, ich liebe nicht die Russen, nicht die Deutschen, nicht die Engländer, sondern die Frankreicher; und das Blut eines einzigen meiner Mitbürger ist für mich kostbarer, als das Blut aller Völker des Erdbodens.

(Allgemeiner Lärm, Tumult, und lebhafter Ausdruck des Unwillens.)

Alles was zu Erhaltung der Freiheit nothwendig erfordert wird, ist rechtmäßig. Wird dazu ein offensiver Krieg erfordert, so ist derselbe rechtmäßig. Ich weiß nicht, was Sie durch die Konstitution werden mögen; aber jezt sind Sie das schwächste Volk in Europa.

(Lärm und Tumult.)

Die-

Dieses Gemurmel, welches mich unterbricht, beweist
mir die Nothwendigkeit das zu sagen, was ich behaup-
tet habe. Ein Theil von Euerer Armee ist ausgerissen;
ein anderer Theil befindet sich in einer offenbaren Insub-
ordination. Eine solche Armee ist keine Armee. Die
Erschütterung alles Eigenthums hat die öffentlichen
Einkünfte in der Quelle versiegt. Euere Finanzen erhal-
ten sich nur noch durch ein künstliches Papiergeld. Euere
Ausgaben bezahlt Ihr von dem Kapital; einen großen
Theil Euerer Bevölkerung habt Ihr verloren; Euer baa-
res Geld ist außer Landes gegangen; Euere Mitbürger,
Reiche sowohl als Arme, haben Euch verlassen; sie flie-
hen, vor den Greuelthaten des Aufruhrs, des Elendes
und des Hungers. Und bemerkt nun noch, was das größte
Unglück erwarten läßt. Unter allen Klassen von Bür-
gern herrscht eine Trennung. Es giebt kein Dorf, des-
sen Einwohner nicht in zwei Partheien getheilt wären.

(Heftiger Lärm und Tumult.)

Suchen Sie nicht, meine Herren, die Uebel zu verber-
gen, welche das Reich drücken. Es ist Euere Pflicht
denselben zuvor zu kommen, und bekannt zu machen,
daß dieselben Euch betrüben. Sprecht zuweilen mit
diesem Volke auch von seinen Pflichten. Verbannen
Sie, proskribiren Sie die schrecklichen Worte: Aristo-
kratie und Demokratie; sie dienen den Partheigän-
gern zur Parole. Prediget allen Frankreichern Ein-
tracht; vereinigt dieselben durch Gefühle und Gesinnun-
gen, durch Zuneigung und Interesse; laßt alles Pri-
vatinteresse in dem öffentlichen Wohl sich vereinigen:
dann werdet Ihr erfahren, wie mächtig Ihr seyd! Ich
darf nicht hoffen, daß die Einwendungen, auf welche
ich so eben geantwortet habe, Wirkung genug hervor-
brin-

fringen werden, um den grösten Theil der Versammlung zu überzeugen, daß auch ein offensiver Krieg gerecht seyn könne; daß es ungereimt seyn würde, ganz allein das politische System von Europa verlassen zu wollen; daß unser Interesse, unsere Ehre und unsere Rechtschaffenheit erfordern, daß wir unsere getreuen Verbündeten nicht verlassen. Jetzt ist nur die Frage: wem man, zum Besten des Volks, das Recht Krieg und Frieden zu beschliessen übertragen müsse? Uebertragt Ihr dieses Recht der Nationalversammlung, so folgt daraus, daß dieselbe Gesandte und Generale der Armee ernennen, und mit allem, was Krieg und Frieden betrift, schalten kann. Wenn der Gang der Geschäfte Geheimniß, Schnelligkeit, Gewandtheit erfordert: so lange die jetzige Europäische Politik Statt findet: so ist es unmöglich, daß eine zahlreiche Versammlung den Faden derselben halten und leiten könne. Sie haben dem Könige schon zwei seiner Rechte genommen: die innere Administration und die Verwaltung der Justiz. Nehmen Euere Beschlüsse ihm nunmehr auch noch das dritte Recht, so wird es nöthig seyn, dem Volke ein grosses Geheimniß zu entdecken; nehmlich, daß es, von diesem Tage an, keinen König mehr hat. Das Recht Krieg und Frieden zu beschließen gehört dem Monarchen.

Hr. Barnave. Diejenigen ausgenommen, die, seit dem Anfange unserer Arbeiten, alle Grundsätze bestritten haben, hat niemand hier die theoretischen Grundsätze geleugnet, nach denen Sie entscheiden müssen. Ich will nicht von der Souverainetät des Volkes sprechen: denn diese ist durch die Bekanntmachung der Rechte festgesetzt worden. Sobald Sie die Konstitution anfiengen, haben Sie auch angefangen diesen grossen Grundsatz

an-

anzuwenden. Darum ist es unnöthig, denselben in Erinnerung zu bringen, und es kommt jetzo nur darauf an, wem das Recht über Krieg und Frieden zu urtheilen solle übertragen werden, und wem der öffentliche Nutzen erheische daß es übertragen werde. Man hat allgemein den Grundsatz der Vertheilung der Gewalt anerkannt. Sie haben beschlossen, daß die Nationalversammlung das Recht haben solle das Gesetz zu geben, und der König das Recht dasselbe ausführen zu lassen. Da nun der Entschluß weiter nichts als der Ausdruck des allgemeinen Willens ist; so muß dieser Entschluß den Stellvertretern des Volkes übertragen werden. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß diese Handlung, welche eine Vermehrung der Auflagen zur Folge hat; diese Handlung, welche die öffentliche Freiheit zerstören, die politische Maschine zu Grunde richten kann; denjenigen übertragen werden müsse, die dazu da sind den öffentlichen Willen auszudrücken. Die Pflichten des Monarchen sind nicht weniger leicht einzusehen. Er hat die Oberaufsicht über die Entschlüsse der Nation, und er kann die nöthigen Maaßregeln nehmen, um die Sicherheit des Reiches zu erhalten. Alles, was einen Karakter von Majestät an sich trägt, haben wir dem Könige aufgelegt. Für die Sicherheit des Reiches zu sorgen, darüber zu wachen, daß in die Würde desselben kein Eingriff geschehe: dies ist der Karakter des Oberhauptes der Nation. Der Hauptfehler des Vorschlages des Herrn von Mirabeau besteht darin, daß er in der That dem Könige ausschliessend das Recht giebt Krieg zu führen. Es ist allgemein anerkannt, daß der König für die Vertheidigung der Gränzen, und für die Erhaltung der, der Nation zugehörigen, Besitzungen

zu

zu sorgen habe. Es ist anerkannt, daß, ohne den Willen des Königs, Streitigkeiten zwischen einigen Individuen der Nation und einigen Individuen fremder Nationen vorhanden seyn können. Herr von Mirabeau scheint zu glauben, dieß sey der Anfang des Krieges, und daß, demzufolge, da der Anfang des Krieges willkührlich sey, das Recht den Krieg zu erklären dem gesetzgebenden Korps nicht zukommen könne. Auf diesen Irrthum sich stützend, und die Feindseligkeiten sehr weit ausdehnend, hat Herr von Mirabeau dem Könige das Recht zugestanden, jede Art von Krieg, selbst den ungerechten Krieg zu führen; und der Nation läßt er die unbedeutende Ausflucht, das Mittel welches unvermögend ist den Krieg aufhören zu machen, wenn er nicht sonst aufhört. Dennoch ist es allgemein, sogar nach den Grundsätzen eines Montesquieu und Mably, anerkannt, daß Feindseeligkeiten nichts weniger als eine Kriegserklärung sind; daß die ersten Feindseeligkeiten weiter nichts sind als Zweikämpfe zwischen Partikularpersonen; aber daß die Billigung, und der Schutz welchen die Nation solchen Feindseeligkeiten gewährt, eigentlich die Kriegesklärung ausmache. Und in der That, wenn der Anfang der Feindseeligkeiten zwei Nationen in Krieg versetzen könnte: so würde weder die gesetzgebende Gewalt, noch die ausübende Gewalt, das Recht behalten können den Krieg anzukündigen. Jeder Schiffskapitain, jeder Kaufmann, jeder Offizier, würde, durch den Angriff auf einen fremden Unterthan, oder durch seine Vertheidigung gegen einen solchen Angriff, sich das Recht anmaßen den Krieg anzukündigen. Es ist freilich wahr, daß Feindseligkeiten sehr oft die Ursache eines Krieges sind: aber der Krieg selbst fängt

allo-

allemal durch den Willen der Nation an. Die Beleidigung wird Denjenigen hinterbracht, welche das Kriegsrecht in dem Namen der Nation ausüben. Diese untersuchen, ob es vortheilhaft sey, für die Beleidigung eine Entschädigung zu verlangen. Wird die Entschädigung abgeschlagen, dann muß erst der Krieg, nach dem Willen der Nation, entweder unternommen oder demselben ausgewichen werden. Ich will ein, erst vor kurzem vorgefallenes, Beispiel anführen. Jedermann weiß, was in dem Südmeere, zwischen den Engländern und den Spaniern vorgefallen ist. Nun frage ich: ist denn jetzt Krieg zwischen diesen beiden Nationen? Hat die Macht, welche das Kriegsrecht ausübt, den Krieg erklärt? Oder ist nicht vielmehr noch alles im vorigen Zustande? Was würde die Folge seyn, wenn Spanien eine Nationalversammlung hätte? Die Agenten der ausübenden Gewalt würden den Stellvertretern der spanischen Nation von den angefangenen Feindseeligkeiten Nachricht geben. Zufolge dieser gegebenen Nachricht, würde die Versammlung untersuchen, ob es gerecht und für die Nation vortheilhaft sey, den Krieg fortzusetzen. Wenn die Gerechtigkeit es erforderte; so würde dieselbe eine Entschädigung bewilligen. Fände sie es hingegen gerecht die Entschädigung zu versagen; so würde sie den Krieg beschließen, und dem Könige auftragen diesen Beschluß in Ausübung zu bringen. In diesem Falle befindet sich die französische Nation. Feindseeligkeiten, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, sind weiter nichts als bloße Feindseeligkeiten, solange die Gesetzgeber den Krieg noch nicht erklärt haben. Feindseeligkeiten können eine Nation zwar in den Krieg verwickeln: aber niemals können sie ihr das

das Recht benehmen, zu erklären, daß sie sich lieber die größten Aufopferungen wolle gefallen lassen. Folglich kann niemals eine Nation in Krieg gerathen, ohne die Einwilligung derjenigen, die das Recht haben den Krieg zu erklären. Das Raisonnement des Herrn von Mirabeau ist also weiter nichts als ein Mittel der Frage auszuweichen. Eigentlich verlangt er, daß man dem Könige das Recht den Krieg zu führen überlassen solle. Die Grundsätze, welche er vorbringt, zwekken so sehr dahin ab, zu beweisen, daß man dem Könige das Recht den Krieg zu erklären überlassen müsse, daß, um sein System zu widerlegen, ich weiter nichts zu thun nöthig habe, als seine Grundsätze selbst zu untersuchen.

Es ist wahr, dem gesetzgebenden Korps das Recht den Krieg zu beschließen zu übertragen, dieß hieße die Schnelligkeit und das Geheimniß aufheben, die man für so sehr nöthig hält. Herr von Mably sagte: die herrschende Macht in Europa brauche keine andere Politik, als Rechtschaffenheit und ununterbrochene Treue. Er hat bewiesen, daß, in der Politik wie in den Finanzen, das Zutrauen den Kredit verdoppelt, und den Einfluß vergrößert. Aber in welchen Fällen sollte dann wohl das Geheimniß nöthig seyn? Wenn von vorläufigen Maßregeln, von Negoziationen von Verhandlungen einer Nation mit der andern, die Rede ist. Aber alles dieses gehört der ausübenden Gewalt zu. Sie wird daher jederzeit noch Mittel genug haben sich des Geheimnisses bedienen zu können: aber alles was Sie thun werden, würde unnütze seyn zu verbergen. Man hat gesagt, ein gesetzgebendes Korps würde sich durch Leidenschaften, oder wohl gar durch Bestechungen, leiten lassen. Ist denn diese Gefahr

nicht

nicht weit größer bei einem Minister, als in der Nationalversammlung? Wird man wohl leugnen können, daß es weit leichter seyn wird den Staatsrath des Königs, als 720, von dem Volke gewählte Personen, zu bestechen? Vielleicht wird die Versammlung einen Irrthum begehen: aber bald wird sie von demselben zurückkommen; weil ihre Meinung und die Meinung der Nation Eine und dieselbe sind. Der Minister hingegen wird sich beinahe allemal irren; weil sein Interesse und das Interesse der Nation verschieden sind. Das Interesse des Ministers besteht darin, daß er den Krieg erklären lasse; denn auf diese Weise erhält er die ungeheuren Subsidien, welche vonnöthen sind, in seine Hände, und sein Ansehen nimmt ohne Maaß zu. Er vergiebt eine Menge von Stellen; er gewöhnt die Nation daran, den Ruhm der Eroberungen der Freiheit vorzuziehen; er schaft den Karakter des Volkes um, und bildet dasselbe für die Sklaverei. Durch den Krieg verändert er auch den Karakter und die Grundsätze der Soldaten. Jene tapfern Truppen, deren Patriotismus jetzt mit dem Patriotismus der Bürger um die Wette streitet, würden ganz anderes Sinnes werden, wenn sie auf seinen Feldzügen einen erobernden König, einen von jenen Helden der Geschichte begleitet hätten, die beinahe allemal eine Geisel der Nationen sind. Vergeblich stellt man uns die Verantwortlichkeit der Minister entgegen. Verantwortlichkeit findet nur bei Verbrechen statt. Sie ist ganz unmöglich, so lange der Krieg fortdauert, und mit dem Erfolg desselben steht der Minister, der ihn angefangen hat, in der allergenauesten Verbindung. Und was hilft dann die Verantwortlichkeit, wenn der Krieg geendigt ist? Nachdem das öf-

fen=

fentliche Vermögen verschwendet ist; nachdem Euere Brüder und Euere Mitbürger umgekommen sind; wozu könnte alsdann der Tod eines Ministers weiter dienen? Eine solche Todesstrafe würde zwar den Nationen ein Beispiel der Gerechtigkeit darbieten: aber würde sie Euch wiedergeben, was ihr verloren habt? Nicht nur ist die Verantwortlichkeit während des Krieges unmöglich; sondern man weiß sogar, daß ein Krieg das beste Mittel ist, um der schuldigen Verantwortlichkeit, wegen eines Deficit das schon entstanden aber noch unbekannt ist, zu entgehen. Der Minister erklärt den Krieg, um durch vorgebliche Ausgaben seine Räubereien zu bedecken. Die Erfahrung hat gezeigt, daß das beste Mittel, für einen geschickten Minister, um seine Verbrechen zu verbergen, darin besteht, daß er sich dieselbe, wegen seiner Siege, vergeben lasse. Fragen Sie jetzo die öffentliche Meinung. Da werden Sie, auf einer Seite, Männer finden, die da hoffen in der Armee vorzurücken, oder in auswärtigen Geschäften gebraucht zu werden; Männer, die mit den Ministern und ihren Agenten in Verbindung stehen. Seht! Dieses sind die Männer, die das System vertheidigen, welches dem Könige, das heißt den Ministern, dieses schreckliche Recht übertragen will. Aber so denkt nicht das Volk, nicht der tugendhafte, ruhige Bürger, der, unbekannt und ohne Ehrgeiz, sein Wohl in dem allgemeinen Wohl findet. Die wahren Bürger des Staates, die wahren Freunde der Freiheit, befinden sich in gar keiner Ungewißheit über diesen Gegenstand. Fragt sie, und sie werden Euch sagen: „gebt dem Könige alles, was zu sei„nem Ruhme und zu seiner Größe beitragen kann; Er „allein soll kommandiren, er soll nach Gefallen unsere

„Ar-

„Armeen vertheilen; Er soll uns vertheidigen, wenn „die Nation ihn dazu auffordert: aber betrübt nicht sein „Herz, indem Ihr ihm das schreckliche Vorrecht anver„traut, uns in einen Krieg zu verwickeln, Ströme von „Blut fließen zu machen, und jenes System der gegen„seitigen Feindschaft zu vertheidigen; jenes falsche und „treulose System, welches den Nationen Schande „macht." Die wahren Freunde der Freiheit werden sich weigern, der Regierung dieses traurige Recht zu überlassen, und alle Nationen werden, früh oder spät, hierin unserem Beispiele nachfolgen.

(Lautes und anhaltendes Beifallklatschen in allen Theilen des Saals.)

Der Erzbischof von Aix. Unstreitig ist die Nation souverain, und hat folglich auch das Recht über Krieg und Frieden. Aber wem soll dieselbe dieses Recht übertragen: dem Könige oder dem gesetzgebenden Korps? Dem gesetzgebenden Korps kommt es zu, durch weise Gesetze (welche die Fälle, in denen der König Krieg führen soll oder nicht, im Voraus bestimmen), die Handlungen der ausübenden Gewalt einzuschränken. Das gesetzgebende Korps muß die Regeln zum Handeln festsetzen; und die ausübende Gewalt muß handeln. Dem Könige muß das Recht über Krieg und Frieden übertragen werden: dadurch wird die Macht und das Ansehen der Nation auswärtig vermehrt, und für die Freiheit ist nicht die geringste Gefahr.

Hr. de Beauzat. Es ist gegen die Natur der ausübenden Gewalt, daß sie das Recht besitze, über Krieg und Frieden zu beschließen, und folglich dadurch ihren eigenen Willen in Ausübung zu bringen. Ihre Pflichten bestehen darin, und schränken sich darauf ein, daß sie

sie den allgemeinen Wunsch der Nation ausführe. Einen eigenen Willen, ein Recht etwas zu wollen, kann die ausübende Gewalt, ihrer Natur nach, gar nicht besitzen. Das Geheimniß, sagt man, ist nothwendig! Das Geheimniß ist aber nur vorgeblich und anscheinend. Vermöge der Briefposten und der Buchdruckerei erfährt man alles, und diese angebliche Vorsicht, welche keinen andern Zweck hat, als die Widersprüche der Politik und die Treulosigkeit der Minister zu verbergen, ist weiter nichts, als das Geheimniß eines Trauerspiels, in welchem man die Schauspieler immer vor Augen hat, sprechen hört und handeln sieht, obgleich die Scene angeblich in einer großen Entfernung vorgeht. Alle politischen Geheimnisse erfährt man heutzutage; nichts bleibt verborgen. Das Privatleben der Fürsten und ihre geheimsten Handlungen werden öffentlich bekannt. Als der Despotismus seinen Hauptstreich, auf den achten Mai 1788, heimlich zubereitete, wurden alle seine Manövers bekannt, ungeachtet der Mühe, welche man sich gegeben hatte, diejenigen, die da um das Geheimniß wußten, einzusperren, und alle Zugänge mit Bajonetten zu besetzen. Und am vorigen Freitage, als die Debatte, mit welcher wir uns jetzt beschäftigen, zuerst anfieng, waren alle Gesandten der fremden Mächte auf den Gallerien, um der Berathschlagung zuzuhören. Sie wußten also schon, wovon die Rede seyn würde, ungeachtet die Mitglieder der Versammlung selbst damals davon noch nicht unterrichtet waren. Das Geheimniß ist also unnütz; und gewiß sind Offenherzigkeit und Ehrlichkeit weit sicherere Mittel, um sich das Zutrauen verbündeter Nationen zu erwerben. Das Gleichgewicht von Europa müsse, sagt man, um des Frie-

dens willen, nothwendig erhalten werden, und doch so es unmöglich erhalten werden können, wenn nicht der Könige das Recht über Krieg und Frieden übertragen würde. Dieses Gleichgewicht beruht aber auf einem Grundsatze, der den Grundlagen der französischen Konstitution gerade entgegen ist. Jedes Bündniß einzelner Mächte ist drückend, für diejenigen Mächte, die in den Bündnisse nicht mit begriffen sind. Das Gleichgewicht beruht auf dem unrichtigen Grundsatze: daß unter Fürsten der Wille des Stärkern das einzige Gesetz seyn müsse. Aber man darf, in der allgemeinen Politik, einen so despotischen Grundsatz keinesweges annehmen: denn derselbe ist offenbar dem Rechte des Eigenthums und der Freiheit zuwider. Dieses Recht ist die Grundlage einer jeden Konstitution, und es würde gefährlich seyn, die Könige und die Minister an einen solchen Grundsatz zu gewöhnen; denn diese müssen es sich zur Pflicht machen, in allen ihren Handlungen die Verehrung nicht zu verletzen, welche sie der Freiheit schuldig sind.

Hr. le Chapelier. Die so lange schon debattirte Frage fängt nun endlich an deutlicher zu werden. Zwar ist dieselbe noch nicht recht genau gesetzt; aber doch wird es leicht jetzt die Schwierigkeiten einzusehen, welche zu heben sind. Die Versammlung ist in zwei einander entgegengesetzte Meinungen getheilt. Soll der König das Recht über Krieg und Frieden haben? Soll das gesetzgebende Korps dieses Recht haben? Bei der ersten Frage halte ich mich gar nicht auf. Niemand hier wird den Ministern das Recht überlassen wollen, den Staat zu Grunde zu richten, und nach Gefallen das Blut der Frankreicher vergießen zu können. Jedermann erkennt das Unzureichende der Verantwortlichkeit, und die Gefahr, welche mit der Verweigerung der Subsidien

dien verbunden seyn würde. Darum muß das gesetzgebende Korps über Krieg, Frieden und Traktaten beschließen. Ich schlage vor, daß die Versammlung den Beschluß fasse; daß, ohne einen Beschluß des gesetzgebenden Korps, gar kein Krieg statt finden könne; aber nicht, daß dieses Korps, ohne Einwilligung des Königs, den Krieg erklären könne. Nein, dieß würde große Unbequemlichkeiten mit sich führen. Dieß hieße die Regierung in eine bloße Republik verwandeln, und die Grundsätze Euerer eigenen Konstitution umstoßen wollen.... Könnte das gesetzgebende Korps, auf den Vorschlag irgend eines seiner Mitglieder, den Krieg erklären; so wäre der Monarch von der Konstitution ausgeschlossen: Er wäre weiter nichts als ein General der Armee. Die Würde, und der Einfluß des Oberhauptes der Nation und der Nation selbst, bei den auswärtigen Höfen, müste abnehmen, und Sie würden eine der Grundlagen jener Konstitution zerstören, welche die Weisheit gebaut hat. Sie haben dem Könige die Genehmigung gegeben: seine Einstimmung zu den Gesetzen ist also zu der Gültigkeit derselben nothwendig; warum denn nicht auch zum Kriege? Wenn es in diesem Falle nicht möglich ist, daß der König ein aufschiebendes Veto haben könne: so muß doch wenigstens das gesetzgebende Korps nicht ohne Einwilligung des Königs Krieg erklären können. Es ist das Interesse des Volkes, so selten als möglich Krieg zu führen. Daher gebe ich zu, daß das gesetzgebende Korps den Krieg müsse verhindern, und sagen können: Es soll kein Krieg seyn. Gesteht man aber diesem Korps das Recht zu, den Krieg zu erklären; so ist dieses ein Mittel mehr, um sich den Krieg zuzuziehen. Alle Maaßregeln der Regierung sind in diesem Falle aufgehoben, und die Monarchie existirt nicht mehr. Und sehen Sie



dann

dann nicht, daß wenn der Krieg unglücklich ausfallen sollte, die Schuld auf das gesetzgebende Korps würde geschoben werden, welches den Krieg beschlossen hätte? Sehen Sie nicht, daß dieses Korps, bei einem muthvollen und auf den Ruhm seiner Waffen eifersüchtigen Volke, allen Kredit verlieren müßte? Sehen Sie nicht, daß die gedemüthigte Nation sich an den König wenden, und daß das gesetzgebende Korps alle seine Kraft gegen die ausübende Gewalt verlieren würde? Daher schlage ich vor: daß das gesetzgebende Korps die Macht haben solle den Krieg zu verhindern; daß der König die Macht haben solle den Krieg zu verhindern: aber daß, weder der eine noch das andere, die Macht haben solle, Krieg zu führen, wenn nicht beide einstimmig sind.

De la Fayette. Ich stimme für den Vorschlag des Herrn von Mirabeau, so wie derselbe von Herrn Chapelier verbessert worden ist; denn ich sehe, in diesem Vorschlage, alles, was der Majestät eines großen Volkes, der Moral eines freien Volkes, und dem Interesse eines zahlreichen Volkes zukommt, dessen Betriebsamkeit, dessen Besitzungen, und dessen auswärtige Verbindungen einen kräftigen Schutz erfordern. Ich finde in diesem Vorschlage jene Vertheilung der Gewalt, welche mir den wahren und konstitutionellen Grundsätzen der Freiheit und der Monarchie am angemessensten zu seyn scheint; welche am fähigsten ist, die Geisel des Krieges zu entfernen; und welche für das Volk am vortheilhaftesten ist: vorzüglich jetzo, wo man dasselbe über diese metaphysische Frage irre zu führen sucht; da doch diejenigen, welche, zu Vertheidigung des Volkes unzertrennlich vereinigt, über diesen Punkt zwar verschiedener Meinung sind, aber von denselben Grund-

sä-

sätzen ausgehen. Jetzt, wo man das Volk zu überreden sucht, diejenigen allein seyen seine Freunde, welche Herrn Barnaves Vorschlag annehmen: jetzo habe ich geglaubt, es sey nöthig, daß eine entgegengesetzte Meinung, geradezu, von einem Manne vertheidigt werde, welcher, durch eigene Erfahrung, und durch eigene Arbeiten, mit der Freiheit bekannt geworden ist, und welcher nicht der Popularität Eines Tages diejenige Meinung aufopfern mag, die er für die nützlichste hält.

**Graf Mirabeau.** Unstreitig hat man viel gewonnen, um entgegengesetzte Meinungen zu vereinigen, wenn man genau weiß, worinn man überein kommt, und worinn man voneinander verschieden denkt. Freundschaftliche Debatten sind mehr werth, und man wird durch dieselben leichter miteinander einig, als durch verläumderische Anspielungen; durch unsinnige Beschuldigungen; durch den Haß des Neides; und durch die Kabalen der Intrigue und der Bosheit. Man breitet, seit acht Tagen, aus: derjenige Theil der Nationalversammlung, welcher die Einstimmung des königlichen Willens zu der Krieges und Friedenserklärung verlangt, tödte die öffentliche Freiheit; man streut treulose Gerüchte von Bestechung aus; man ruft die Rache des Volkes an, um über die Meinungen zu tyrannisiren. Mich, auch mich, hat vor einigen Tagen das Volk in Triumphe tragen wollen; und jetzo schreit man in den Straßen: **Die große Verrätherei des Grafen von Mirabeau.** Für mich bedurfte es dieser Lektion nicht, um einzusehen, daß der Tarpeyische Felsen in der Nähe des Kapitoliums liege. Aber der Mann, welcher für die Vernunft und für das Vaterland streitet, hält sich nicht so leicht für überwunden. Derjenige, dem sein Gewissen

sagt

sagt, daß er sich um sein Land verdient gemacht habe und daß er demselben noch ferner nützlich seyn werde; ein solcher Mann begnügt sich nicht mit einer eiteln Berühmtheit. Er verachtet den Triumph Eines Tages, und sucht bleibenden Ruhm. Ein solcher Mann trägt die Belohnung seiner Verdienste, den Genuß seiner Bemühungen, und den Preis seiner Gefahren, in seinem eigenen Busen verschlossen. Er erwartet seine Erndte, sein Schicksal, das einzige Schicksal welches ihn interessirt; das Schicksal seines Namens, von der Zeit: von diesem unbestechlichen Richter, der Jedem Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ich trete also noch einmal auf den Kampfplatz, bewafnet mit meinen Grundsätzen, und mit dem Bewußtseyn eines reinen Gewissens. Auch ich will jetzt den Punkt anzeigen, auf den es ankommt. Ich will denselben so klar als möglich darstellen; und ich bitte meine Widersacher, daß sie mich, sobald sie mich nicht verstehen, anhalten mögen, damit ich mich deutlicher ausdrücken könne. Denn ich bin fest entschlossen, die so oft wiederholten Vorwürfe, von Ausflüchten, von Spitzfindigkeiten und von Durcheinanderwerfung, von mir abzulehnen. Und, wenn es nur von mir abhängt, so soll der heutige Tag zeigen, wer von uns am aufrichtigsten ist. Herr Barnave hat mir die Ehre angethan, mir, und sonst Niemand als mir, zu antworten. Ich will jetzt seinen Talenten dieselbe Achtung bezeugen (und sie verdienen diese Achtung mehr als die meinigen) ich will suchen ihn zu widerlegen. Sie sagen: wir hätten zwei, von einander getrennte, Arten von Gewalt festgesetzt; eine für die Handlung, die andre für den Willen. Dieses leugne ich. Freilich ist die ausübende Gewalt, in

allem

allem was Handlung betrift, von der gesetzgebenden Gewalt sehr verschieden; aber es ist nicht wahr, daß das gesetzgebende Korps ganz von der ausübenden Gewalt geschieden sey: nicht einmal in dem Ausdrucke des allgemeinen Willens. Sie haben gesagt: „Alles was in der Kriegserklärung bloßer Wille ist, muß hier, wie in allem Uebrigen, zu seinem natürlichen Grundsatze zurückkehren, und kann von Niemand anders, als von dem gesetzgebenden Korps ausgesprochen werden." Hier halte ich Sie an, und ich entdecke Ihren Trugschluß, durch ein Wort welches Sie selbst gesagt haben: folglich können Sie mir nicht entgehen. In Ihrer Rede schreiben Sie den Ausspruch des allgemeinen Willens zu . . . . Wem dann? . . . . der gesetzgebenden Gewalt, und bald nachher dem gesetzgebenden Korps. Hier rufe ich Sie zur Ordnung! Sie haben gegen die Konstitution verbrochen! Wenn Sie behaupten, das gesetzgebende Korps und die gesetzgebende Gewalt sey einerlei; so stoßen Sie allein hiedurch alle Gesetze um, die wir gegeben haben. Wenn in Kriegssachen, zum Ausdrucke des allgemeinen Willens, weiter nichts nothwendig ist, als ein Ausspruch des gesetzgebenden Korps; wenn demzufolge der König, weder Antheil, noch Einfluß, noch Kontrolle, noch irgend etwas von demjenigen hat, was wir der ausübenden Gewalt zugestanden haben: so bekommen Sie in der Gesetzgebung zwei ganz verschiedene Grundsätze; einen für die gewöhnliche Gesetzgebung, den andern für die Gesetzgebung zu Kriegszeiten, mitten in der schrecklichsten Krise, die einen politischen Körper erschüttern kann. Bald hätten Sie, zu dem Ausdrucke des allgemeinen Willens, die Einstimmung des Monarchen vonnöthen; und bald hätten Sie

der-

derselben nicht vonnöthen.... und dennoch sprechen Sie von Gleichheit, von Einheit, von Uebereinstimmung in der Konstitution! Es scheint mir, meine Herren, daß der schwierige Punkt nunmehr hinlänglich bekannt ist, und daß Herr Barnave die eigentliche Frage gar nicht eingesehen habe. Nunmehr würde es ein zu leichter Triumph seyn, ihm in das Detail zu folgen, in welchem er zwar große Talente, aber niemals die geringste Kenntniß eines Staatsmannes oder menschlicher Dinge gezeigt hat. Er hat gegen die Uebel deklamirt, welche die Könige thun können und gethan haben; aber er hat sich wohl gehütet zu bemerken, daß, vermöge unserer Konstitution, der Monarch nunmehr kein Despot mehr seyn, und nichts mehr willkührlich unternehmen kann; und er hat sich noch mehr gehütet von Volksaufläufen zu sprechen.

Nach diesen schönen Reden, über eine für das ganze menschliche Geschlecht so höchst wichtige Frage, beschloß die Nationalversammlung Folgendes:

1. „Daß das Recht des Friedens und des Krieges „der Nation zugehöre, und daß der Krieg, nicht „anders als durch einen Beschluß der National„versammlung, welcher, zufolge einer förmlichen „und nothwendigen Vorstellung des Königs gefaßt „worden, erklärt werden könne; daß aber diese „Erklärung nachher, von dem Könige, genehmigt „werden müsse."

2. „Daß die Sorge für die äußere Sicherheit des „Königreiches zu wachen, so wie auch dessen Rech„te und dessen Besitzungen zu erhalten, durch die „Konstitution, dem Könige übertragen sey. Daß „demzufolge nur er allein politische Verbindungen

„ausser

„ausser dem Reiche unterhalten; Negociationen
„führen; die Agenten derselben wählen; und
„Kriegszurüstungen machen könne; die mit den
„Kriegszurüstungen der benachbarten Staaten im
„Verhältnisse stehen: daß auch er allein die Land-
„macht und die Seemacht nach Gutdünken verthei-
„len, und im Falle eines Krieges, solle leiten
„können."

3. „Wenn Feindseeligkeiten zu besorgen wären, oder
„schon angefangen hätten; wenn einem Verbündeten
„beigestanden, oder, durch die Gewalt der Waffen,
„ein Recht erhalten werden müßte: so wird der
„König, ohne irgend einigen Aufschub, dem ge-
„setzgebenden Korps die Ursache und die Bewegungs-
„gründe bekannt machen; und wenn das gesetzge-
„bende Korps Ferien hat, so soll dasselbe sogleich
„versammelt werden."

4. „Sollte, nach dieser Bekanntmachung, das gesetz-
„gebende Korps finden, daß die angefangenen
„Feindseeligkeiten ein sträflicher Angriff der Mini-
„ster, oder irgend eines Agenten der ausübenden
„Gewalt seyn: so soll der Urheber eines solchen
„Angriffs, als des Verbrechens der beleidigten
„Nation schuldig, angeklagt und gerichtet werden.
„Zu diesem Ende erklärt die Versammlung: daß
„die französische Nation allen Eroberungen entsage,
„und daß sie niemals ihre Macht gegen die Frei-
„heit irgend eines Volkes anwenden wolle."

5. „Wenn, nach einer solchen Bekanntmachung, das
„gesetzgebende Korps entscheidet, daß der Krieg
„nicht Statt haben solle: so soll die ausübende Ge-
„walt gehalten seyn, sogleich die nöthigen Maaß-
„regeln

„regeln zu nehmen, um alle Feindseeligkeiten zu „verhindern oder aufhören zu machen, und die „Minister sollen für das Detail der Ausführung „dieses Befehls verantwortlich seyn.

6. „Jede Kriegserklärung soll in folgenden Ausdrü„cken geschehen: „Im Nahmen des Königs der „Frankreicher, und im Namen der Nation."

7. „Während des ganzen Krieges, soll das gesetzge„bende Korps die ausübende Gewalt ersuchen kön„nen, Friedensunterhandlungen anzufangen, und „die ausübende Gewalt soll gehalten seyn auf die„ses Ersuchen Rücksicht zu nehmen."

8. „In dem Augenblicke, da der Krieg aufhören „wird, soll das gesetzgebende Korps die Zeit be„stimmen, in welcher diejenigen Truppen, die über „den gewöhnlichen Friedensstand geworben worden „sind, verabschiedet, und die Armee auf ihren be„ständigen festgesetzten Fuß zurückgebracht werden „solle. Der Sold dieser Truppen soll nur bis zu „dem bestimmten Zeitpunkte fortdauern: und wenn, „nach dieser Zeit, die außerordentlichen Truppen „noch versammelt bleiben; so soll der Minister ver„antwortlich seyn, und als ein Verbrecher der belei„digten Nation behandelt werden."

9. „Es gehört dem Könige zu, alle Friedenstrakta„ten, Bündnisse, Kommerztraktaten, und andre „Konventionen, welche er zum Besten des Staa„tes für nöthig halten möchte, mit den fremden „Mächten zu schließen und zu unterzeichnen. Aber „diese Traktaten und Konventionen sollen nicht eher „gültig seyn, als bis dieselben von dem gesetzge„benden Korps ratificirt seyn werden."

Die

Die Berathschlagung der Nationalversammlung über diese wichtige Frage hatte in Paris alle Köpfe erhitzt. Hin und wieder verübte das Volk mehr oder weniger große Excesse. Ein Officier, welcher, in den Thuillerien, keine Nationalkokarde hatte tragen wollen, wurde von dem Pöbel nach dem großen Bassin zugeführt, um, wie man sich ausdrückte, die bürgerliche Taufe zu erhalten. Einige junge Patrioten brachen, mit Gewalt, in das Magazin des Buchhändlers Gattey, im Palais Royal, und verbrannten die noch unverkauften Stücke der Actes des Apôtres, eines aristokratischen Journals. So lange die Berathschlagung dauerte, war alle Tage der Garten der Thuillerien, vor dem Hause in welchem die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt, mit einer unermeßlichen Menge Menschen angefüllt, und als endlich, am zwei und zwanzigsten Mai, obiger Beschluß gefaßt und dem versammelten Volke bekannt gemacht wurde; so entstand ein lautes Jubel und Freudengeschrei; wie nach einer gewonnenen Schlacht. Der Pöbel trug Herrn Barnave im Triumphe, auf den Schultern, nach Hause, und in der Nacht waren sehr viele Häuser erleuchtet.

Der vier und zwanzigste Mai, der darauf folgende Montag, war ein sehr unruhiger Tag. Drei Beutelschneider speisten bei einem Garkoch, nahe bei dem königlichen Garten. Nach geendigter Mahlzeit bezahlten sie ihre Zeche, steckten aber die silbernen Löffel und Gabeln in ihre Taschen, und legten, statt derselben, kupferne mit Silber belegte Löffel und Gabeln auf den Tisch. Dann verließen sie das Haus, und setzten sich in einen Kahn, um schnell über die Seine zu fahren. Der Betrug wurde entdeckt. Man setzte ihnen nach;

man

man sah sie in dem Kahne, und rief den, am gegenüber-stehenden Ufer befindlichen Leuten zu, sie fest zu halten. Sie wurden festgenommen, und von einem Detaschement der Nationalgarde vor einen Richter, nach der Vorstadt St. Antoine, geführt. Der Richter befahl, daß man sie nach den Gefängnissen des Chatelet bringen solle. Das vor dem Hause des Richters versammelte Volk, empfängt sie mit Auspfeifen und Auszischen, und verfolgt sie, in großer Menge, durch die Straßen. Plötzlich breitet sich unter dem Haufen das Gerücht aus: einer von den Beutelschneidern habe gesagt: „Nach dem „Chatelet? O! da werden wir nur wenige Tage blei-„ben; dann wird man uns loslassen, und uns noch „Geld dazu schenken." Dieses Gerücht setzte den Pöbel in Wuth. Rasend drängte man sich von allen Seiten auf die Beutelschneider zu. Der Pöbel ergriff sie, schleppte sie fort, und hängte sie alle drei auf. Bei einem von ihnen brach der Strick. Er fiel herunter, und wurde nunmehr von dem Volke mit Prügeln geschlagen, und mit Steinen vollends todt geworfen.

Am folgenden Tage fuhr der Pöbel mit diesen schrecklichen Hinrichtungen fort. Ein Mann, von dem man vorgab daß er einen Sack mit Waizen gestohlen habe, wurde von dem Volke aufgehängt. Die Bürgermiliz suchte vergeblich diese Mordthat zu verhindern. In demselbigen Augenblicke erschien la Fayette zu Pferde, begleitet von einem einzigen Adjutanten. Er näherte sich, und befahl dem Adjutanten den Strick abzuschneiden. Dieser drängte sich durch den lärmenden und tobenden Pöbel, schnitt den Strick ab, und der Gehängte fiel auf die Erde. Ein rasender Kerl unter dem Haufen hob den Arm in die Höhe, um ihn todt zu schlagen;

einig

einige andre ergriffen ihn, um ihn noch einmal aufzuhängen. La Fayette hält eine Anrede an das Volk. Er stellt demselben vor, daß es dem Gesetz gehorchen, und keinen für schuldig halten, vielweniger aufhängen müsse, ehe das Gesetz ihn für schuldig erklärt habe. Während er sprach rief einer aus dem Pöbel: „Hängt! „Hängt immer fort! und höret nicht auf das Geschwätz!“ La Fayette reitet auf den Kerl zu, ergreift ihn bei dem Kragen, und ruft dem Haufen zu: „es ist ehrenvoll „dem Gesetze nicht nur zu gehorchen, sondern demselben „auch, im Falle der Noth, hülfreiche Hand zu leisten.“ Dann führt er den Kerl selbst nach dem ganz nahe dabei liegenden Gefängnisse des Chatelet, kommt zurück, und hält abermals eine Anrede an das, über seinen Muth erstaunte Volk, welches bald nachher ruhig auseinander geht, und alle Straßen von Paris mit dem Geschrei erfüllt: „Hoch lebe unser General! Hoch lebe la Fayette!“

Die Ursache dieser traurigen Vorfälle waren die ungegründeten Gerüchte, welche man gegen das Gericht des Chatelet unter dem Volke ausgestreut hatte. Das Chatelet beschäftigte sich mit der Untersuchung der Greuelthaten, die, am fünften und sechsten Oktober, zu Versailles vorgefallen waren. Daher lag der Orleansschen Parthei, welche sich vor dem Resultat dieser Untersuchung fürchtete, sehr viel daran, nicht nur dem Gerichte allen Kredit der Rechtschaffenheit bei dem Volke zu benehmen, sondern auch, wo möglich, das Gericht zu zwingen, aus Furcht vor dem Pöbel, auseinander zu gehen, und die ganze Untersuchung liegen zu lassen. Man gab vor, die Menge von Dieben und Räubern, von denen damals Paris voll war, würden nicht gestraft,

straft, sondern von den Richtern nach einiger Zeit frei gelassen, und dabei, sagte man, erhielten sie noch Geld, als eine Aufmunterung, um ihre Räubereien fortzusetzen. Diesen ungegründeten Vorwurf zu widerlegen, erschien der oberste Richter des Chatelet vor der Nationalversammlung, und hielt folgende Rede:

„Meine Herren! Keiner von uns, kein guter Bürger des Staates, ist über die Vorfälle der vergangenen Tage ungerührt geblieben. Aber das Volk, welches in seinem Betragen immer ein Gefühl von Gerechtigkeit zeigt, irrt sich oft in der Anwendung dieses Gefühls. Das Volk, das sich in der Empfindung der Leiden, welche es drücken, nicht irren kann, irrt sich oft, wenn es diejenigen angeben will, denen es diese Leiden zuschreiben zu müssen glaubt. Man hat ausgestreut: das Chatelet richte die Schuldigen nicht; die Räuber würden eben so schnell frei gelassen als gefangen, und sie erhielten sogar noch Geld, um ihre Räubereien aufs Neue fortzusetzen. Es giebt Beschuldigungen, deren Falschheit zu beweisen nicht einmal nöthig ist: aber, als Mitglied des Chatelet, muß ich dieses Tribunal über die Langsamkeit rechtfertigen, welche man ihm vorwirft. Die gewöhnliche Anzahl der Gefangenen war niemals mehr als 350 gewesen; jetzt sind ihrer mehr als acht hundert. Die Anzahl ist so groß, daß nicht mehr Gefängnisse genug vorhanden sind, um alle aufzubewahren. Daher hat man sich genöthigt gesehen, 260 Gefangene nach dem Hotel de la Force zu bringen. Verschiedene Ursachen haben dazu beigetragen die Zahl der Gefangenen zu vermehren. Ich spreche nicht von dem öffentlichen Elend; denn niemals hat das Volk zu Paris dasselbe standhafter ertragen. Aber, es werden

jetzt

jetzt nach den Gefängnissen des Chatelet viele Verbrecher gebracht, die vormals von der Polizei gerichtet wurden, und deren Strafe darin bestand, daß man sie auf einige Zeit zu Bicetre, im Hotel de la Force, oder in einem andern Zuchthause einsperrte. Dieses willkührliche Gericht ist jetzt abgeschaft, und ein gerechtes Volk, ein Volk für welches Sie so viele weise Gesetze gegeben haben, sollte nicht die Anzahl der Gefangenen der Nachlässigkeit der Richter zuschreiben, da die Ursache dieser Zunahme die Schutzwehr seiner Freiheit ist. Es ist zuverlässig, meine Herren, daß in die Gefängnisse des Chatelet um zwei Drittheile mehr Gefangene gebracht worden sind, als in den vorigen Jahren, und daß täglich wenigstens zwölf bis funfzehn Gefangene dahin gebracht werden. Auch die neue Einrichtung der Kriminaljustiz, (welche von Ihnen so weise eingeführt worden ist, welche aber so lange unvollkommen bleiben muß, als das Gericht durch Verschworne noch nicht festgesetzt seyn wird) erlaubt nicht die vormalige Eilfertigkeit in den Urtheilen. Man konnte vormals in jeder Sitzung über acht Prozesse vortragen; jetzt kaum zwei. Aber wenn das öffentliche Referiren der Prozesse, wenn das geheiligte Recht der Vertheidigung, welches jetzt jedem Angeklagten zugestanden wird, der Schnelligkeit der Kriminal Instruktion entgegen sind: so verhindern sie auch die Uebereilung und den Irrthum des Richters; und ein erleuchtetes Volk sollte nicht von den Vorzügen einer neuen Gesetzgebung die Unbequemlichkeiten trennen wollen, welche eine nothwendige Folge derselben seyn müssen. Endlich, meine Herren, muß ich Ihnen auch noch sagen, warum es scheint, daß jetzt die Verurtheilungen seltener sind: denn auch auf diesen Ge-

gen:

genstand ist das Mißtrauen des Volkes, oder vielmehr die Oberaufsicht desselben, geleitet worden. Die Gefangenen haben jetzo die Freiheit erhalten, von dem Anfange der Instruktion an einen Advokaten zu Rath ziehen zu dürfen: davon ist die Folge, daß der Angeklagte selten, oder eigentlich niemals, sein Verbrechen eingesteht. Auch die Zeugen, welche nicht gewohnt sind öffentlich ihr Zeugniß abzulegen, werden zurückhaltender in ihrer Aussage. Ich will eben nicht behaupten, daß vormals, da die Aussage geheim gehalten wurde, dieselbe zuverlässiger gewesen sey: aber vielleicht sind die Zeugen furchtsamer; vielleicht (ich will es annehmen) macht das neue Schauspiel einen größern Eindruck auf sie. In welcher Lage befindet sich denn jetzo der Richter? In der folgenden. Ein Dieb wird angehalten und man findet das Gestohlne bei ihm. Dieser Fall scheint doch überzeugend genug! Indessen, meine Herren, leugnet der Angeklagte, daß er gestohlen habe; er behauptet, es habe ihm jemand aufgetragen das gestohlne Stück zu verwahren. Dagegen kann man ihm nichts, als das Zeugniß seines Angebers, entgegen setzen; und auf diese Weise entgeht er der Strafe. Als Mensch ist der Richter überzeugt: aber als Magistratsperson darf er den Schuldigen nicht verdammen."

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht zu Paris, daß der Graf Charles de Lameth, dessen Intriguen allgemein bekannt waren, die Stelle eines Generalkommandanten der Pariser Bürgermiliz zu erhalten, und Herrn de la Fayette aus derselben zu verdrängen suche. Um dieses Gerücht zu widerlegen, schrieb Lameth an la Fayette folgenden Brief:

„Mein

„Mein Herr! Ich erfahre, daß der Unterschied, welcher sich, seit einiger Zeit, in der Nationalversammlung, zwischen unsern Meinungen gezeigt hat, und vorzüglich in der Berathschlagung über das Recht des Krieges und des Friedens, die Ursache gewesen ist, aus welcher man in Paris allgemein das Gerücht verbreitete, als suchte ich Ihre Stelle in dem Kommando der Pariser Bürgermiliz einzunehmen. So entfernt ich auch bin, zu glauben, daß man auf mich die Augen werfen könnte, und so großen Werth ich auf alle Ehrenstellen setze, welche man der Wahl seiner Mitbürger zu verdanken haben kann: so bin ich mir doch selbst schuldig, zu erklären, daß ich niemals einen solchen Gedanken gehabt habe, und daß, wenn mir diese Stelle angetragen werden sollte, ich dieselbe ausschlagen würde. Ohne den geringsten Ehrgeiz, und mit dem festen Entschlusse, niemals irgend eine Stelle anzunehmen, habe ich mich der Vertheidigung der Freiheit gewidmet, und ich werde nicht aufhören für sie zu arbeiten, bis die Konstitution, welche uns dieselbe zusichert, nach eben den Grundsätzen geendigt seyn wird, nach denen sie angefangen worden ist. Ich würde mich schämen, wenn irgend etwas in meiner Aufführung jemals den Verdacht bestätigt haben sollte, daß ein persönliches Interesse mich geleitet habe.“

„Karl de Lameth.“

„P. S. Sie werden es ganz natürlich finden, daß ich, zu einer Zeit in welcher meine Gesinnungen, durch heimliche Manöver und durch verläumderische Reden, verdächtig gemacht werden, dieselben so öffentlich vertheidige, als es sich für meinen Karakter schickt.“

La Fayette antwortete: „Mein Herr! Ich sehe nicht ein, was das Kommando über die Bürgermiliz oder irgend ein Gerücht von Ihrer Ernennung zu dieser Stelle, mit einigem Unterschiede in den Meinungen über zwei Beschlüsse gemein haben sollte; um so viel weniger, da Sie selbst zuletzt meiner Meinung beistimmten. Aber ich hoffe, daß die Freunde der Freiheit über die wahren Grundsätze jederzeit einig seyn werden; und ich hoffe ferner, daß dieselben auch über die besten Mittel die Konstitution zu befestigen einig seyn."

Lameth erwiderte: „Mein Herr! Als die Nothwendigkeit ein beleidigendes Gerücht zu widerlegen mir es zur Pflicht machte, die Ehre zu haben an Sie zu schreiben, sah ich nicht voraus, daß Ihre Antwort mich in die unumgängliche Nothwendigkeit versetzen würde Ihnen noch einmal zu antworten. Ich gestehe gerne, daß es mir unbegreiflich ist, wie Sie glauben können, daß ich, in der Frage über Krieg und Frieden, endlich Ihrer Meinung beigestimmt hätte; da ich doch dem Vorschlage des Herrn von Mirabeau nicht eher nachgab, als nachdem mein Bruder und Hr. Freteau den ersten Artikel verändert hatten. Ich hoffe mit Ihnen, mein Herr, daß die Freunde der Freiheit niemals aufhören werden, über die wahren Grundsätze, welche die Nationalversammlung anerkannt hat, einig zu seyn. Was aber die Mittel betrift, die Konstitution zu befestigen: so sind die meinigen, welche jederzeit offen lagen und offen liegen werden, Wahrheit, Offenherzigkeit und Standhaftigkeit, Ich habe die Ehre u. s. w."

Auch in den Provinzen hatten die Excesse unter dem Volke noch nicht aufgehört. Am zwanzigsten Mai kam zu Bordeaux ein Irländischer Priester, mit der

Diligence, von Toulouse an. Der Pöbel hielt ihn, weil er geistliche Kleidung trug, für einen fanatischen Flüchtling von Montauban. Er wurde daher angehalten, und man beschloß, ihn ohne Verzug an die Laterne aufzuhängen. Einige Personen unter dem Haufen baten, daß der Unglückliche zuerst nach dem Herzoge von Duras, dem Generalkommendanten der Bürgermiliz von Bordeaux geführt werden möchte. Aber die übrigen hielten dafür, dieses würde viel zu umständlich seyn, und daher brachten sie ihn nach dem National-Kaffehause, um ihn vor der Thür desselben aufzuhängen. Man hielt Gericht über ihn, das Todesurtheil wurde ihm vorgelesen, und der Laternenpfahl, welcher seinem Leben ein Ende machen sollte, ward ihm gezeigt. Mehr als zehn tausend Personen waren versammelt, und alle schrien, mit Einer Stimme: „Hängt ihn! „Hängt ihn! Hängt ihn auf!" Endlich drängte sich ein Mann mit Gewalt durch den Haufen, und bat nochmals, daß man den Gefangenen nach dem Herzoge von Duras bringen möge. Der Pöbel willigte ein, und der Gefangene ward nach dem General geführt. Dieser fragte ihn aus; aber der erschrockene Priester stammelte zitternd wenige abgebrochene und unverständliche Worte. Nun wurden seine Papiere untersucht; und da fand sich, daß er gar nicht von Montauban gekommen war. Der General beschloß hierauf, ihn nach dem Rathhause bringen zu lassen. Die vor seinem Hause versammelte unzählbare Volksmenge verlangte indessen, mit wüthendem Geschrei, den Gefangenen, und drohte ihn aufzuhängen. Um diesen Unglücklichen zu retten, stellte sich der Herzog von Duras, ganz allein, dem rasenden Haufen entgegen. Sobald er unter seiner Haus-

 thüre

führe sich zeigt, entsteht das tiefste Stillschweigen, und nunmehr spricht der Herzog: „Dieser Abbe scheint mir „unschuldig. Indessen will ich ihn, allein, und zu Fuße, „vor Eueren Augen, nach dem Bürgerrathe hinbringen. „Ich verlange keine Wache. Ich überliefre mich Euch. „Schwört mir, daß Ihr vor mir hergehen und mir ge„horchen wollt.“ Der ganze Haufe steckt, an Eides statt, die Arme gen Himmel, und klatscht nachher dem General lauten Beifall zu. Hierauf begiebt sich der Herzog in sein Haus zurück, spricht dem zitternden Priester Muth ein, und versichert denselben, daß er ihn unter seinen Schutz nehme. Der Zug nach dem Rathhause gieng ganz ruhig vor sich. Der Bürgerrath verhörte den Geistlichen, fand denselben unschuldig, und bat ihn sich zu erholen. Hierauf hielt der General abermals eine Anrede an das in ungeheurer Menge versammelte Volk; und dieses begab sich ruhig nach Hause.

Der Geldmangel war zu Paris außerordentlich groß. Und dieses schien um so viel unbegreiflicher, da, seit kurzer Zeit, in den verschiednen Münzen des Königreiches, über hundert und zwanzig Millionen Livres Silbergeld ausgeprägt worden war. Zu Paris allein hatte man für drei und zwanzig Millionen Livres ausgeprägt.

Der General Paoli wurde von seinen Landsleuten, in Korsika, mit dem allergrösten Enthusiasmus aufgenommen. Sie übergaben ihm nicht nur das Generalkommando der Bürgermiliz, sondern sie wollten ihn auch zum Presidenten der Abtheilung (Département) erwählen. Er aber weigerte sich; weil es, wie er sagte, für die Freiheit gefährlich werden könnte, wenn die oberste Civilstelle und die oberste militairische Gewalt in Einer Person sich vereinigt befänden. Hierauf bot ihm

die

die Abtheilung eine jährliche Besoldung von funfzig tausend Livres an, und beschloß, ihm eine Statue zu setzen. Beide Anerbietungen lehnte Paoli, durch folgende Rede, von sich ab: „Nicht aus Stolz schlage ich die groß-„müthige Anerbietung aus, welche Sie mir thun. Der „Zustand Ihrer Finanzen erlaubt Ihnen nicht, mir die „Besoldung zu bezahlen, welche Sie mir bestimmten. „Ich habe mir etwas erspart, ich besitze selbst ein klei-„nes Vermögen, und werde immer genug haben, um „als ein einfacher Bürger des Staates zu leben; um „Ihnen meine Dienste zu widmen; um für die Ordnung „zu sorgen; und um die Konstitution aufrecht zu erhal-„ten. Ich schlage die Statue aus, welche Sie mir zu „errichten anbieten. Das schmeichelhafteste Denkmal „für mich, ist die Zuneigung, die Sie mir beweisen. „Glauben Sie mir, meine Herren, verschwenden Sie „weder Lobreden noch Statuen an irgend einen Bürger „des Staates, solange seine Laufbahn noch nicht ge-„endigt ist.“

Am 29sten Mai erschien Herr Necker in der Nationalversammlung, und las eine lange Abhandlung über die Finanzen vor. Dieser Aufsatz verbreitete die größte Freude über ganz Frankreich. Der Minister machte das schönste Gemählde, von den künftigen Hoffnungen und Aussichten des Reiches. Er verbannte alle Furcht, und schilderte die Ressurcen Frankreichs als ungeheuer groß. „Was für Ideen (sagt er) erweckt nicht schon dieses ab-„gekürzte Verzeichniß unserer ungeheuren Ressurcen! „Es ist ein Vergnügen dabei, eine solche Schilderung „den Freunden, sowohl als den Feinden Frankreichs „vorlegen zu können. Diese Schilderung erhöht noch „die Schönheit der großen und heilsamen Erklärung

„welche

„welche Sie von Ihrer Liebe zu dem Frieden, und von „Ihrer Abneigung das französische Reich auf irgend ei„ne Weise zu vergrößern, gegeben haben. Was für „ein herrliches Reich muß dieses nicht seyn, welches kei„ne Begebenheit, keine Folge von Mißbräuchen, keine „innere Uneinigkeit zu Grunde richten kann! Und, um „alle diese Mittel anzuwenden, dazu gehört weiter „nichts, als Ihr Eifer und Ihre Kenntnisse. Es ist un„möglich diese Kette von Ideen, dieses Bündniß von „Kenntnissen, und diese Beschleunigung der Arbeiten „nicht zu bewundern, vermöge welcher Sie, auf eine „so treffende und so auszeichnende Weise, einen so gro„ßen Raum bereits durchlaufen haben."

Der König ließ folgende Proklamation ergehen, welche aufs Neue beweißt, wie sehr der Monarch nunmehr der neuen Konstitution ergeben war:

„Niemals haben wichtigere Zeitumstände gefordert, „daß alle Frankreicher sich in Einer Denkungsart verei„nigen, sich mit Muth an das Gesetz anschließen, und „aus allen ihren Kräften die Gründung der Konstitution „befördern sollen. Ich habe Alles gethan, um diese „Gesinnungen in allen Bürgern des Staates zu erwe„cken. Ich habe selbst das Beispiel des allerunzweideu„tigsten Zutrauens in die Stellvertreter der Nation ge„geben, und mein beständiger Wunsch ist gewesen, Al„les zu thun, was zu dem Glücke meiner Unterthanen „und zu der Wohlfahrt Frankreichs beitragen kann. Könn„te es dennoch möglich seyn, daß, durch Feinde „des öffentlichen Wohls, die wichtigen Arbeiten, welche „die Nationalversammlung, in Uebereinstimmung mit „mir, beschäftigen, um die Rechte des Volkes fest zu „setzen, und das Glück desselben vorzubereiten, gestört

werden

„werden könnten? O daß man sich bemühen könnte das „Volk aufzuwiegeln; bald durch ungegründete Schreck„bilder und falsche Auslegungen der, von uns angenom„menen oder genehmigten, Beschlüsse der National„versammlung; bald dadurch, daß man sich untersteht „über meine Gesinnungen Zweifel zu erregen, die eben „so ungegründet als beleidigend sind; bald dadurch, „daß man Privatinteresse oder Privatleidenschaften un„ter den heiligen Nahmen der Religion versteckt? Eine „so sträfliche Widersetzung würde mich sehr empfindlich „betrüben, und zu gleicher Zeit meinen ganzen Unwillen „erwecken. Der beständige Gegenstand meiner Sorge „ist, alles was in diese Klasse gehört zu unterdrücken, „oder demselben zuvor zu kommen. Ich habe es sogar „meiner väterlichen Sorgfalt nicht für unwürdig gehal„ten, auch die Zeichen zu verbieten, welche Zwietracht „und Partheigeist verrathen könnten. Darum habe ich, „angetrieben durch diese Betrachtungen, und unterrich„tet, daß, an mehrern Orten des Königreiches, einige „Personen sich erlaubt hätten Kokarden zu tragen, die, „von der Nationalkokarde, welche ich selbst trage, ver„schieden seyn, geglaubt, daß ich dieses verbieten müß„te, weil eine solche Verschiedenheit unangenehme Fol„gen haben könnte. Demzufolge verbiete ich allen mei„nen getreuen Unterthanen, in meinem ganzen König„reiche, irgend eine andre Kokarde zu tragen, als die „Nationalkokarde. Ich ermahne alle guten Bürger des „Staats, in ihren Reden, so wie in ihren Schriften, „sich aller Vorwürfe, oder Ausfälle, welche die Gemü„ther erbittern könnten, zu enthalten, die Zwietracht „nicht zu nähren, und zu sträflichen Excessen keine Ver„anlassung zu suchen." „LUDWIG."

Diese

Diese vortreffliche Proklamation des guten Monarchen wurde am Abend in der Nationalversammlung vorgelesen, und, nach geendigter Sitzung, begaben sich alle Zuhörer von den Gallerien unter die Fenster des Königs, und dankten ihm durch Beifallklatschen und durch ein wiederhohltes Jubelgeschrei. Indessen hatten doch die Demokraten an dieser Proklamation sehr vieles auszusetzen. Ihnen gefiel nicht der Ausdruck **meine Unterthanen**, und sie behaupteten außerdem: daß, nach den Grundsätzen der neuen Konstitution, der König gar nicht befugt seyn könne, eine solche Proklamation ergehen zu lassen; wenigstens könne eine solche Proklamation niemals als ein Gesetz, sondern bloß allein als ein Wunsch des Königs, als ein Rath, den er seinen Unterthanen gebe, angesehen werden.

Bald nachher verließ der König, seit dem Oktober, zum erstenmal Paris. Er reiste nach St. Cloud, welches eine kleine deutsche Meile von Paris entfernt liegt. Nach der Abreise des Königs entstand in Paris eine schreckliche Gährung. Furcht und Bestürzung waren allgemein. Einige wenige, vernünftige Personen, sahen ein, daß eine Luftveränderung für die Gesundheit des Königs und der königlichen Familie unumgänglich nothwendig sey, und daß diese Reise beweisen werde, die Gefangenschaft des Königs habe aufgehört. Andere behaupteten, die Reise des Königs sey weiter nichts als eine List, um sich der Aufsicht der Pariser Bürgermiliz zu entziehen, und den König heimlich aus dem Königreiche wegzuführen.

Indessen gab der Monarch, um zu beweisen, daß auch Er die eingeführte Gleichheit, und die Abschaffung aller der lächerlichen Zeremonien, welche Adelstolz und Eti-

Etikette erfunden haben, billige, seinem Genealogisten, dem Herrn Cherin, in Rücksicht auf die Personen welche ihm künftig sollten vorgestellt werden können, folgende Verordnung:

„Paris am 4ten Junius 1790"

„Der König befiehlt mir, mein Herr, Ihnen zu „sagen, daß Seine Majestät künftig keine genealogischen Titel mehr von denjenigen verlange, welche die „Ehre haben wollen Ihm vorgestellt zu werden."

„LUDWIG."

Die Nationalversammlung ließ den König abermals ersuchen, daß er die, für seine jährlichen Ausgaben, oder die sogenannte Civilliste, nöthige Summe, zu bestimmen geruhen möchte. Hierauf schrieb der König, am neunten Junius, folgenden Brief, an den Presidenten der Nationalversammlung:

„Mein Herr! Da ich zwischen den Grundsätzen einer strengen Oekonomie, und der Betrachtung, wie groß die Ausgaben sind, welche der Glanz des französischen Throns, und die dem Oberhaupte einer großen Nation nöthige Pracht verlangen, mich schwankend befinde: so hätte ich gewünscht, daß es der Nationalversammlung gefallen haben möchte, selbst die, zu Unterhaltung meines Hofes nöthige Summe zu bestimmen. Ich weiche aber den wiederholten Bitten der Versammlung, und übersende Ihnen die Antwort, welche ich Sie derselben mitzutheilen ersuche. Die Ausgaben für den Hof, die unter dem Nahmen Maison du Roi bekannt sind, begreifen folgende in sich:

1. „Die Ausgaben welche meine Person, die Königin, die Erziehung meiner Kinder und das Haus meiner

ner Tanten betreffen; und dazu kommt noch die Einrichtung des Hauses meiner Schwester."

2. Alle Gebäude welche der Krone zu gehören."

3. „Meine Leibwache, welche, nach den der Nationalversammlung vorgelegten Planen, keinen Theil der Armee ausmacht."

„Alle diese Gegenstände zusammengenommen kosteten noch, ohngeachtet der seit meiner Thronbesteigung vorgenommenen Einschränkungen, ein und dreißig Millionen. Ich glaube daß, wenn die Einkünfte der Parks, der Domainen und Wälder, und der Lustschlösser die ich behalten werde, dazu gerechnet werden, fünf und zwanzig Millionen, für alle die genannten Ausgaben, hinlänglich seyn werden, wenn erst in den Ausgaben die nöthigen Einschränkungen gemacht sind. Ob ich gleich meine Leibwache unter den Gegenständen der Ausgaben mit berechne: so habe ich dennoch mit der Einrichtung derselben mich noch nicht beschäftigen können. Ich verlange, in dieser Rücksicht, wie in allen andern, meine Plane mit der neuen Ordnung der Dinge zu vereinigen. Ich halte dafür, daß die Anzahl der Truppen, welche dazu bestimmt sind die Person des Königs zu bewachen, durch eine konstitutionelle Verordnung bestimmt werden müsse, und da es für diese Truppen wichtig ist, an der Ehre und an den Gefahren, die mit der Vertheidigung des Vaterlandes verbunden sind, Theil nehmen zu dürfen: so müssen sie auch, im Ganzen, eben die Einrichtung haben, welche die übrige Armee hat. Daher habe ich auch die Zeit, wann meine Gardes du Korps ihren Dienst wiederum antreten sollen, noch verschoben; und dieser Aufschub in der Einrichtung meiner Leibwache ist mit desto geringern Unbequemlichkeiten ver-

bun-

unden, da ich, seit der Zeit, da die Bürgermiliz mei-
e Person bewacht, in derselben allen den Eifer und
e Anhänglichkeit gefunden habe, den ich nur immer
erlangen kann, und ich wünsche, daß dieselbe jeder-
it einen Theil meiner Leibwache ausmachen möge. Es
ürde mir unmöglich werden, aus einem jährlich be-
immten und eingeschränkten Kapital, meine noch rück-
indigen Schulden zu bezahlen, deren Zustand die Ver-
mmlung kennt. Ich wünsche daher, daß dieselbe die-
Schulden, mit den übrigen Schulden des Staates,
zahlen möge. Ich glaube, daß außerdem die Wie-
rbezahlung der gekauften Stellen meines Hauses,
id des Hauses meiner Brüder, befohlen werden, und
it dem vorigen Artikel verbunden werden muß, da
irch die Konstitution alle Verkäuflichkeit der Stellen
ifgehoben worden ist. Ich endige mit demjenigen
as mir am meisten am Herzen liegt. In meinem Hei-
thskontrakte mit der Königin habe ich versprochen,
iß, im Falle ich vor Ihr sterben sollte, ein anständiger
ofstaat Derselben beibehalten werden würde. Nun
insche ich, daß dieses unbestimmte Versprechen, wel-
es ich Ihr und Ihrer erhabenen Mutter gethan habe,
irch die Festsetzung Ihres Wittwengehalts, bestimmt
erden möge. Es wird ein Vergnügen für mich seyn,
n Stellvertretern der Nation meine Ruhe über einen
egenstand zu verdanken zu haben, von welchem mein
lück so vorzüglich abhängt. Da ich nunmehr dem
erlangen der Nationalversammlung mit aller der Zu-
rsicht entsprochen habe, die zwischen ihr und mir Statt
iden muß: so setze ich noch hinzu, daß ich mit dersel-
n niemals über irgend eine Verordnung, welche mei-
Person betreffen möchte, im Streite seyn werde.

Mein

Mein wahres Personalinteresse ist das Interesse des Königreichs. Und wenn nur Freiheit und öffentliche Ruhe, diese beiden Quellen der Wohlfahrt des Staates, festgesetzt werden: dann würde ich dasjenige, was mir an persönlichen Genusse abgeht, in der Zufriedenheit, welche der tägliche Anblick der öffentlichen Glückseeligkeit gewähren müßte, völlig wiederfinden."

„LUDWIG."

Dieser Brief des Königs wurde, von der Versammlung, mit dem lautesten Beifalle aufgenommen, und es ward beschlossen, durch Akklamation, ohne Berathschlagung oder Stimmensammlung, in das Verlangen des Monarchen einzuwilligen.

Am dreißigsten Mai beschäftigte sich die Nationalversammlung mit der Verbesserung und neuen Einrichtung der Geistlichkeit.

Hr. Treilhard. Wenn Sie neben einander zwei Kirchspiele sehen, wovon das eine zehn Stunden im Umfange, und das andere nicht zehn Feuerheerde hat; wenn Sie aus einem Bißthum, welches nahe an 1,500 Kirchspiele enthält, in ein anderes kommen, das nicht zwanzig Kirchspiele hat; wenn Sie sehen, daß der Priester eines großen Strich Landes nicht mehr als siebenhundert Livres Gehalt besitzt, und folglich sich genöthigt sieht, seinen alten, schwächlichen, kranken und dürftigen Vater, entweder ganz ohne Beistand zu lassen, oder selbst das nothwendige entbehren zu müssen, um ihm beistehen zu können; wenn in eben diesem Kirchspiele sich ein prächtiges Gebäude erhebt, der Sitz einer unnöthigen Pfründe, deren Nutznießer auf seinem Kopf das Vermögen hundert nützlicher Geistlicher vereinigt und den Niemand kennt, als die Pächter welche ihm bezahlen

ählen: kommt man da nicht in Versuchung zu glauben, er blinde Zufall habe einer solchen Einrichtung vorge- tanden, und man brauche eine so große Unordnung nur u sehen, um dieselbe sogleich abzuschaffen? Indessen, meine Herren, ist diese Unordnung wirklich vorhanden, e ist seit vielen Jahrhunderten vorhanden, und sie hat is auf diese Stunde, Stützen und Vertheidiger gefun- en. Denn es giebt Leute, in deren Augen die Zeit Macht hat alles zu rechtfertigen, und sogar die Sklave- ei hat ihre Lobredner gefunden. Aber jetzt ist der Zeit- unkt vorhanden, in welchem alle Mißbräuche abge- haft werden müssen. Eine neue Einrichtung ist unum- änglich nothwendig. Sie ist nothwendig für den Prie- er, welchem man nunmehr nicht eine Last auflegen wird, ie seine Kräfte übersteigt; sie ist nothwendig für die läubigen, denen man die geistliche Hülfe gleichförmi- er austheilen und erleichtern wird; sie ist nothwendig ir den Staat, der mit einer unnützen Last von Titeln berladen ist; sie ist nothwendig auch um der Religion illen, denn leichtsinnige und flüchtige Menschen wer- n nur zu oft die Unregelmäßigkeit und die Mißbräuche r kirchlichen Einrichtungen der Religion selbst vor. Es -bekannt, daß es im Anfange nicht mehr Priester ab, als nöthig waren; daß jeder sein bestimmtes eschäft hatte; und daß bloß allein durch Nachläs- gkeit in der Kirchenzucht jene schmarozenden Titel ıtstanden sind, deren Abschaffung die öffentliche Mei- ung schon lange gewünscht hat. Daß die Domka- tel und die Kanonikate und Stifter ebenfalls ganz un- itze sind, ist nicht weniger allgemein anerkannt. In n schönen Zeiten des Christenthums wählte das Volk lbst seine Priester. Als nachher die Fürsten, oder ih-

re

ne Minister; die Bischöfe wählten; da fiel diese Wa
nicht auf denjenigen der die meisten apostolischen Tuge
den besaß; sondern auf denjenigen, der aus der an
gesehensten Familie war. Die Prälaten hielten si
nicht mehr in ihren Kirchspielen auf. Sie wählten d
her Großvikare. Auch diese wohnten nicht auf der St
le, sondern sie überließen die Sorge für das Kirchsp
einigen Sekretairen, welche sie sehr schlecht bezahlte
Sie, meine Herren, müssen diese Mißbräuche abschaffe
Die weltliche Gewalt muß es thun: denn die Gew
der Kirche ist bloß allein geistlich. Alles Ansehen, we
ches die Könige der Erde für gut gefunden haben mög
der Kirche zu überlassen, ist unabhängig von der Religio
Die Religion hat, mit vielem Ruhme, ohne dieses An
sehen bestanden; und kann daher, auch künftig, m
Ruhm, ohne dasselbe bestehen. Die Frömmigkeit d
Kaiser und der Könige, vielleicht auch die Schwäche i
res Karakters, hat den Bischöfen Gelegenheit gegeb
sich eine Gerichtsbarkeit anzumaaßen, welche sie gew
nicht von Christo erhalten hatten.

Abbe le Clerc (Kanonikus von Alensson). Sch
sind die Mönchsorden aufgehoben worden; schon bl
der heißen Gottesfurcht kein Zufluchtsort mehr übrig
Dennoch haben diese Reformatoren bis jetzt die ö
fentlichen Freudenhäuser, in denen freche Dirnen u
Freudenmädchen aufgenommen werden, noch nicht f
gut gefunden abzuschaffen. Alle ihre Verbesserung
laufen bloß allein auf Geldspekulationen hinaus, . .

Der President. Zur Ordnung mein Herr!
Keine Gesellschaft kann bestehen, ohne Gesetze und oh
Unterwürfigkeit. Es muß eine oberste Gewalt, die g
ßer ist als die menschliche Gewalt, anerkannt werd

D

Die Kirche muß, als ein sichtbares Korpus, weltliche Gewalt besitzen. Christus hat den Aposteln seine Macht überlassen. Die Priester haben das Recht Gesetze zu geben. Aber dieses Recht würde nur scheinbar seyn, wenn sie nicht zugleich die Gewalt hätten die gegebenen Gesetze ausüben zu lassen. Da alle Gläubigen der Kirche unterworfen seyn müssen; so muß dieselbe eine äußere Macht haben, um die Gläubigen den Gesetzen unterwürfig zu erhalten. Die Gewalt der Kirche ist von viererlei Art: die gesetzgebende Gewalt, die zwingende Gewalt, die Gewalt der Oberherrschaft, und die Gewalt der Verwaltung. . . .

(Lautes und anhaltendes Gelächter.)

Die Nation kann, in der geistlichen Einrichtung, keine Veränderung treffen, außer nach den kanonischen Formen. Die Kirche müßte Kommissarien wählen, denen aufgetragen würde de commodo et incommodo zu urtheilen. Nun will ich noch von dem geistlichen Stande besonders sprechen. . . .

Der President. Zur Ordnung, mein Herr! Es giebt keine Stände mehr.

Ich bezeuge, daß ich hiemit die allerheiligste Pflicht meines Amtes erfüllt habe. Ich habe der befehlenden Stimme meines Gewissens gehorcht. Hätte ich stille geschwiegen; so wäre ich sträflich gewesen, und hätte, wegen eines solchen Stillschweigens, am Tage des jüngsten Gerichts, vor Gott Rechenschaft ablegen müssen.

Hr. Robespierre. Die neue Einrichtung der Geistlichkeit, welche Sie jetzt festsetzen wollen, ist weiter nichts, als die Bestimmung des Verhältnisses der Diener der Religion zu dem Staate. Alle öffentlichen Aemter sind zum Besten der Gesellschaft vorhanden. Alle unnü-

unnützen geistlichen Titel sind daher schon an sich nichtig, und müssen abgeschafft werden. Da nun die Würde der Erzbischöfe eine unnütze Würde ist; so muß dieser Titel ganz aufgehoben werden. Auch die Kardinäle müssen abgeschafft werden: denn diese Würde wird von einer auswärtigen Macht ertheilt, und giebt Unabhängigkeit von derjenigen Nation, unter welcher man lebt. Da die geistlichen Beamten für den Nutzen des Volks bestimmt sind, so müssen sie auch von dem Volke gewählt werden. Ueberdieß wird es nöthig seyn, das Band zwischen den Geistlichen und den übrigen Gliedern der Gesellschaft künftig enger zu knüpfen. . . . .

(Heftiges Gemurmel).

Wohlan! Wenn Sie von der Heirath der Priester nichts hören wollen; so will ich diesen Theil meiner Rede noch zurück behalten.

(Heftiges Gemurmel und lauter Lärm.)

Hr. Treilhard. Die Bischöfe müssen unter sich unabhängig, und nicht Einer dem Andern unterworfen seyn. So war es in der ersten Kirche. Christus hat keinem seiner Apostel eine Gerichtsbarkeit über die übrigen gegeben.

(Lärm und Tumult. Die Geistlichen rufen, mit wüthendem Geschrei: „Ketzerei! Ketzerei! Ketzerei!“ Einer ruft laut aus: „Hat denn nicht „Christus dem Petrus übertragen seine Lämmer „zu weiden! Hat er nicht dem Petrus die Schlüs„sel des Himmelreichs übergeben?“

Das Konzilium zu Nicea hat zuerst die Herrschaft des Bischofs von Rom eingeführt. Aber selbst damals hatte noch der Bischof von Rom über die andern Bischöfe

nichts

nichts zu befehlen. Er war nur der President in ihren Versammlungen.

(Grosses Geschrei: „Ketzerei! Ketzerei! Ketzerei!“ Anhaltendes Beifallklatschen auf der andern Seite.)

Bischof von Clermont. Ich erkläre hiermit Herrn Treilhard für einen offenbaren Ketzer; und ich will an der ganzen Berathschlagung keinen Antheil haben.

Hr. Despremenil. Der Ausdruck: Bischof von Rom ist ein ketzerischer Ausdruck.

Die Nationalversammlung beschloß, daß der zukünftige vierzehnte Julius, als der Jahrestag der neu erworbenen Freiheit, durch ein grosses Nationalfest gefeiert werden, und daß zu demselben Abgesandte der Bürgermiliz, aus allen Abtheilungen, Unterabtheilungen, Städten und Dörfern Frankreichs, und von allen Regimentern und Kompagnien der Armee, eingeladen werden sollten: damit diese, im Namen der ganzen Nation, den Eid der Treue und der Einigkeit schwören möchten. Hr. la Fayette stellte sich auf den Rednerstuhl und sagte:

„Meine Herren! Mit so grossem Vergnügen ich auch das Fest der Freiheit zu feiern bereit bin; so hätte ich doch gewünscht, daß der Zeitpunkt einer allgemeinen Verbündung eher an dem Ende unserer Arbeiten, als während des Laufes derselben, festgesetzt werden möchte. Indessen glaube ich, daß, zu einer Zeit, in welcher Abgesandte der Bürgermiliz von ganz Frankreich hier versammelt seyn werden, es gut seyn würde, den Beschluß zu fassen, daß Niemand das Kommando der Bürgermiliz in mehr als Einer Abtheilung Frankreichs haben könne, und daß sich die Versammlung noch vorbehalte, zu ent-

scheiden, ob nicht dieses Kommando sich sogar auf Eine Unterabtheilung einschränken solle.

Am eilften Junius trat Mirabeau auf den Rednerstuhl, und sagte: „Meine Herren! Franklin ist todt, der Mann welcher Amerika befreite und Kenntnisse über beide Welten verbreitete. Die Etikette der Höfe hat lange genug heuchlerisches Leidtragen eingeführt. Es kommt nunmehr den Stellvertretern der Nationen zu, nur über den Tod wirklicher Helden trauren zu lassen. Der Amerikanische Kongreß hat ein zweimonathliches Leidtragen befohlen. Wäre es dann nicht Ihrer würdig, an der Huldigung, die man einem der grösten Männer des Erdbodens bewist, Antheil zu nehmen? Das Alterthum würde Demjenigen, der zugleich Himmel und Erde umfieng, den Donner und die Tyrannen bändigte, Altäre errichtet haben: sollte es dann uns nicht erlaubt seyn, einem der eifrigsten Freunde der Freiheit wenigstens einen Beweis des Bedaurens und des Andenkens zu geben? Ich verlange, die Nationalversammlung solle beschliessen, daß sie drei Tage lang für Benjamin Franklin Leid tragen wolle.“ Die Nationalversammlung nahm den Vorschlag mit lauten Beifall an. Sie trauerte — und Europa und Amerika trauerten mit ihr!

Dem Beispiele der Nationalversammlung folgte ganz Paris nach. Jedermann gieng drei Tage lang schwarz gekleidet. In dem berühmten Caffe Prokope stand, über der Thüre, die Inschrift: Franklin ist todt. Der Saal war schwarz ausgeschlagen, und am Ende desselben sah man Franklins marmorne Büste, mit der einfachen, aber vielsagenden Aufschrift: VIR.

Die Einwohner von Paris schrieben an die übrigen Frankreicher, um dieselben zu dem bevorstehenden Natio-

nal-

nalfeste, des vierzehnten Julius, einzuladen, folgenden Brief:

„Liebe Brüder und tapfere Freunde: Niemals haben wichtigere Zeitumstände gefordert, daß alle Frankreicher sich in Einer Denkungsart vereinigen, sich mit Muth an das Gesetz anschließen, und aus allen ihren Kräften die Gründung der Konstitution befördern sollten.“ Diesen Wunsch, welchen der Geliebteste aller Könige ausgedruckt hat, diesen Wunsch, den wir alle gethan haben, diesen schlagen wir Euch jetzt vor in Ausführung zu bringen. Kaum sind noch zehen Monate seit jener merkwürdigen Zeit verflossen, in welcher, aus den Mauern der eroberten Bastille plötzlich eine Stimme hervorgieng: Frankreicher wir sind frei!“ Möge nunmehr, an demselbigen Tage, eine noch rührendere Stimme sich erheben: „Frankreicher wir sind Brüder!“ Ja, wir sind Brüder, wir sind frei, wir haben ein Vaterland. Zu lange gebeugt unter dem Joche, nehmen wir endlich die stolze Stellung eines Volkes an, welches seine Würde kennt. Das Gebäude der Konstitution erhebt sich, und an demselben werden die politischen Ungewitter, die Bemühungen des Eigennutzes, des Neides und der Zeit, sich brechen. „Wir sind nicht mehr Bretagner, nicht mehr Normander:“ so haben unsre Brüder in Bretagne und in der Normandie gesprochen. Und auch wir, wir sprechen wie sie: „wir sind nicht mehr Pariser, wir alle sind Frankreicher.“ Euer Beispiel hat uns einen großen Gedanken erweckt. Ihr werdet denselben annehmen, denn er ist Euer würdig. Ihr habt geschworen, durch die unzertrennlichen Bande einer geheiligten Brüderschaft verbunden zu bleiben, und bis an den letzten Seufzer die Konstitution des Staates, die

Beschlüsse der Nationalversammlung, und das gesetzmäßige Ansehen des Königs, zu vertheidigen. So wie Ihr, haben auch wir diesen erhabenen Eid geschworen. Laßt uns nunmehr, es ist Zeit, laßt uns nunmehr aus allen diesen kleinern Verbündungen eine allgemeine Verbündung machen. Wie schön wird er nicht seyn, der Tag der Verbündung der Frankreicher! Ein Volk von Brüdern, die Wiederherstellung des Reichs, und ein Bürgerkönig: alle, durch einen gemeinschaftlichen Eid, vor dem Altare des Vaterlandes, mit einander vereinigt! Welch ein erhabenes, und welch ein neues Schauspiel für alle Nationen! Wir würden bis an das Ende des Königreiches gehen, um uns mit Euch zu diesem Feste zu vereinigen; aber in unsern Mauern wohnen unsere Gesetzgeber und unser König. Dankbarkeit hält uns bei denselben zurück, und wir wollen ihnen zugleich, zur Belohnung für ihre Tugenden und für ihre Arbeiten, den Anblick eines dankbaren, glücklichen und freien Volkes darbieten. Auch Ihr werdet zu uns kommen, Ihr tapfere Krieger, unsere Waffenbrüder und Freunde; Ihr, die Ihr das Beispiel des Patriotismus und des Muthes gegeben habt; Ihr, die Ihr die Anschläge des Despotismus vernichtet, und die Ihr empfunden habt: Das Vaterland retten, das heiße Eueren Eid erfüllen. Und Ihr, deren Gegenwart uns so angenehm gewesen seyn würde, Frankreicher, die Ihr durch das Meer, oder durch einen ungeheuren Zwischenraum, von uns getrennt seyd; Ihr werdet erfahren, daß wir uns Euch in Gedanken genähert haben, und daß, ungeachtet der Entfernung, Ihr, an dem Feste des Vaterlandes, mitten unter Euern Brüdern waret. Am vierzehnten Julius haben wir die Freiheit erworben, am vierzehnten Julius wollen

len wir schwören, dieselbe zu erhalten. Möge, an demselben Tage, und in derselben Stunde ein allgemeiner Ruf, ein einstimmiges Geschrei, in allen Theilen Frankreichs erschallen: „Hoch lebe die Nation, das Gesetz und der König!“ Möge dieses Geschrei auf immer alle Freunde des Vaterlandes vereinigen, und die Feinde desselben erschrecken. Seine Feinde! — Nein Frankreicher, das Vaterland, die Freiheit, die Konstitution werden keine Feinde mehr haben, sobald wir mit der ganzen öffentlichen Macht diese geheiligten Gegenstände unserer Ehrfurcht und unserer Liebe, werden umgeben haben. Dann werden alle Menschen, welche noch die Ketten tragen, und dieselben zu lieben scheinen, bis zu der Höhe unsers Schicksals sich erheben, und sich um die Ehre bewerben, ihre Namen in jenem Familienbunde, welcher ein Denkmal unseres Ruhms, und der immerwährende Bürge der Glückseligkeit dieses Reiches seyn wird, eingeschrieben zu sehen. Wir verbleiben, mit unveränderlicher Liebe, geliebte Brüder und tapfere Freunde, Euere Landesleute. **Die in allen Distrikten von Paris versammelten Staatsbürger**“

Unruhen und Anarchie dauerten zu Avignon noch immer fort. Es wurden Schriften ausgestreut, um das Volk aufzuwiegeln. Französische Emissarien suchten dasselbe zu bewegen, sich der Herrschaft des Bischofs von Rom zu entziehen, und sich mit Frankreich zu vereinigen. Der größte Theil der Einwohner beharrte indessen immer noch dabei, sich aller Veränderung in der Regierungsform standhaft zu widersetzen: um so viel mehr, da die Regierung sehr gelinde, und die zu bezahlenden Auflagen äußerst gering waren, und folglich keine rechtmäßige Ursache zu klagen vorhanden zu seyn schien. Endlich gewann

wann die unruhige Parthei die Oberhand. Es ward eine Bürgermiliz errichtet, und am siebenten Junius wurde eine große Menge Frankreicher in die Stadt gelassen. Die Sturmglocken wurden geläutet, und die ganze Stadt war im Aufruhr. Am zehnten Junius fieng der Bürgerkrieg an. Die päpstliche Parthei, oder die sogenannten Aristokraten, verschanzten sich in dem Rathhause. Die Volkspartheí machte den Pallast des Vicelegaten zu ihrem Hauptquartier. Beide Partheien zogen gegeneinander und griffen einander in den Straßen an. Am folgenden Tage hängte das Volk vier sogenannte Aristokraten auf. Das Haus des Marquis de Rochegude ward geplündert. Ihn selbst rissen die rasenden Aufrührer aus seinem Bette, und hängten ihn auf. Auch der Marquis D'Aulan, ein Abbe, und ein Seidenfabrikant, wurden aufgehängt; weil sie, wie man vorgab, gegen den Aufruhr gesprochen hätten. Die Bürgermiliz, aus den benachbarten französischen Städten, rückte ein, und stellte die Ruhe wieder her.

Zu Perpignan war der Vikomte de Mirabeau geschäftig. Dieser Vikomte ist der jüngere Bruder des Grafen, ein sehr unruhiger Kopf und ein heftiger Royaliste. In der Nationalversammlung hat er sich, durch seine unsinnigen, unbesonnenen Reden, und in seinem übrigen Leben, durch die ungeheure Menge seiner Schulden, und durch den Zustand einer beständigen Trunkenheit, vorzüglich ausgezeichnet. Er hatte die Nationalversammlung verlassen, und war nach Perpignan, zu dem Regimente de Touraine gereist, dessen Oberster er ist. Er gab sich viele Mühe, dieses Regiment zum Aufruhr zu bewegen, und vermittelst desselben einen bürgerlichen Krieg in Frankreich anzufangen; aber vergeblich. Ueber diesen mißlungenen Versuch aufgebracht, ließ er

sich

sich in seine Wohnung die Fahnen des Regiments, und die Regimentskasse bringen. Dann reiste er, am dreizehnten Junius, plötzlich ab, und nahm die Fahnen des Regimentes, in seinem Koffer, mit sich. Man setzte ihm nach. Er wurde angehalten und gefangen gesetzt; aber da er ein Mitglied der Nationalversammlung war, so blieb er ungestraft.

Zu Nismes daurten die Unruhen noch immer fort, und es kam zwischen den Katholiken und den Protestanten zu einem förmlichen Kriege. Am dreizehnten Junius war die Gährung aufs höchste gestiegen. Die Katholiken griffen die protestantische Bürgermiliz an; sie wurden aber zurückgeschlagen. Hierauf liefen die Katholiken in den Straßen umher, und ermordeten alle Protestanten, die sie antrafen. Diese flehten den Bürgerrath um Beistand an, und verlangten, daß das Kriegsgesetz bekannt gemacht, und die rothe Fahne, welche dieses Gesetz ankündigt, auf dem Rathhause aufgesteckt werden solle. Der Bürgerrath erfüllte diese Bitte erst nach langem Weigern. Die Aufrührer verschanzten sich, in einem alten Thurme, an der Stadtmauer. Nach diesem Thurme wurde die rothe Fahne getragen, begleitet von dem Regiment Guienne, und die Aufrührer wurden aufgefordert die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben. Aber sie wehrten sich; sie schossen auf die Truppen, thaten einen Ausfall, und nahmen die Fahne weg. Es wurde eine zweite rothe Fahne gebracht, und die Soldaten näherten sich dem Thurme abermals, um denselben anzugreifen; aber die Aufrührer machten aus dem Thurme, in welchem sie versteckt lagen, ein so anhaltendes Feuer, daß sich endlich die Truppen genöthigt sahen, bei einbrechender Nacht sich zurück zu ziehen. Am fol-

folgenden Tage wurde der Krieg fortgesetzt. Die Truppen rückten, mit einigen Kanonen, gegen den Thurm an, in welchem die Aufrührer sich aufhielten; der Thurm wurde eingenommen, und die Aufrührer suchten sich durch die Flucht zu retten. Es ward auf sie in den Straßen und aus den Häusern geschossen, und nur wenige entgiengen der Wuth ihrer aufgebrachten Mitbürger. Indessen versammelten sich diese fanatischen Katholiken am folgenden Tage abermals in dem Kapuzinerkloster, und schossen aus den Fenstern des Klosters, auf die Bürgermiliz. Diese sprengte die Thüre ein, drang in das Kloster, und brachte alle Kapuziner welche sie antraf um das Leben.

Der Kriegsminister stellte der Nationalversammlung den traurigen Zustand vor, in welchem die Armee sich befand. „Die Armee, sagte er, droht in die allerunruhigste Anarchie zu verfallen. Ganze Regimenter haben es gewagt, die, dem Könige, der durch ihre Beschlüsse festgesetzten Ordnung, und den allerfeierlichsten Eiden schuldige Hochachtung, zu gleicher Zeit aus den Augen zu setzen. Ein unbegreiflicher Schwindelgeist hat sie alle auf einmal ergriffen. In dem Militär herrscht überall Unruhe und Unordnung. Ich sehe, in mehr als Einem Regimente, die Bande der Unterwürfigkeit erschlafft oder zerrissen. Die allerunglaublichsten Ansprüche werden öffentlich behauptet; die Befehle der Officiere sind ohne Kraft; die Chefs ohne Ansehen; die Kriegskasse und die Fahnen werden geraubt; und sogar den Befehlen des Königs setzt man sich laut entgegen. Die Officiere werden verachtet, verfolgt, bedroht und verjagt. Einige von ihnen werden, unter ihrem eigenen Regimente, gefangen gehalten, und sehen sich genöthigt, widerwillig und gedemüthigt, ein trauriges Leben zu

„füh-

„führen. Und, um auch das Schrecklichste zu sagen, die „Kommendanten der Regimenter werden, sogar unter „den Augen, und beinahe in den Armen ihrer Soldaten, „ermordet. Diese Uebel sind zwar groß; aber ein Aufruhr des Militärs könnte leicht noch gefährlichere Folgen haben, und müßte, früher oder später, die ganze „Nation in Gefahr setzen. Alles wäre verloren, wenn „die Armee jemals durch Privatleidenschaften sollte geleitet werden. In der Unregelmäßigkeit ihrer Bewegungen würde sie immerfort an Allem anstoßen, was sie „umgiebt; oft sogar an dem politischen Körper. Die „Natur der Dinge verlangt, daß die Armee niemals anders, denn als ein Werkzeug handle. Von dem Augenblicke an, in welchem sich dieselbe in ein berathschlagendes Korps verwandelt, wird sie sich erlauben, nach „ihren eigenen Entschlüssen zu handeln, und die Regierungsform wird bald in eine militairische Demokratie verwandelt werden, in eine Art von politischem Ungeheuer; welches jederzeit die Reiche verschlungen hat, „in denen es entstanden ist.“

Die Unordnung und Insubordination war unter der französischen Armee so groß, daß sogar zu Aix zwei Regimenter gegen einander anrückten. Das Regiment Royal Marine lag zu Aix in Garnison. Das Regiment Vexin welches in der Nähe lag, hielt sich von jenem für beleidigt, und zog nach der Stadt Aix zu, um Genugthuung zu fordern. Beide Regimenter standen schon gegeneinander über, in Schlachtordnung, und der Krieg sollte so eben ausbrechen, als der Maire der Stadt Aix erschien, sich zwischen beide Regimenter stellte, dieselben zum Frieden ermahnte, und sie bat ruhig auseinander zu gehen. Seine Bitten und Vermahnungen

gen waren vergeblich, und beide Partheien blieben fest auf ihrem Vorsatze ihren Streit durch die Waffen zu entscheiden. „Wohlan dann! rief der Maire aus, weil „ihr meinen Bitten und Vorstellungen nicht nachgeben „wollt, so schießt zuerst auf mich, damit ich nicht ein „Zeuge der Unordnungen und der Excesse seyn müsse, „welche Ihr jetzt auszuüben bereit seyd.“ Kaum hatte der Maire, mit dem Feuer des wahren Patriotismus, diese Worte ausgesprochen, als auch schon beide Partheien die Waffen niederlegten, sich umarmten, und den Maire im Triumphe in die Stadt einführten. Der Bürgerrath zu Aix beschloß hierauf, dem Maire, wegen dieser Heldenthat, ein Denkmal aufführen zu lassen.

Die Abendsitzung des 19 Junius war abermals eine von denen, in welchen die Nationalversammlung, einer erhabenen, gesetzgebenden Versammlung ganz unwürdig, die allerwichtigsten Beschlüsse, ohne Ueberlegung, ohne Berathschlagung, durch Akklamation faßte. Nachdem einige Addressen der Anhänglichkeit, aus den Provinzen, verlesen waren, erschien, vor den Schranken der Versammlung, eine Gesellschaft, die sich für Abgesandte folgender Völker ausgab: a) Araber, Chaldäer, Preussen, Polaken, Engländer, Schweizer, Deutsche, Holländer, Schweden, Italiäner, Spanier, Amerikaner, Indianer, Syrier, Brabanter, Lütticher, Avignoner, Genfer, Sardinier, Graubündter und Sicilianer. Der Baron Cloots, ein Don Quixote der Freiheit, war an ihrer Spitze. Er giebt sich für einen Preußischen Baron aus

a) Ich führe die Nationen in eben der Ordnung auf, in welcher dieselben in dem Protokoll der Nationalversammlung angeführt worden sind.

aus, ist aber aus dem Clevischen gebürtig, und heißt, wenn ich nicht irre, Kloz. Er hatte die ganze Farce veranstaltet, die Abgesandten, welche größtentheils aus dem Abschaum ihrer Nationen bestanden, und unbedeutende, aus ihrem Vaterlande verjagte Leute waren, zusammengerafft. Er hatte auch einige Portechaiseträger von der Straße genommen, und ihnen, gegen baare Bezahlung, türkische, persische, arabische und indianische Trachten, aus der Garderobe des Opernhauses, angezogen. Als Anführer dieser ehrwürdigen Gesellschaft, stellte er sich nun vor die Schranken der Versammlung, und hielt folgende Rede, welche ein wahres Muster von pompösem Unsinne ist, und zu den Opernkleidungen recht gut paßt:

Meine Herren!

Das majestätische Bündel aller Fahnen des französischen Reiches, welche sich, am vierzehnten Julius, auf dem Märzfelde, an eben dem Orte, wo Julian alle Vorurtheile mit Füßen trat, wo Karl der Große sich mit allen Tugenden umgab, entwickeln werden; diese bürgerliche Feierlichkeit wird nicht allein das Fest der Frankreicher, sondern das Fest des ganzen Menschengeschlechts seyn. Die Trompete, auf deren Schall ein großes Volk auferstand, ist in den vier Winkeln der Welt ertönt, und durch die Freudengesänge eines Chors von fünf und zwanzig Millionen freier Menschen, sind die, in einer langen Sklaverei begrabenen Völker, aufgeweckt worden. Die Weisheit ihrer Beschlüsse, meine Herren, die Vereinigung der Kinder Frankreichs; dieses entzückende Gemälde, giebt allen Despoten bittere Sorgen, und den unterdrückten Nationen gerechte Hoffnungen. Auch in uns ist ein großer Gedanke aufgestiegen, der, wenn wir

es

es sagen dürfen, die Größe des Nationaltages vollenden wird! Eine Anzahl Ausländer, aus allen Theilen der Erde, verlangt, sich mitten in das Märzfeld zu stellen; und die Freiheitsmütze, welche sie mit Entzücken in die Höhe heben werden, wird das Pfand der bald erfolgenden Befreiung ihrer unglücklichen Mitbürger seyn. Die im Triumphe einziehenden Römer fanden Vergnügen daran, überwundene Völker an ihren Siegeswagen nachzuschleppen; aber Sie, meine Herren, Sie werden, welch ein ehrenvoller Kontrast! Sie werden in Ihrem Gefolge freie Menschen sehen, deren Vaterland in Fesseln schmachtet; deren Vaterland einst, durch den Einfluß Ihres unerschütterlichen Muthes, und Ihrer philosophischen Gesetze, frei seyn wird! Unsere Wünsche und unsere Huldigungen sind die Bande, welche uns an Ihre Siegeswagen anketten werden. Eine verehrungswürdigere Gesandtschaft gab es nie! Unsere Beglaubigungsbriefe sind nicht auf Pergament geschrieben; aber unsere Sendung ist, mit unauslöschlichen Zügen, in die Herzen aller Menschen eingegraben; und, Dank den Verfassern der Bekanntmachung der Rechte! Diese Züge werden auch für die Tyrannen nicht länger unverständlich seyn. Feierlich haben Sie anerkannt, meine Herren, daß die Oberherrschaft in dem Volke ruht: nun ist aber das Volk überall unter dem Joche der Diktatoren, die sich, ungeachtet Ihrer Grundsätze, Oberherren nennen. Man maßt sich die Diktatur an; aber die Oberherrschaft ist unverletzlich, und die Gesandten der Tyrannen könnten Ihr erhabenes Fest nicht anders beehren, als die meisten unter uns, deren Schickung stillschweigend von unsern Landesleuten, von unterdrückten Oberherren, anerkannt ist. Welch eine Lehre für die Despoten! welch

ein

ein Trost für unglückliche Völker, wenn sie von uns erfahren werden, daß die Erste Nation in Europa, durch Versammlung ihrer Fahnen, uns das Signal zum Glücke Frankreichs und beider Welten, gegeben hat! Wir erwarten, meine Herren, in ehrfurchtsvollem Stillschweigen, das Resultat Ihrer Berathschlagungen über eine Bitte, welche uns der Enthusiasmus der allgemeinen Freiheit eingegeben hat."

O! des Elenden, der es wagen darf, im Namen freigeborner Schweizer, eine solche Rede zu halten! Man verzeihe mir, man verzeihe dem Geschichtschreiber, wenn gerechter Unwille ihn hier ergreift! Nicht Er, sondern sein Vaterland ist beleidigt; und der Patriotismus, von dem er glüht, legt ihm die heilige Pflicht auf, eine so große Schande von seiner Nation abzuwälzen. In seinem eigenen Nahmen, und im Nahmen aller freigebornen Schweizer, protestirt er feierlich gegen diese Rede, in so ferne sie seine Nation betrift, welche, unter dem Schutze der Gesetze, unter einer weisen und gütigen Regierung, die gar keine Abgaben fordert, schon seit Jahrhunderten, im Schooße der Freiheit, glücklich lebt! Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold von Melchthal; verehrungswürdige Männer! Väter schweizerischer Freiheit! Ihr, die Ihr, vor beinahe fünfhundert Jahren, am Ufer des Luzernersees, umgeben von himmelhohen Gebirgen, den feierlichen Eid schwort, Euer Vaterland zu befreien, und für Euere, noch nicht geborne, Enkel zu sterben. Und Ihr, bei Morgarten, bei Sempach, bei Murten, bei Grandson, am Stoß, bei Wolfhalden, bei St. Jakob, und anderwärts, erschlagene Märtyrer der Freiheit, die Ihr ganz Enropa das edle Beispiel großer Thaten gabt, und für uns die Freiheit erkämpftet, wel-

che wir jetzt geniessen! mit gerührtem Herzen danken wir Euch, für Eueren Heldenmuth, für Euere großmüthige Aufopferung. Jährlich feiern wir noch die großen Tage dieser Schlachten, streuen Blumen auf die Gräber, welche Euere heilige Asche enthalten, und schwören den feierlichen Eid: die von Euch erworbene Freiheit, und die glückliche Staatsverfassung, unter der wir leben, gegen jeden Feind derselben zu vertheidigen, und für das Wohl unseres Vaterlandes, wenn es erfordert wird, so wie Ihr zu sterben! Schande und Schmach dem Schweizer, der es wagen durfte, zu der Nationalversammlung, im Nahmen seiner Landesleute, auf eine solche Weise zu reden, und sich im Gefolge dieses unbekannten Großsprechers zu zeigen, der ganz Europa in den traurigen Zustand zu versetzen wünscht, in welchem Frankreich sich jetzt befindet! Würde der Wunsch dieses Weltverbesserers erfüllt: so bliebe jedem, Ordnung und Ruhe liebenden Manne, kein anderes Mittel mehr übrig, als mit bedrängtem Herzen, und mit weinenden Augen, Europa zu verlassen und nach Amerika zu ziehen, wo Ruhe zu finden ist, und wo Gesetze herrschen!

Nachdem der Baron Cloots du Val de Grace seine Rede geendigt hatte, antwortete der President der Nationalversammlung diesen vorgeblichen Stellvertretern des Menschengeschlechts:

„Meine Herren!"

„Sie beweisen heute der ganzen Welt, daß die Fortschritte, welche eine Nation in der Philosophie und in der Kenntniß der Rechte des Menschen macht, allen übrigen Nationen gleichermaßen zugehören. Es giebt in den Annalen der Welt Epochen, welche auf das Wohl oder Weh aller Theile des Erdballs Einfluß haben; und

jetzt

jetzt darf Frankreich sich schmeicheln, daß das von ihm gegebene Beispiel auch von andern Völkern befolgt werde, welche die Freiheit zu schätzen wissen, und die Monarchen lehren werden, daß ihre wahre Größe darin bestehe, über freie Menschen zu regieren, und die Gesetze in Ausübung zu bringen; daß sie nicht glücklich seyn können, ohne diejenigen, von denen sie zu regieren gewählt worden sind, glücklich zu machen. Ja, meine Herren, Frankreich schätzt sich es zur Ehre, Sie zu dem Bürgerfeste, dessen Vorbereitungen die Nationalversammlung befohlen hat, zuzulassen; aber dagegen glaubt es sich berechtigt, von Ihnen einen glänzenden Beweis Ihrer Dankbarkeit zu fordern. Kehren Sie, nach der augusten Zeremonie, nach Ihren Geburtsörtern zurück. Sagen Sie Ihren Monarchen; sagen Sie Ihren Regenten, wie sie auch heißen mögen: daß, wenn ihnen daran gelegen sey, ihr Gedächtniß bis auf die späteste Nachwelt zu bringen, sie nur dem Beispiele Ludwigs des Sechszehnten, des Wiederherstellers der französischen Freiheit, folgen dürfen."

Hierauf hielt ein Kerl, aus dem Gefolge des Baron Cloots, welcher die Rolle eines Arabers spielte, eine Rede, worin er, im Nahmen der Araber, seiner vorgeblichen Landsleute, Verehrung und Bewunderung für die neue Konstitution zu haben vorgab.

Der President antwortete:

„Meine Herren!"

„Arabien hat vormals Europa Lehren der Philosophie gegeben, Arabien hat die genauern Wissenschaften in Verwahrung gehalten, und der übrigen Welt die erhabenen Kenntnisse der Mathematik mitgetheilt. Jetzt, da Frankreich die Schuld von ganz Europa bezahlt,

zählt a), giebt es Ihnen Lehren der Freiheit, und ermahnt Sie dieselben in Ihrem Vaterlande zu verbreiten."

Die Bitte der vorgeblichen Abgesandten des Menschengeschlechts wurde von der Nationalversammlung, durch Akklamation, bewilligt.

Dann beschloß die Versammlung, die vier gefesselten Sklaven von der vortreflichen Bildsäule Ludwigs des vierzehnten, auf dem Platze Victoire, wegnehmen zu lassen, unter dem Vorwande, daß sich ein solches Monument für ein freies Volk nicht schicke. Dieß heißt sich um Kleinigkeiten bekümmern, und darüber das Große vergessen! Die Römer schlugen auch Denkmünzen auf welchen die eroberten Provinzen, gebückt und weinend, dargestellt waren. Und wenn sich die angeketteten Sklaven, an der Bildsäule Ludwigs des Vierzehnten für ein freies Volk nicht schicken; wie schicken sich dann die angeketteten Sklaven, an der Bildsäule Heinrichs des Vierten auf dem Pontneuf? Aber diese hat Niemand wegzunehmen vorschlagen dürfen! Der bittere Haß gegen Ludwig den Vierzehnten, der aus diesem Verfahren nur zu deutlich hervor leuchtet, ist einer großmüthigen und freien Nation unwürdig. Der Vorschlag zu diesem Bildersturme geschah durch den Grafen Alexander von Lameth. „Ich verlange, rief er, daß die Fremden, welche zu dem großen Nationalfeste kommen, nicht „in der Hauptstadt Frankreichs, Denkmäler finden, welche

a) La France voulant acquitter la dette de l'Europe. Viel gesagt! Könnte Frankreich nur seine eigene Schuld bezahlen, wie würden sich nicht die Gläubiger des Staats freuen!

„che ihren Augen die Sklaverei unsrer Väter darstellen!
„Die Statue Ludwigs des Vierzehnten beweist, mit
„welcher Schmach er das menschliche Geschlecht bedeckte!
„Nicht zufrieden damit, daß er, beinahe ein halbes Jahr-
„hundert lang, die Ausländer durch seine Waffen unter-
„jochte, und Frankreich durch seinen Stolz drückte, ver-
„langte er noch, daß auch die künftigen Jahrhunderte,
„durch seine eitele Ruhmsucht befleckt würden! Ich schla-
„ge vor, daß dieses Denkmal umgeworfen, und, an
„die Stelle desselben, ein anderes, zu Ehren Ludwigs
„des Sechszehnten, errichtet werden solle."

Viele Mitglieder der Versammlung standen zu glei-
cher Zeit auf, und stimmten diesem Vorschlage bei. Dann
sagte der Advokat, Hr. Lambel. „Ich verlange, daß
„alle Inschriften, alle Attribute der Statuen, und alle
„Allegorien auf den Denkmälern, sollen ausgelöscht und
„weggenommen werden. Und da der heutige Tag der
„Sterbetag der Eitelkeit seyn muß; so verlange ich fer-
„ner, daß der ganze Erbadel abgeschafft, und alle adeli-
„chen Titel, von welcher Art dieselben auch seyn mögen,
„auf immer verbannt werden."

Graf Charles de Lameth. Auch ich stimme die-
sem Vorschlage bei, und ich setze noch hinzu, daß alle
diejenigen für Feinde der Konstitution gehalten werden
sollen, welche noch ferner solche kindische Distinktionen
sich anmaßen möchten. Dadurch erhalten wir dann ein
vortrefliches Mittel, die wahren Patrioten gleich an ih-
rer Unterschrift zu erkennen.

Hr. de la Fayette. Ich habe niemals mich irgend
einem Vorschlage widersetzt, der wirklich zu der Konsti-
tution gehört; und der gegenwärtige Vorschlag scheint
mir aus der Konstitution so natürlich zu folgen, daß ich

Graf Mathieu de Montmorency. Ich verlange, daß alle Wappen abgeschaft werden!

Hr. Murinais. Eine so wichtige, konstitutionelle Frage, darf nicht so flüchtig behandelt werden. Ich verlange daher, daß man die Entscheidung bis auf eine andere Zeit verschiebe.

Hr. de la Fayette. Es ist dieses keine konstitutionelle Frage; sondern nur eine ganz natürliche Folge, der schon beschlossenen Konstitution.

Endlich beschloß die Nationalversammlung, unter dem Beifallklatschen und dem Jubel und Freudengeschrei aller Zuhörer auf den Gallerien, Folgendes:

„Die Nationalversammlung beschließt, daß der erbliche Adel auf immer abgeschaft seyn solle; daß demzufolge die Titel: Prinz, Herzog, Graf, Marquis, „Vicomte, Baron, Chevalier, Ritter, Edelmann, und „alle andre ähnliche Titel, Niemand zukommen können, „und Niemand gegeben werden sollen; daß alle Bürger des Staates keinen andern Nahmen zu tragen berechtigt sind, als den Nahmen ihrer Familie; daß Niemand Livreen tragen, oder tragen lassen, oder ein Wappen zu führen berechtigt seyn solle; daß der Weihrauch in den Kirchen nur allein zu der Ehre Gottes verbrannt, „und daß Niemand beräuchert werden solle; daß die Titel: Durchlaucht, Euer Gnaden, gnädiger Herr, Excellenz, Hoheit, Eminenz, Abbe, und andere adeliche „Titel, künftig Niemand mehr gegeben werden sollen."

Zu Avignon hatte der Bürgerkrieg noch nicht aufgehört. Die rechtschaffenen Einwohner sahen sich genöthigt vor den unruhigen Partheigängern zu fliehen, welche, unter dem Nahmen von Patrioten, das Volk aufwiegelten, und sich einen großen Anhang zu verschaffen

gen

gewußt hatten. Am sechs und zwanzigsten Junius kamen einige Abgesandten dieser Patrioten vor die Nationalversammlung. Die Anrede an die Versammlung, welche der Sprecher dieser Abgesandten, im Nahmen der übrigen hielt, war sonderbar genug. Er verlangte, daß die Versammlung der Stadt und der Grafschaft Avignon erlauben möchte, sich mit Frankreich zu vereinigen. Mit enthusiastischer Bewunderung sprach er von der erhabenen Versammlung, deren Gesetzen Avignon unterworfen zu seyn wünsche. „Wir prophezeien, rief er aus, daß „bald die Zeit da seyn wird, in welcher die Frankreicher „allen Nationen der Welt Gesetze geben werden, und in „welcher alle Nationen kommen werden, um sich mit Frank„reich zu vereinigen." Dann nannte dieser Redner den Papst einen Despoten, und erzählte, in emphatischem Styl, die Heldenthaten der Einwohner von Avignon gegen den Bischof von Rom. Ferner sprach er von Aristokraten, von Komplotten, von einer Kontrerevolution, von dem Verbrechen der beleidigten Nation, und von andern erst seit kurzer Zeit in Frankreich erfundenen Verbrechen. Die linke Seite der Nationalversammlung, und die Zuhörer auf den Gallerien, klatschten dem Redner lauten Beifall zu.

Am zweiten Julius war in der Nationalversammlung eine sehr stürmische Sitzung. Der Herr von Landenberg Wagenburg verlangte einen Paß, um sich in seine Provinz zurückziehen, und die Versammlung verlassen zu dürfen. Hierüber entstand ein heftiger Streit. Herr Bouche rief aus: „Rechtschaffne Bürger müssen „die Versammlung nicht eher verlassen, als bis sie todt „sind." — „Ja, antwortete Herr de Foucault, todt „und begraben!"

Hr. Lucas. Ich verlange, daß man das Verzeichniß aller Mitglieder ablesen solle, damit man wisse, welche Mitglieder der Versammlung noch ergeben bleiben.

Hr. de Foucault. Ein solches Dekret würde sehr voreilig seyn. Viele Mitglieder der Versammlung haben Erlaubniß erhalten nach ihren Provinzen zurück zu kehren; dort würde man nun das Dekret unrecht verstehen, und sie ermorden.

Immerhin! (rief eine Stimme von der linken Seite des Presidenten.)

Bei diesem schrecklichen Worte stand die ganze rechte Seite zu gleicher Zeit auf. Alle verlangten den Nahmen des Schuldigen zu erfahren, und bestanden auf seiner Ausschliessung aus der Versammlung. Der Schuldige schwieg stille, und auch diejenigen, welche zunächst an ihm standen, und ihn kannten, schwiegen. Die Mitglieder der rechten Seite stellten sich mitten in den Saal und bestanden auf ihrem Verlangen. Einer von ihnen sagte: „Weil man von Ermorden spricht: so ermorde „man uns hier, jetzt gleich."

Der President. Ich bitte Sie, meine Herren, mäßigen Sie sich.

Hr. de Bonnay. Wir wollen glauben, das Wort immerhin sey ausgesprochen worden, ehe derjenige, welcher es aussprach, den Herrn Foucault noch ganz angehört hatte.

Hr. de Cazales. Da dasjenige Mitglied der Versammlung, welches es gewagt hat eine solche Rede zu führen, sich derselben schämt und sich versteckt: so würde es überflüssig seyn, uns länger dabei aufzuhalten.

Am

Am sechsten Julius wurde folgender Brief des Herzogs von Orleans, von Herrn de la Touche, seinem Kanzler, in der Versammlung vorgelesen:

„Am 25 des vorigen Monats hatte ich die Ehre an den König zu schreiben, und Seiner Majestät zu sagen, daß ich in kurzer Zeit n[illegible] Paris zurückzukommen gedächte. Hr. von Montmorin wird meinen Brief am 29 erhalten haben. Seither habe ich demzufolge von dem Könige von England Abschied genommen, und meine Abreise auf heute, auf den dritten Julius, festgesetzt. Aber diesen Morgen kam der französische Gesandte zu mir, und stellte mir einen Herren vor, von welchem er mir sagte, er heiße Hr. de Boinville, sey ein Adjutant des Herrn de la Fayette, und dieser General habe ihn, von Paris, mit einem Auftrage, an mich abgesandt. Hierauf sagte mir der Hr. de Boinville, in Gegenwart des Herrn Gesandten, daß Herr de la Fayette mich ersuchen lasse, nicht nach Paris zu kommen. Unter mehrern andern Gründen, gab er mir auch als einen Grund an, daß übelgesinnte Personen sich meines Nahmens bedienen würden, um Unruhen zu erregen. Ich glaubte demzufolge, daß ich die öffentliche Sicherheit nicht in Gefahr setzen dürfe, und ich nahm mir vor, nicht eher abzureisen, als bis ich mich würde haben über meine Aufführung erklären können. Zu der Zeit, als ich nach England reiste, war Hr. de la Fayette der erste, der mir, im Nahmen des Königs, ankündigte, daß Seine Majestät mir einen Auftrag nach England zu geben gesonnen sey. Die Erzählung der Unterredung, die er mit mir über diesen Gegenstand hatte, ist in einer Geschichte meiner Aufführung zu finden, welche ich mir vornahm, nach meiner Zurückkunft, zu Paris drucken zu lassen; die ich aber

wegen

wegen dieses neuen Vorfalls, nunmehr sogleich bekannt machen, und das Original derselben bei der National-versammlung niederlegen werde. Man wird darin finden, daß unter den Beweggründen, durch welche Herr de la Fayette mich zu bereden suchte, die mir aufgetragene Sendung anzunehmen, einer der vorzüglichsten war, daß meine Abreise den Uebelgesinnten allen Vorwand benehmen würde, und daß dieselben sich nicht länger würden meines Nahmens bedienen können, um Unordnungen in Paris anzufangen, und daß folglich er, Herr la Fayette, desto leichter die Ruhe in der Hauptstadt würde erhalten können. Dieser Grund war einer von denen die mich überredeten. Indessen habe ich den Auftrag angenommen; aber dennoch ist die Hauptstadt nicht ruhig gewesen. Und obgleich die Urheber der Unruhen sich meines Nahmens, zu Erweckung derselben, nicht haben bedienen können; so haben sie sich dennoch nicht gefürchtet denselben, in einer Menge von Pasquillen, zu mißbrauchen, um den Verdacht auf mich zu ziehen. Endlich ist es einmal Zeit zu erfahren, wer denn eigentlich die übelgesinnten Leute seien, deren Plane man beständig kennt, ohne daß man jedoch irgend eine Anzeige hat, welche fähig wäre auf die Spur derselben zu leiten, damit man sie bestrafen, oder ihnen Einhalt thun könne. Es ist Zeit zu erfahren, warum mein Nahme, mehr als irgend ein andrer, ein Vorwand zu Volksunruhen seyn könnte. Es ist endlich Zeit, daß man mir nicht länger ein Gespenst vorhalte, ohne mir zu beweisen, daß demselben etwas Wirkliches zum Grunde liege. Indessen erkläre ich, daß, meiner Meinung nach, seit dem 25 des vorigen Monats, mein Aufenthalt in England, dem Interesse der Nation und dem Dienste des Königs, nicht länger nützlich seyn

kann;

kann; daß ich, demzufolge, es für meine Pflicht halte, meine Stelle, als Mitglied der Nationalversammlung wiederum einzunehmen; daß ich dieses zu thun verlange; daß der Zeitpunkt des 14 Julius mich noch ernsthafter zurückzurufen scheint; und daß ich auf meinem Entschlusse beharren werde, wenn nicht die Versammlung das Gegentheil beschließen, und mir dieses zu wissen thun lassen sollte."

Nachdem dieser Brief vorgelesen worden war: trat Herr de la Fayette auf den Rednerstuhl und sagte: „Nach allem dem, was zwischen dem Herrn Herzog von Orleans und mir, im Monat Oktober, vorgefallen ist, (und welches ich mir nicht einmal in das Gedächtniß zurück zu rufen erlauben würde, wenn er nicht selbst die Nationalversammlung damit unterhielte) habe ich es für nothwendig gehalten, dem Herrn Herzog von Orleans zu wissen zu thun, daß eben dieselben Ursachen, welche ihn bewogen hätten den Auftrag anzunehmen, noch vorhanden seyn könnten, und daß man vielleicht sich seines Nahmens bedienen würde, um die öffentliche Ruhe zu stören. Hr. von Boinville, war schon seit sechs Monaten in England. Er kam nur auf einige Tage hieher, und bei seiner Rückkehr nach London übernahm er, dem Herrn von Orleans dasjenige zu sagen, was ich so eben die Ehre gehabt habe der Versammlung zu wiederholen. Erlauben Sie mir, meine Herren, mich dieser Gelegenheit zu bedienen, um der Versammlung, von welcher ich bestimmt bin an dem großen Feste über die öffentliche Sicherheit zu wachen, meine Meinung über diesen Gegenstand mitzutheilen. Je mehr ich den vierzehnten Julius heran nahen sehe, desto mehr bestätigt sich in mir der Gedanke, daß dieses Fest eben so sicher als schön seyn

werde.

werde. Dieser Gedanke gründet sich vorzüglich auf die patriotischen Gesinnungen aller Bürger des Staats, auf den Eifer der Parisernationalgarde, und unserer Waffenbrüder, welche aus allen Theilen des Königreiches anlangen. Und da die Freunde der Konstitution und der öffentlichen Ruhe niemals in so grosser Anzahl vereinigt gewesen sind; so sind wir auch noch niemals so stark gewesen, als wir alsdann seyn werden."

Am neunten Julius berathschlagte sich die Versammlung über das am vierzehnten Julius zu beobachtende Zeremoniel, und Herr Target las einen Plan zu demselben vor.

Abbe Maury. Es ist in der Natur unserer Regierungsform und in unseren Sitten gegründet, daß Frankreich eine Monarchie sey. Wenn es eine starke Armee gäbe, welche von dem Monarchen unabhängig wäre, so würde Frankreich keine Monarchie mehr seyn. Der König, sagt man, soll gebeten werden, das Kommando der Armee und der Bürgermiliz zu übernehmen! Diese Formel scheint anzuzeigen, daß man, sogar unter den Augen des Königs, einem andern Bürger des Staates, dieses Kommando von funfzig bis sechzig tausend Mann, würde übertragen können. An demjenigen Tage, an welchem ein Bürger dieses Kommando von Euch erhielte, hättet Ihr, wie vormals Sparta, zu gleicher Zeit zwei Könige, und der politische Manicheismus würde eingeführt seyn. Ich verlange daher, daß die Versammlung erklären solle, die auf dem Märzfelde versammelten Truppen könnten kein anderes Oberhaupt haben, als das Oberhaupt der Nation, welches durch die Konstitution schon zum Oberhaupte der Armee erklärt worden ist. Ich glaube, daß der Presidént der Nationalversammlung neben

ben dem Könige, und zu der Rechten desselben sitzen müsse, und die übrigen Mitglieder, zu der Rechten des Presidenten, und zu der Linken des Königs. Aber muß man nicht, in einer erblichen Monarchie, in welcher es ein konstitutioneller Grundsatz ist, daß die Krone auf dem männlichen Stamme, nach dem Rechte der Erstgeburt, sich forterben solle, auch den Prinzen, welche in der Folge zu der Krone gelangen können, eine besondere Hochachtung beweisen? Muß man nicht den Prinzen vom Geblüte, welche Seine Majestät begleiten möchten, eine Stelle anweisen? Müssen nicht der Dauphin und die Gemahlinn des Monarchen gleiche Ehre mit dem Monarchen genießen? Es ist ja hier nur die Rede von einer bloßen Zeremonie. Auch wünschte ich, daß dem Könige nicht befohlen würde den Eid zu leisten. Ich wünschte, daß der Eid des Königs der Frankreicher von dem Eide der übrigen Frankreicher gar nicht verschieden seyn möchte.

Hr. Barnave. Ich denke wie mein Vorgänger, daß niemand anders als der König das Haupt des Bundesfestes seyn müsse; aber ich denke auch, daß er dieses, vermöge eines, von ihm genehmigten Beschlusses des gesetzgebenden Korps seyn müsse. Es findet zwischen dem Oberhaupte des Bundesfestes und dem Oberhaupte der ausübenden Gewalt gar nichts Aehnliches statt. Das Bundesfest ist eine von jenen Handlungen, in welchen alle Gewalt zu ihrer Quelle zurückkehrt, und in welchen die Macht der Nation die Einzige Macht ist, und ganz allein Gesetze und Verordnungen geben kann. Demzufolge kommt es der Souverainetät der Gewalt zu, zu bestimmen, wer an dem Bundesfeste das Kommando haben solle. Sie haben beschlossen, der König sey das unmittelbare Oberhaupt der Armee, aber die Konstitution

tion hat noch nicht gesagt, daß es das unmittelbare Oberhaupt der Bürgermiliz sey. Uebrigens ist es ein Grundsatz, daß es in Frankreich nur Einen König, Ein Oberhaupt giebt, und daß alles übrige, in der Klasse der Gemeinen, unter einander vermischt seyn muß. Es giebt einige Fälle, in denen diejenigen, welche mit dem Könige durch die Bande des Blutes verbunden sind, ausgezeichnet werden müssen: aber in einer nationellen Zeremonie, wenn von den verschiednen Arten von Gewalt die Rede ist, da darf es keine Auszeichnung geben, außer für diejenigen Personen, welche in öffentlichen Aemtern stehen. Zwischenleute zwischen den König und die Nationalversammlung stellen zu wollen: dieses hieße die konstitutionelle Einheit zerstören. Jeder muß denjenigen Eid schwören, der seiner Stelle angemessen ist. Würde der König als Bürger des Staates schwören; so müßte er unstreitig eben den Eid schören wie alle übrigen Bürger. Aber, da er als König der Frankreicher, als derjenige schwören soll, welchem von der Konstitution aufgetragen ist die Gesetze in Ausübung bringen zu lassen: so glaube ich auch, daß er einen andern Eid schwören müsse.

Hr. de Cazales. Mir scheint es äußerst sonderbar, daß das Oberhaupt der ausübenden Gewalt, daß der König, dessen Ansehen eher war als das Ansehen der Nationalversammlung, eines Dekretes vonnöthen haben sollte, um die Armeen des Königreiches zu kommandieren.

(Großer Lärm auf der linken Seite)

Ja, ich sage, es scheine mir sonderbar, daß der König, dessen Ansehen eher war als das Ansehen der Nationalversammlung, eines Dekretes bedürfen solle, um die Armee zu kommandieren. Ich will damit nicht sagen,

das

das Ansehen des Königs sey älter als das Ansehen der Nation, von welcher alles Ansehen herkommt. Aber ich habe gesagt (und wer kann es leugnen?) das Ansehen des Königs sey älter als das Ansehen der Stellvertreter der Nation. Er hat Euch Leben und Bewegung gegeben; ohne Ihn würdet Ihr gar nicht vorhanden seyn: und darum sage ich auch, es sey sonderbar, daß Euer König, daß derjenige welcher Euch geschaffen hat, daß der erbliche Stellvertreter des französischen Volkes, eines Euerer Dekrete nöthig haben solle, um das Oberhaupt der Armeen des Königreiches seyn zu können. Es ist schwer sich eine Monarchie vorzustellen, in welcher der König nicht das Oberhaupt der Armee wäre. Er ist es vermöge des Gesetzes des Königreiches; nicht vermöge Eueres Willens. Er ist es durch die Nation; und Ihr seyd nicht die Nation. Er ist es durch das Recht seiner Krone, weil er das erbliche Oberhaupt des Reiches ist. Er ist es vermöge unserer Konstitution, weil Ihr dazu die Befehle der Nation erhalten habt, welche verlangt daß er dafür erkannt werde. In einem Reiche, in welchem die Krone erblich ist, bei einer feierlichen Gelegenheit, bei welcher man dem Volke seinen König zeigt, müssen die Prinzen der königlichen Familie den Thron umgeben, auf welchen ihre Geburt ihnen Anspruch giebt. Es ist das Interesse der Nation, dem Volke das Beispiel der Verehrung zu geben, welche dasselbe für sie haben muß, damit Niemand den sträflichen Plan fasse die Thronfolge abzuändern; damit das Volk, indem es sieht daß die Prinzen den Thron umgeben, dabei lerne, daß nichts in der Welt die Thronfolge verändern könne, und daß diese Thronfolge um des Glückes und um der ewigen Ruhe des Reiches willen festgesetzt worden sey. Auch erstaune

ich

ich darüber, daß man dem Könige eine Eidesformel vorschreiben will. In welcher sonderbaren Lage befinden wir uns dann gegen unsern Monarchen? Soll dann sein rechtmäßiges Ansehen erst von dem vierzehnten Julius an gerechnet werden? Ueberlaßt es ihm, was für einen Eid er schwören wolle. Laßt ihn freiwillig versprechen was er für gut hält. Ihr kennt seine Vaterlandsliebe und seine Tugenden: und diese sind die wahren Bürgen des Glücks des französischen Volkes. Seine Tugenden werden ihn binden. Dieses ist das einzige Band, welches Seiner Majestät würdig ist. Jedes andre würde das Oberhaupt der Nation erniedrigen; jedes andre würde seiner unwürdig seyn; jedes andre würde dem Könige den Anschein des Oberhaupts einer Parthei geben.

(Heftiger Lärm, Geschrei und Tumult auf der linken Seite.)

Ich spreche, was ich für gut halte, und bin Niemand Rechenschaft schuldig. Jeder andre Eid, sage ich, würde dem Könige den Anschein des Oberhauptes einer Parthei geben. Einen Eid, welchen man den König, zu einer andern Zeit als bei seiner Krönung, würde schwören lassen, müßte der Versammlung, welche einen solchen Eid von ihm fordern sollte, den Schein einer Parthei geben. Ich weiß nicht, was für eine besondere Vorliebe die Versammlung für die Eide hat. Eide haben zu allen Zeiten dazu gedient, Partheien zu vereinigen. Durch Eide haben sich Partheigänger der rechtmäßigen Gewalt entzogen.

Hr. de Folleville. Die erste Bedingung eines Eides, bei einem freien Volke (denn Sklaven schwören den Eid nur um denselben zu brechen) die erste Bedin-

gung eines jeden Eides, die Bedingung ohne welche er gar kein Eid genannt werden kann, ist die Freiheit. Und ich, ich gestehe öffentlich, daß ich in dem Zwingen zu dem Eide weiter nichts als eine Aufforderung zum Meineide sehen kann. Nun frage ich, ob man, in der Art wie das Korps der Stellvertreter dem großen Stellvertreter einen Eid abfordert, und ihm die Eidesformel vorschreibt, jenen Karakter der Freiheit finde, der zu einem Eide so nothwendig erfordert wird, daß, meiner Meinung nach, ohne diese Freiheit ein Eid gar nicht bindend seyn kann? Nein, meine Herren, man findet in dieser Eidesformel die nöthige Freiheit nicht. Ich glaube, daß an dem Freudenfeste des vierzehnten Julius das Jubeln und das Freudengeschrei des Monarchen und der Unterthanen sich in einander verlieren müsse. Die Gegenwart des Königs wird für seine Beistimmung zu der öffentlichen Freude hinlänglich Bürge seyn. Aber wenn der König ein eigenes Gelübde aussprechen soll, so verlange ich, daß sich die Versammlung damit begnüge, ihm zu wissen zu thun, was die Konstitution in dieser Rücksicht von ihm fordere; aber daß die Formel des Gelübdes von Niemand anders als von ihm selbst aufgesetzt werden solle.

Bischof von Clermont. Wir wollen jetzt, in Verbindung mit der ganzen französischen Nation den Eid erneuern: der Nation, dem Gesetze und dem Könige getreu zu verbleiben. Wo ist der Frankreicher, ja, ich sage sogar, wo ist der Christ, welcher anstehen könnte ein Versprechen zu leisten, welches durch alle Grundsätze geheiligt wird, und welches allen Freunden der öffentlichen [illegible]ung theuer seyn muß? Erlauben Sie, daß ich, von patriotischen Gefühlen ergriffen, erkläre, daß ich, wenn

es

es nöthig seyn sollte, bereit bin diese Verpflichtung mit meinem Blute zu unterschreiben. Zugleich wollen wir, aber unter ganz verschiedenen Umständen, noch einmal versprechen, was wir schon am vierten Februar versprochen haben; wir wollen, unter dem Siegel der Religion, versprechen: aus allen unsern Kräften, die von der Nationalversammlung beschlossene und von dem Könige angenommene Konstitution aufrecht zu erhalten. Hiebei, meine Herren, kann ich nun, bei der Erinnerung dessen was ich dem Kaiser schuldig bin, doch auch nicht vergessen Gott zu geben was Gottes ist. Ja, in allem, was politische, zeitliche und civile Gegenstände betrifft, glaube ich Ursache zu haben, zu schwören, daß ich die Konstitution aufrecht erhalten wolle. Aber ein Gesetz, welches über alle menschliche Gesetze erhaben ist, befiehlt mir, laut zu erklären, daß ich, in meinem Bürgereide, diejenigen Gegenstände, welche von der geistlichen Macht abhängen, nicht mit begreifen könne; daß jede Verstellung, in dieser Rücksicht, ein Verbrechen seyn würde; daß ich durch jeden Schein derselben Aergerniß geben würde. Demzufolge erkläre ich, daß ich von meinem Eide, ausdrücklich, alles was geistliche Dinge betrifft ausnehme, weil ich in meinem Gewissen überzeugt bin, daß ich dieselben darunter nicht begreifen kann, und ich bitte Sie, zu bedenken, daß selbst diese Ausnahme Ihnen für die Treue, mit welcher ich das was ich geschworen habe zu halten gedenke, Bürge seyn müsse.

Alle Bischöfe, viele Weltgeistliche, und gegen zweihundert andre Mitglieder der Versammlung standen auf, und erklärten, daß auch sie ähnliche Gesinnungen hätten. Nachher entstanden Debatten, über die Stelle

wel-

welche die königliche Familie bei dem Bundesfeste einnehmen solle.

Hr. Malouet. Ich verlange, daß die Versammlung im Kreise um den König sich setze; und daß der President zu der Rechten des Königs, und die königliche Familie in dem Mittelpunkte sitze. Was könnte trauriger seyn, als wenn, bei dem ersten feierlichen Feste, bei welchem die ganze Nation vereinigt seyn wird, die königliche Familie nicht einmal gegenwärtig seyn sollte. Außerdem ist unsre Regierungsform monarchisch. Der Wille der Nation ist hierin sogar der Konstitution zuvorgekommen; und die Nation würde der Versammlung nicht beigestimmt haben, wenn sie beschlossen hätte, daß Frankreich keine Monarchie sey. Daher hat der König seine Gewalt von der Nation erhalten, ehe er dieselbe noch durch das Gesetz erhielt.

Hr. Barnave. Wenn Sie sagen, die Gewalt des Königs komme von der Nation her, wie alle andere Gewalt, so sind wir Einer Meinung. Wollen Sie aber behaupten, die Nation habe die Gewalt dem Könige auf eine andere Weise übertragen, als durch das konstitutionelle Gesetz; so denken wir verschieden.

Die Versammlung beschloß hierauf Folgendes:

1. Der König soll ersucht werden, das Kommando der Bürgermiliz und der übrigen Truppen, welche sich bei dem Bundesfeste einfinden werden, zu übernehmen, und die Officiere zu ernennen, welche, in seinem Nahmen, und unter seinen Befehlen kommandiren sollen.

2. Bei dem Bundesfeste, am vierzehnten Julius, soll der President der Versammlung zu der Rechten des Königs sitzen, ohne daß jemand zwischen ihm und dem Kö-

Könige sitzen könne. Die übrigen Mitglieder sollen zu der Rechten des Presidenten, und zu der Linken des Königs sitzen, und der König soll ersucht werden, selbst Befehl zu geben, daß seine Familie eine schickliche Stelle erhalte.

3. Nachdem die Bürgermiliz und die übrigen Truppen des Königreiches den Eid werden geschworen haben, soll der President aufstehen, und den am vierten Februar geschwornen Eid leisten. Dann sollen alle übrigen Mitglieder der Versammlung aufstehen, und sagen: „ich „schwöre es.“

4. Der König soll folgenden Eid leisten: „Ich, König der Frankreicher, schwöre, daß ich alle die Macht, „welche mir, durch das konstitutionelle Gesetz des Staates, übertragen worden ist, dazu anwenden will, die „von der Nationalversammlung beschlossene, und von „mir angenommene Konstitution aufrecht zu erhalten.“

Am zehnten Julius beschloß die Versammlung: „daß „alle eingezogenen Güter der Nichtkatholischen, welche „sich jetzt noch in den Händen der königlichen Regie be„finden, den rechtmäßigen Erben und Nachfolgern der „Vertriebenen zurückgegeben werden sollen, unter der „Bedingung, daß diese die Gültigkeit ihrer Ansprüche „auf diese Güter, nach einer von der Nationalversamm„lung künftig zu bestimmenden Norm, zu beweisen ge„halten seyn sollen.“

Durch diesen Beschluß hat also die Nationalversammlung alles das Unrecht, welches der verfolgende Ludwig der Vierzehnte den Protestanten angethan hat, soviel in ihrer Macht stand, wiederum gut gemacht.

Der Herzog von Orleans war indessen zu Paris angekommen, und bei seiner Ankunft hatte er Paris mit

mit einer Menge von Broschüren und Pamphleten, für und gegen seine Person angefüllt gefunden. Er gieng nach Hofe und stellte sich dem Könige und der Königin vor. Der König empfieng ihn sehr kalt, und die Königin sprach gar nicht mit ihm. Vor seiner Ankunft hatte er eine, von ihm selbst geschriebene, Vertheidigungsschrift drucken und austheilen lassen. Durch diese Vertheidigungsschrift ward aber Niemand überzeugt. Vielmehr wurde durch dieselbe seine Schuld noch bewiesen. Denn er antwortete nicht einmal auf den Vorwurf, der ihm mit so vielem Recht gemacht wurde, nehmlich: warum er, wenn er an den Gräueln des fünften und sechsten Oktobers keinen Antheil gehabt habe, dennoch bei denselben so gleichgültig geblieben, und, als erster Prinz vom Geblüte, gar nichts gethan habe dieselben zu verhindern. Am eilften Junius erschien der Herzog in der Nationalversammlung und hielt folgende Rede:

„Während ich, vermöge der Erlaubniß, welche die Versammlung mir gab, und dem Wunsche des Königs gemäß, mich entfernt hatte, um in England einen Auftrag auszurichten, den mir Seine Majestät für jenen Hof übertrug, haben Sie beschlossen, daß ein jeder Stellvertreter der Nation den vorgeschriebenen Bürgereid zu leisten gehalten seyn solle. Damals habe ich geeilt, Ihnen meine Anhänglichkeit an diesen Eid zu übersenden, und heute eile ich, denselben mitten unter Ihnen zu erneuern. Der Tag naht heran, an welchem ganz Frankreich feierlich sich vereinigen wird, um eben diesen Eid zu schwören, und an welchem alle Stimmen Liebe zu dem Vaterlande und zu dem Könige einstimmig ausdrucken werden. Für das Vaterland, welches den Bürgern des Staates so theuer ist, die nunmehr ihre Freiheit

 wieder

nigen adelichen Wagen war über das Wappen ein Jalousieladen gemahlt, um dadurch anzudeuten, daß die Abschaffung der adelichen Titel eine Folge des Neides sey. Noch andre ließen, an ihren Wagen, über das adeliche Wappen, eine Wolke mahlen, mit dem Motto: Ce nuage, n'est qu'un passage. Doch wurde dieser Beschluß der Versammlung, so wie alle ihre andern Beschlüsse, über ganz Frankreich, ohne Widerstand, allgemein befolgt und in Ausführung gebracht.

Wenige Tage vor dem Feste verbreitete sich die Nachricht, daß die Arbeiter das Werk noch nicht zur Hälfte geendigt hätten; daß sie sehr langsam und träge arbeiteten; und daß sie von den Feinden der Revolution bezahlt seyen, um nicht zu arbeiten, und um auf diese Weise die Feier des Festes zu verhindern. Kaum wird diese Nachricht in Paris bekannt, als sich schon der Patriotismus der Pariser in seinem ganzen Enthusiasmus zeigt. Zu den 15,000, auf dem Märzfelde zerstreuten besoldeten Arbeitern, gesellen sich plötzlich 100,000 andere, freiwillige Gehülfen. Die Pariser Bürger begeben sich mit hölzernen Schaufeln nach dem Märzfelde. Sie wühlen, im Rausche ihres Freiheitsgefühls, die Erde auf, und führen dieselbe nach den Seiten hin, um das Amphitheater zu errichten. Der Anblick dieser arbeitenden Menschen war einzig, und es läßt sich derselbe, auch durch die genaueste Beschreibung, kaum entfernt erreichen. Auf dem Märzfelde waren jeden Tag über 200,000 Menschen versammelt. Personen von jedem Range, Alter und Geschlecht; alle emsig beschäftigt Erde zu laden, oder wegzuführen; alle lachend vor Freude, im Taumel der Freiheit. Das Märzfeld wurde in einen ungeheuern, unübersehlichen Ameisenhaufen verwandelt. Alles war

in Bewegung; alles in Thätigkeit. Man arbeitete, mit einer Lebhaftigkeit, mit einem Eifer, mit einer Schnelligkeit, mit einer Behendigkeit, mit einer Fröhlichkeit und mit einer Anstrengung aller Leibeskräfte, von denen sich derjenige, welcher nicht selbst Augenzeuge war, unmöglich einen Begriff zu machen im Stande ist. Nur Franzosen können so arbeiten, und dem schwerfälligen, deutschen Zuschauer wird es schwindelig vor den Augen, wenn er der hüpfenden Leichtigkeit und Gewandtheit seiner Nachbarn jenseits des Rheines, mit unverrücktem Blicke, eine Zeitlang zusieht.

Die arbeitenden Gruppen waren äusserst verschieden, und wo man hinsah, da erblickte man neue und eigene Auftritte. Hier kommt eine Prozession von Arbeitern aus der Stadt. Voraus Trommeln und Kriegsmusik; darauf der Anführer; dann einige tausend Menschen, in Prozession, drei und drei, Arm in Arm, neben einander; alle, mit auf die Schultern gelehnten, hölzernen Schaufeln; Männer und Weiber; Greise und Kinder; Herzoge und Tagelöhner; Bischöfe und Friseurs; Generalpächter und Köche; Ludwigsritter und Freudenmädchen; alle in friedlicher Eintracht, Arm in Arm, nebeneinander Freiheitsgesänge singend. In der Mitte der Prozession wird auf einer Stange eine Freiheitsmütze getragen. a) Das Freudengeschrei der Ankommenden mischt sich mit dem frölichen Jauchzen der sie empfangenden Arbeiter. Hier arbeitet eine ganze Familie; Vater, Mutter und acht Kinder. Der Vater und sein ältester Sohn graben die Erde um, die Mutter und die jüngern Kinder füllen die

a) Man sehe das beiliegende Kupfer.

die Schubkarren, und der zweite und dritte Sohn führe dieselben weg. Dort arbeiten ein Paar Kinder nebe ihrem Vater. Die Kinder füllen mit ihren kleinen Schau feln den Schubkarren mit Erde an, der Vater stößt den selben weg, leert ihn aus, und findet schon wiederum e nen andern gefüllt, wenn er zurückkommt. Hier komm so eben aus der Stadt eine Dame an, vormals eine Her zogin, nun aber, seit der eingeführten Gleichheit de Stände, am Range dem Fischerweibe gleich. Da stell sie sich hin, an die brennende Sonne; sie zieht ihre Hand schuhe aus; sie entblößt ihre schneeweissen Arme, und ihre zum Küssen schöne Hand. Sie ergreift, mit den zarten Fingern, deren Spitzen von den Karten, welch sie zu halten gewohnt sind, sich ganz abgeglättet haben eine rauhe Schaufel, und wirft die lockere Erde in den Schubkarren. Der Schweiß läuft von ihrer Stirn her unter, und verursacht, durch Schminke gefärbt, roth Flecken auf ihrer mousselinenen Robe, und weiße Fu chen auf ihren Rosenwangen. Nichts desto weniger fähr sie eifrig in ihrer Arbeit fort, blickt das neben ihr arbei tende Fischerweib mit dem Lächeln der Selbstzufriedenh an, und stimmt mit ein, in den allgemeinen Gesang: Ça i ça ira, ça ira. a) Dort tragen alte Hofdamen, des beitens und der Hitze ganz ungewohnt, Erde in ih taffetnen Schürzen, nach dem aufzurichtenden Hü und keuchen bei jedem Schritte über dieser beschwerlic Arbeit. Fünf bis sechs Personen ziehen gemeinschaft

a) Unter den vornehmen Damen, welche, um sich Pop rität zu erwerben, auf dem Märzfelde mit arbeiteten, z nete sich vorzüglich die wegen ihrer Schönheit berüh Marquise de Grammont aus.

ie mit Erde gefüllten Karren den, zu dem Amphithea-
er bestimmten, künstlichen Hügel hinauf. Die verschie-
ensten Personen ziehen neben einander. Der Stutzer
nd das Fischerweib, der Kartheuser und das Freuden-
ädchen, der Abbe und die Betschwester, der Schorn-
einfeger und die petite Maitresse; alle ziehen mit aus-
estreckten Armen gemeinschaftlich an dem schweren Kar-
en; und, mit einer Empfindung von Mitleid und Unbe-
aglichkeit, sieht man, daß die harten, ledernen, Riemen
es Wagens, die zarte Brust eines schönen jungen Mäd-
hens drücken, welche keuchend den Wagen fortzieht. Al-
es läuft herbei um den Altar der Freiheit errichten zu
elfen. Greise, die schon lange nicht mehr aus der Stadt
ekommen sind, verjüngen sich gleichsam, und mischen
ch, am Arme ihrer alten Gehülfinnen, welche mit ih-
en den dornigen Lebenspfad durchwandelt haben, in
en taumelnden Haufen ihrer Kinder und Kindeskinder.
Der alte Greis und das zahnlose Mütterchen werfen,
mit zitternder Hand, eine Schaufel voll Erde in den Kar-
en, und rechnen es sich zur Ehre an, bei dem großen
Werke der Wiedererneuerung Frankreichs mit gearbeitet
u haben.

Die Einwohner entfernter Dörfer kommen, mit
siegerischer Musik, von allen Seiten herbei. Voran
er Schulze des Dorfes, mit einem breiten dreifarbigen
Ordensbande, à la nation, über der Schulter. Jenseit
es Flusses steigt die ankommende Menge in die Kähne,
nd von dem diesseitigen Ufer wird ihnen Freudengeschrei
nd Zujauchzen entgegen gesandt. Kaum sind sie noch
us den Kähnen ans Land getreten, als sie schon von ih-
en Pariser Brüdern mit Umarmungen empfangen, und
n Triumphe zur Arbeit geführt werden.

Hier

Hier kommt die Armee der im Dienste des Vaterlan,des grau gewordenen und zerstümmelten Invaliden. Der älteste dieser ehrwürdigen Krieger ist an ihrer Spitze. Mit schneeweißem Haare, einem Patriarchen gleich, den Körper mit Narben bedeckt, und mit einem hölzernen Beine, hinkt er langsam voran, und sein linker Arm, lange gewöhnt die Flinte zu schultern, schültert nunmehr die Schaufel. Hinter ihm folgt ein anderer, beinahe eben so alt, der auf seinen Schültern einen lahmen Krieger trägt, welcher nicht mehr gehen kann, und dennoch dieses einzige Schauspiel zu sehen verlangt. „Glaubt nicht, (so ruft der Lahme, auf den Schultern des Greises, dem emsig arbeitenden Volke zu), „glaubt nicht, „meine Brüder, daß ich hieher komme um müßig zu seyn. „Arbeiten kann ich zwar leider! nicht mehr; aber ich „werde mich hinsetzen, und die Röcke meiner Brüder „indessen bewachen, dazu bin ich noch gut genug." Die ganze Prozession dieser Invaliden hat etwas äußerst Rührendes. Keiner ist ohne Narben; alle sind mehr oder weniger verstümmelt. Noch rührender aber ist es, sie nun arbeiten zu sehen. Die, denen ein Bein fehlt, füllen den Karren mit beiden Händen, und die, denen die Hände fehlen, spannen sich an den vollen Karren, und ziehen denselben, vermöge ihrer gesunden Füße, mit sich fort; auf eben die Weise, wie sie vormals, auf dem Schlachtfelde, die Kanonen fortzogen. Alle wollen die Ehre haben; mit zu arbeiten; alle bestreben sich, ein Mittel auszufinden, um zu dem großen Zwecke mit beizutragen und nützlich seyn zu können. Der Schweiß läuft über die Wangen dieser alten Krieger, welche vormals, auf Befehl despotischer Minister, unter der Anführung eines Richelieu und eines Soubise, Deutsch-

lands

ands schöne Gefilde verheerten, und die nunmehr, reiwillig und freudig, das Grab des Despotismus raben, für die künftige Generation den Altar des Vaterlandes erbauen, und den Baum der Freiheit pflanzen helfen, dessen Früchte zu genießen sie nicht mehr hoffen dürfen.

Mit diesen ehrwürdigen Greisen kontrastirt sehr schön er Haufe hüpfender Knaben, welche von jener Seite, us den Schulen und Pensionen entlaufen, singend und auchzend herbeigesprungen kommen. Dir kommt es zu, reudige Schaar! Dir kommt es zu, zu singen! Für dich wird hier gearbeitet, und du wirst einst mit vollen Zügen ie Freiheit genießen, welche jetzt kaum noch gekostet wird! Kommt herbei, ihr muntern Jünglinge! Legt muthig eure noch schwachen Hände an das Werk, und vergießt indessen für das Vaterland euren Schweiß, bis ihr im Stande seyd euer Blut zu seiner Vertheidigung u vergießen!

Alle Gesellschaften, Zünfte, Handwerker, Akademien und Korporationen, kommen zur Arbeit hieher. Jede hat eine Fahne, auf welcher der Nahme der Korporation steht; jede kommt, mit Trommeln und Pfeifen voraus. Hier sind die Schüler der Mahlerakademie; dort die Waffenträger, die Lastträger, die Buchdrucker, die Fleischer, die Schneider, die Schuster, die Studenten der Universität; hier die Friseurs, dort die Kohlenträger, welche beide eine allzugroße Nachbarschaft zu vermeiden scheinen. Auf der Fahne der Kohlenträger steht mit großen Buchstaben geschrieben: „Wir sind nur schwarz von außen, aber die Pfaffen sind durch und durch schwarz." Auf der Fahne der Fleischer sieht man ein großes Messer gemahlt, mit

der

der Umschrift: „Ihr Aristokraten zittert.“ Auf der Fahne der Buchdrucker steht: „Die Buchdruckerei ist „die erste Fackel der Freiheit.“ Auf einer andern Fahne stehen mit großen Buchstaben die Worte: „Frei leben „oder sterben.“

Die Poissarden spielten hier, so wie bei allen solchen Auftritten, auch ihre Rolle. Sie theilten Blumen an vornehme Damen aus, welche sich müde gearbeitet hatten, und umarmten Personen von Stande welche sie mit der Schaufel in der Hand, oder den Schubkarren führend, antrafen: auch arbeiteten sie selbst sehr fleißig. Der vormalige Herzog von Châtelet, ein bekannter Aristokrat, kam an einem Abende nach dem Märzfelde, um der Arbeit zuzusehn. Die Poissarden erkannten ihn, und drängten sich um ihn mit einem Freudengeschrei, wodurch eine große Menge Volks herbeigelockt wurde. Dem Herzoge, welcher die Menge zunehmen sah, fieng an bange zu werden, denn er war schon einmal vorher in Gefahr gewesen, von dem Volke, welchem er verhaßt ist, aufgehängt zu werden. Er bot den Poissarden, um sich von ihnen loszumachen, Geld an: aber sie gaben ihm das Geld zurück, und sagten: „Wir „brauchen dein Geld nicht, nimm eine Schaufel, fülle „einen Schubkarren, und singe mit uns: ça ira, ça ira, „ça ira.“ Der Herzog mußte sich dazu bequemen, und wurde, nach vollendeter Arbeit, von den Poissarden nach Hause begleitet.

Auch die Mönche aus den Klöstern kamen schaarenweise herbei, und mit den Schaufeln zur Arbeit: einige mit Grenadiermützen, welche mit der Kutte sonderbar genug kontrastiren; andere mit Nationalbändern; alle mit dem freudigen Geschrei: „Hoch lebe die Nation!

„Hei-

„Hoch lebe die Freiheit!“ Unter diesen Mönchen zeichnen sich vor allen andern aus die Karthenser. Einige von Ihnen haben dreissig und mehr Jahre, zwischen den engen und stillen Mauern ihrer Zellen lebendig begraben, und für die Gesellschaft verlohren, zugebracht. Nun befinden sie sich auf einmal auf der ungeheuern Ebene des Märzfeldes, zwischen 200,000 arbeitenden Menschen. Ihre Ohren, gewöhnt an den tiefen Baß der langsamen Chorgesänge, hören hier ein ganzes, versammeltes Volk Freiheitslieder trillern. Ihre Augen sind starr vor Bewunderung über das neue Schauspiel; ihre geschorne Stirne zieht sich bei dem Anblicke der Sonne in Falten, weil sie dieses wohlthätige Feuer, welches die ganze Natur erwärmt und erleuchtet, zwischen den Mauern ihres Klosters so lange nicht gesehen haben. Ihr Mund, der seit so langer Zeit weiter nichts als das einfältige: Memento mori ausgesprochen hat, versucht nun zum erstenmal wiederum menschlich zu sprechen; und endlich erschallt, nach langen vergeblichen Versuchen, aus ihren geöfneten Lippen der Zauberton: Vive la nation! Grosses, erhabenes, herrliches, einziges Schauspiel! Diese Mönche ergreifen nunmehr die Schaufel, nicht, wie vorher, um, nach der Vorschrift ihres Stifters Bruno, ihr eignes Grab, sondern um das Grab des Despotismus zu graben! Sie kommen hieher, nicht um sterben zu lernen; eine Kunst, die man gar nicht zu lernen braucht, und die man zulezt, man mag wollen oder nicht, dennoch lernen muß: sondern sie kommen hieher — um leben zu lernen; eine Kunst, welche alle Kartheuser vor ihnen, und noch viele andere ehrliche Leute, ja selbst der heilige Bruno, nicht verstanden haben. Die neugierige Menge versammelt sich um diese weißbekutteten Mönche, welche man im Jahre

1790

1790 zum erstenmal auf dem Märzfelde erblickt; und unter der Menge der Zuschauer machen sich einige Freudenmädchen das schalkhafte Vergnügen, eine flüchtige Röthe über die Wangen dieser fleischscheuenden Väter zu jagen. Sie führen leere Schubkarren herbei, tanzen im Kreise um die Mönche herum, und rufen: „Füllt, ihr Väter, füllt!" und die Paters, nachdem sie sich von ihrem Erstaunen etwas erholt haben, geben den Mädchen ihre Hände, die Hände, welche in dreissig und mehr Jahren keine Weiberhand berührt hatten, und tanzen mit in dem fröhlichen Reihen.

Bald zerstreut sich diese Gruppe, und eilt, durch Neugierde getrieben, nach dem andern entfernten Ende des Feldes, wo man eine grosse Menge Volks sich versammeln sieht. „Was ists? Was giebts?" so fragt einer den andern, bis man näher kömmt. Nun fragt niemand mehr. Man erblickt schon von weitem die Ursache des Zulaufs. Es ist la Fayette, der Generalkommandant der Pariser Bürgermiliz; es ist la Fayette, auf seinem weissen Pferde. La Fayette, gegenwärtig der erste Mann in ganz Frankreich; mehr geehrt, mehr geschätzt, mehr geliebt, und mächtiger als selbst der König. La Fayette ist jetzt der Liebling, der Abgott des Volks, das ihm auch in der That viel zu verdanken hat. Von allen Seiten klatscht man ihm Beifall zu; von allen Seiten ertönt die Luft von dem Geschrei: „Hoch lebe „la Fayette!" und so oft das Volk, vom Schreien müde, eine Pause macht; so oft sucht la Fayette diesen Ton, der seinen Ohren so angenehm ist, mit demagogischer Kunst, durch Hutabnehmen und durch Verbeugungen, wiederum hervorzulocken, und er erreicht auch immer seinen Zweck. Die unbeständige Menge muß einen

Götzen haben, den sie, wie der Neger seine Fetische, wechselsweise anbetet und bespeyt. Vor dreyßig Jahren war Ludwig der Vielgeliebte dieser Götze; vor fünf und zwanzig Jahren war es der verstorbene Dauphin; vor zehn Jahren war es Ludwig der Gerechte; dann war es Necker; heute ist es la Fayette; morgen Barnave; und übermorgen vielleicht Mirabeau.

Auch die Menge, welche sich um den angebeteten la Fayette versammelt hatte, zerstreut sich endlich; und nunmehr entsteht ein neuer Auftritt; wohl der merkwürdigste in dem gegenwärtigen Jahrhunderte; eine Scene einzig in ihrer Art, und deren Andenken sich niemals aus meinem Gedächtnisse verlieren wird. Der König der Frankreicher, Ludwig der Sechszehnte ist hier, ohne Leibwache, ohne Gefolge; allein, in der Mitte von 200,000 arbeitenden Menschen, seinen Mitbürgern, nicht mehr seinen Unterthanen. Er ergreift die Schaufel und füllt einen Schubkarren mit Erde. Beifallsklatschen, Freudengeschrei, Jauchzen, Rufen: „Hoch „lebe der König! Lange lebe der König!" und andere Freudensbezeugungen wollen gar kein Ende nehmen. Die ganze freudetrunkne Menge drängt sich um ihn, nennt ihn Vater des Volks, Freund, und giebt ihm alle die süßen Nahmen, welche der Despot aus dem Munde seiner Schmeichler nie hört, und welche nur ein guter und gerechter König, aus dem Munde eines freien Volkes, hören kann. Gerührt wendet sich der Monarch hinweg und weinet Freudenthränen: und nun verdoppelt sich das Zurufen und das Freudengeschrei. a)

Was

a) Man sehe die beiliegende Kupfertafel.

Was bei dem majestätisch grossen und einzigen Schauspiele, welches das Märzfeld in diesen Tagen darboth vorzüglich bemerkenswerth war, und beinahe unglaublich scheint, ist, daß unter dieser ungeheuren Menge von Menschen auch nicht eine einzige Schildwache war, niemand, der dazu bestimmt gewesen wäre, Ordnung zu erhalten, und daß dessen ungeachtet nicht die geringste Unordnung vorfiel. So viel wirkt der Enthusiasmus der Freiheit, bei einer für Enthusiasmus jeder Art so empfänglichen Nation als die Französische ist. Das Volk übte unter sich selbst Gerechtigkeit aus. Störte jemand die öffentliche Ruhe, so gab man ihm einen Verweis, und folgte er dann nicht, so wurde er von dem Orte weggejagt. Daher entstand das unbegreifliche Zutrauen, welches einer in den andern setzte. Ein wohlgekleideter, junger Mann kam nach dem Märzfelde. Er zog seinen Rock aus, warf denselben auf die Erde, nahm seine beiden goldnen Uhren aus der Tasche, ergriff die Schaufel, und gieng hinweg zur Arbeit. „He! ruft „ihm jemand zu, wollen Sie Ihre beiden goldenen Uh„ren so liegen lassen?“ — „Warum nicht? antwortete jener, „sollte ich Mißtrauen in meine Brüder setzen?“ Nach der Arbeit kommt er wiederum zurück, und findet seine Uhren, bei denen indessen Tausende vorüber gegangen waren, unversehrt, auf der Stelle wieder, wo er dieselben hingelegt hatte. — Ein ehrlicher, alter Bürger gieng, mit einem Glase in der Hand, herum, und hinter ihm schob sein Bedienter ein Faß mit Wein auf einem Schubkarren fort. Der Alte bot jedermann umsonst zu trinken an; er erquickte die erschöpften Arbeiter, und wenn einer zu ihm kam, welcher nicht erschöpft schien, so sagte er zu ihm: „Trinkt nicht, wenn Ihr nicht dur-

stig

lig seyd!“ Die ungeheure Ebene des Märzfeldes war ein großes belebtes Gemälde, welches alle Vorstellung und Beschreibung übertrifft, und welches nachzuzeichnen keine Darstellungskraft vermag. Die Vereinigung aller Stände, und die, der Natur angemessene, philosophische Gleichheit aller Menschen, war bisher nur theoretisch, in den Werken berühmter Schriftsteller, vorhanden gewesen: hier aber, auf dem Märzfelde, wurde dieselbe praktisch ausgeführt — und alle Stände gewannen dabei.

---

# Anhang.

## Nachricht über die sogenannte Propaganda.

Seit einiger Zeit spricht man, in allen Ländern Europas, sehr viel von der Propaganda: das heißt, von einer Gesellschaft, deren Mitglieder sich verschworen haben, die Unterthanen überall gegen ihre rechtmäßigen Oberherren aufzuwiegeln, und Zwietracht und Unruhe in alle Europäischen Staaten zu bringen. Bisher kennt man diese Gesellschaft bloß allein aus ihren Wirkungen. Man weiß daß dieselbe aus zwei Klassen von Menschen besteht: aus Schwindelköpfen, welche sich dazu berufen wähnen, die Welt zu verbessern, und aus ehrgeizigen Bösewichtern, welche Jenen schmeicheln, um sie als Werkzeuge gebrauchen zu können, und welche Alles unter einander zu werfen wünschen, um alsdann im Trüben zu fischen, und sich der Macht zu bemächtigen, nachdem dieselbe den rechtmäßigen Händen entrissen seyn würde.

Ich habe mir viele Mühe gegeben in Frankreich selbst etwas Zuverlässiges von dieser Gesellschaft zu erfahren. Ich habe mich zu Paris in alle Klubs aufnehmen lassen; sogar

sogar in den berühmten Klub von 1789, dessen Präsident der Marquis von Condorcet ist, und in welchen, so viel ich weiss, außer mir, kein einziger Fremder den Zutritt erhalten hat. Aber alle meine Mühe, und alle meine Nachforschungen waren vergeblich, bis ich endlich, vor einiger Zeit, durch die Güte eines vortreflichen Mannes, dem das Wohl der Menschheit aufrichtig am Herzen liegt, folgende authentische Nachricht erhielt, welche ich hier, mit seiner Erlaubniß, übersetzt mittheile. Die Authenticität der Nachricht kann ich verbürgen.

„Der Klub der Propaganda ist sehr verschieden von dem Jacobinerklub, obgleich beide nur gar zu oft mit einander verwechselt werden. Die Jakobiner sind die Aufwiegler der Nationalversammlung: die Propaganden hingegen sind die Aufwiegler des ganzen Menschengeschlechts. Dieser Klub existirt schon seit 1786, und die Herren Rochefoucault, Condorcet und der Abbe Sieyes stehen an der Spitze desselben."

„Ihre Grundsätze bestehen darin: daß sie einen philosophischen Orden zu stiften vorhaben, welcher über die Meinungen aller Menschen unumschränkt herrschen soll. Um ein Mitglied dieser Gesellschaft zu werden, muß man entweder ein Vertheidiger der Modephilosophie (das heißt, des dogmatischen Atheismus) oder ehrgeizig; oder mit der Regierung, unter welcher man lebt, unzufrieden; oder wahnsinnig seyn. Bei der Aufnahme giebt man sein Ehrenwort, daß man Verschwiegenheit beobachten wolle. Aber, ehe er noch aufgenommen wird, stellt man dem Aufzunehmenden vor: die Zahl der Brüder des Ordens sei ungeheuer groß; sie seyen über die ganze Erde verbreitet; und alle diese Brüder bemühten sich unaufhörlich, die falschen oder verrätherischen Brüder aus dem Wege

zu schaffen, wenn diese es wagen sollten das Geheimni
zu verrathen. Der Aufzunehmende giebt ferner sein E
renwort: daß er seinen Brüdern alles entdecken; da
Volk jederzeit gegen die Regierung vertheidigen; sich j
dem willkührlichen Befehle widersetzen; und alles thu
wolle, was von ihm abhänge, um eine allgemeine Tol
ranz aller Religionen einzuführen."

Es giebt zwei Klassen von Mitgliedern: solche die be
zahlen, und solche die nicht bezahlen. Die bezahlende
Mitglieder geben jährlich vier Karolins, und die Reich
geben doppelt soviel. Die Anzahl der bezahlenden Mi
glieder beträgt ungefähr 5,000; die Anzahl der nicht be
zahlenden Mitglieder ist über 50,000. Diese geben nichts
aber sie machen sich verbindlich, in allen Ländern die Leh
ren der Propaganda auszubreiten, und ihre Zwecke z
befördern."

„Der Orden hat zwei Grade: Adspiranten und Ini
tirte. Den Adspiranten ist der Zweck des Ordens be
kannt; aber die Initirten kennen überdieß noch die Mi
tel, deren sich der Orden bedient, um zu diesem Zweck
zu gelangen. Ein Adspirante kann nicht eher zum Initi
ten aufgenommen werden, ehe er nicht eine philosophi
sche Mission unternommen hat, und deutlich beweise
kann, daß er zehen Proselyten angeworben habe. D
Kasse des Ordens besitzt gegenwärtig zwanzig Millio
nen Livres baares Geld, und, zufolge der letzten A
rechnung, werden, noch vor dem Ende dieses Jahr
(1791) dreissig Millionen in derselben vorhanden seyn."

„Der Orden beruht auf folgenden Grundsätzen: B
dürfniß und Meinung sind die Triebfedern all
menschlichen Handlungen. Macht also, daß d
Bedürfniß entstehe, oder beherrscht die Meinun
und ihr werdet alle Systeme in der Welt ersch

ter

tern; selbst diejenigen, welche am festesten gegründet zu seyn scheinen."

„Die Holländer zu verführen hat dem Orden große Mühe gekostet: aber der Gedanke, daß der Stoß allgemein sey, hat sie endlich auch mit fortgerissen."

„Der Plan des Ordens ist folgender: Niemand kann leugnen, daß die Unterdrückung, unter welcher die Menschen leben, eine schreckliche Barbarei ist; diese muß daher durch das Licht der Philosophie zerstört werden. Ist dieses erst geschehen: dann darf man nur den günstigen Zeitpunkt abwarten, in welchem die Gemüther allgemein gestimmt seyn werden, das neue System anzunehmen, welches, über ganz Europa, auf einmal geprediget werden muß. Diejenigen, welche sich diesem System hartnäckig widersetzen, muß man suchen, durch Ueberredung oder durch die Nothwendigkeit, auf andere Meinung zu bringen. Fahren sie aber fort widerspenstig zu seyn: so muß man sie behandeln, wie man jetzt die Juden behandelt, und ihnen überall das Bürgerrecht versagen."

„Nach diesen Artikeln kommt noch ein anderer, in dem Plane des Ordens, der nicht weniger sonderbar lautet: Er heißt:

„Die Propaganda darf nicht eher einen Versuch machen, ihren Plan in Ausführung zu bringen, ehe sie nicht vollkommen überzeugt ist, daß „das Bedürfniß vorhanden sey. Besser wird es „seyn, noch funfzig Jahre zu warten, als durch „Uebereilung den Zweck zu verfehlen."

„Eine zahlreiche Gesellschaft, deren Mitglieder bis jetzt bloß noch einzeln handeln; die Geld anhäuft; die langsam zu Werke geht, und sich vor aller Uebereilung sorgfältig hütet; die keinen Streich schlagen will, ehe sie nicht des Erfolges gewiß ist: Eine solche Gesellschaft

ist

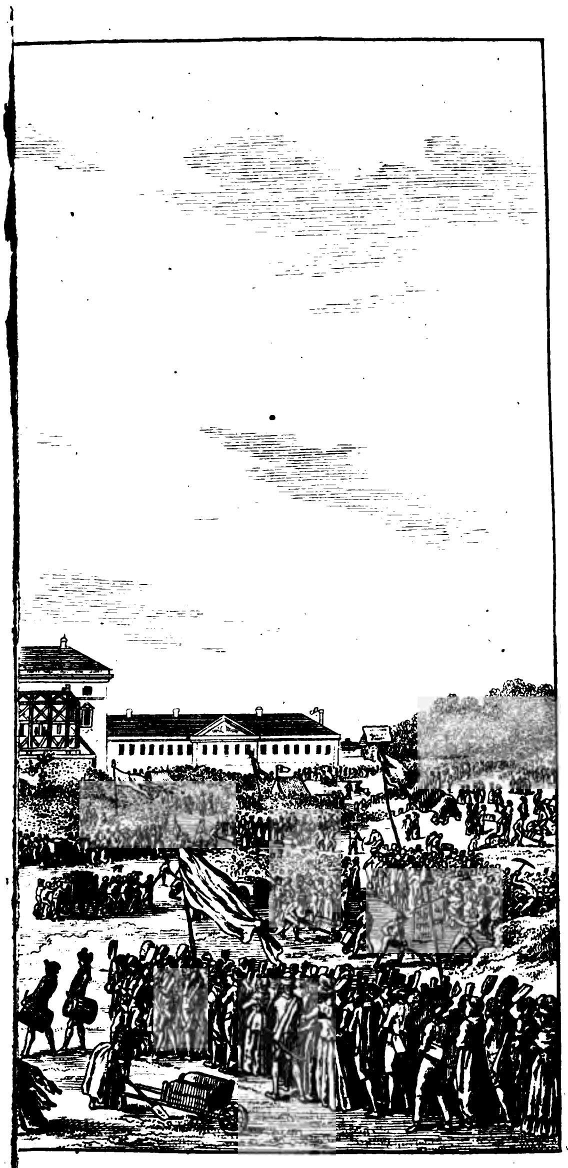
ist sehr gefährlich: Ihre Progressen können vielleicht schnell seyn; und ihre Ausrottung scheint beinahe unmöglich."

„Die nach Frankreich geflüchteten holländischen Patrioten rechnen auf die Propaganda, als auf etwas ganz Untrügliches. „Gesetzt auch" so sprechen sie, „gesetzt auch, „die französische Revolution komme nicht zu Stande; gesetzt das Haus Oestreich wolle uns nicht helfen; so bleibt „uns zuletzt doch noch die Propaganda." Ueber ganz Holland giebt es Missionaire dieses Ordens, und vielleicht sogar schon einige regelmäßige Logen."

„In dem Klub der Volksfreunde zu Brüssel, hat vor kurzem ein Redner folgende merkwürdige Worte gesagt: „Ueberall werden Fesseln geschmiedet, aber Philosophie und Vernunft werden einst siegen, und die Zeit „wird kommen, da der unumschränkte Beherrscher des „Ottomannischen Reiches sich am Abende als Despote zu „Bette legen, und am andern Morgen als Staatsbürger aufstehen wird."

„Aus allen holländischen Provinzen erhält die Kasse der Propaganda beträchtliche Summen."

Ende des dritten Bandes.



*MAERZFELDE.*

